Wanderungen

durch die

Hochalpen

nebst Ausflügen nach den

Normannischen Inseln

und

Sicilien.

Von

Rodrich Gedike.

Herrn und Frau Doctor Hetzler

zum freundlichen Gedenken

der Verfasser.

Wanderungen

durch die

Hochalpen

nebst Ausflügen nach den

Normannischen Inseln

und

Sicilien.

Von

Rodrich Gedike.

Berlin W. (1889)
Druck und Verlag von Otto Dreyer
Unter den Linden 17.

Vorwort.

Den Kreisen Derer, welche die Berge am liebsten von unten ansehen, steht aus allen Ländern eine, von Jahr zu Jahr wachsende Zahl Solcher gegenüber, die einen hohen Genuß darin finden, in den Hochalpen die gewaltigen Formen des Gebirges und der Gletscher in unmittelbarer Nähe zu schauen, den ganzen Aufbau in seinen Klammen und Klüften, Gründen und Schründen zu erkunden, die Stätten des ewigen, des unvergleichlichen „Firn"=Schnee zu betreten, die obersten Berggipfel zu ersteigen, und von dort, wenngleich fern von den Wohnplätzen der Menschen, in reiner Luft Umschau zu halten über die weite Felsen= und Eiswelt nah und fern.

Hohe Anspannung und zähe Ausdauer der Kräfte für dieses Ziel, Ueberwindung von Schwierigkeiten und Gefahren, vorübergehende Entbehrungen gehören mit zu den Freuden der Freunde dieser Richtung.

Derselben Neigung entsprangen die ursprünglich nur zum Anhalt für das eigene Gedächtniß bestimmten Aufzeichnungen des Verfassers, aus welchen vorläufig die auf vier Jahre bezüglichen hier folgen. Die Begeisterung für die vielgestaltige,

unerschöpfliche Schönheit des Hochgebirges hat ihn in Folge mehrjähriger Uebung nach und nach auf manchen Gipfel der Alpenkette in Schweiz und Oesterreich, in manche von Touristen weniger betretene Theile der Umgebung geführt, oft ohne Pfad, meist ohne Führer, fußend auf vorzüglichen Terrain-Karten, auf sorgsamer beständiger Beobachtung der Oertlichkeit und Witterung.

Möchten den Freunden der Berge diese schlichten Aufzeichnungen willkommen sein, — anregend oder unterstützend die warme Empfänglichkeit für die Wunder der Schöpfung.

Der Verfasser.

Besteigung des Sentis und Speer; über den Klausenpaß nach Altdorf.

Die letzten Schatten der Nacht kämpften noch mit dem kommenden Tage, als ich, am 28. Juli, im leichten Gebirgsanzug, mit Tornister und Alpstock versehen, von der Pension W. bei St. Gallen (meinem langjährigen Standquartier für die Zeit der Alpenwanderungen) dem nahen Fußwege zuschritt, der direct nach Vöglisegg führt.

Nach dreiviertelstündigem Steigen gelangte ich zur Höhe hinauf; die Ortschaften Speicher und Trogen, von üppig grünenden Matten und bewaldeten Hügeln umgeben, die eben die ersten Strahlen der Morgensonne begrüßten, lagen unmittelbar vor mir. Kurze Zeit der Landstraße folgend, betrat ich alsbald den Weg, der von hier zunächst über Alpwiesen und später durch Tannengehölz hinauf nach dem Gaebris führt, einem 4000 Fuß hohen Hügel, auf dessen Gipfel eine kleine, aber treffliche Bergwirthschaft den Fremden willkommen heißt.

Man hatte jetzt den ersten Blick auf das schöne Appenzeller Land, sowie auf die Sentiskette, die von hier aus sich prächtig ausnimmt und mein nächstes Reiseziel sein sollte. Nach kurzer Rast stieg ich abwärts, passirte die Dorfschaft Gais und erreichte nach zweistündigem Marsch den freundlichen Kurort Weißbad, um die größte Hitze des Tages einstweilen hier abzuwarten.

Gegen vier Uhr wanderte ich weiter, immer noch bei glühender Sonne, die mich bis zu der Stelle begleitete, wo der Fußweg den

Bach verläßt und links an der Bergwand entlang sich über die Hüttenalp nach dem Gloggernfelsen hinaufzieht. Mit Letzterem zugleich beginnt auch die Sentisgruppe ihren Character als Hochgebirge recht eigentlich erst zu entfalten. Gewaltige schroffe Felswände erheben sich zu den Seiten und schließen die Außenwelt ab. Der nur wenige Fuß breite Weg zieht sich etwa in halber Höhe an den steilen Gloggern entlang, deren jäh aufragende Wand man fast mit der Schulter streift, während zur Rechten das Auge senkrecht gegen 1000 Fuß tief hinabblickt auf den unten im einsamen Grunde gelegenen Seealpsee.

Nach nahezu einstündiger Wanderung auf diesem an sich sehr schönen, für Solche, die zu Schwindel geneigt sind, aber wenig zu empfehlendem Pfade, erreichte ich gegen sieben Uhr Abends die Hütten der Meglisalp, die schon manchem Sentissteiger ein Unterkommen geboten. Es war gerade die Zeit des Melkens, zahllose Kühe und Ziegen umstanden und umlagerten die Hütten, so daß es dem Sennen fast schwer wurde, ein geeignetes Plätzchen zu finden, wo er mir auf dem alten gebrechlichen, kaum noch transportabeln Tisch seine Alpenkost vorsetzen konnte. Das Mahl war freilich sehr einfach, dafür aber auch die Natur so wunderbar schön und großartig, daß ich doch einen hoch genußreichen, und, was die gehörnte Gesellschaft in meiner Umgebung betraf, sehr idyllischen Abend verlebte.

Um vier Uhr am anderen Morgen stieg ich wenige Schritte von den Hütten an der steilen Bergwand empor, die das einsame Hochthal nach der rechten Seite hin begrenzt. Die Felsenwelt hatte heute ihr schönstes Gewand angelegt und prangte im reichsten Flor von blühenden Alpenrosen, die stellenweis teppichartig die abschüssigen Hänge bedeckten. Bei der sogenannten „Wagenlucke", einem malerischen Felseinschnitt, wurde der Weg immer rauher und steiler, und die äußerste Spitze des Sentis, die bisher durch die Bergwand verdeckt war, zum ersten Male sichtbar.

Nachdem ich auf der letzten Strecke noch durch wenigen Schnee gestiegen, betrat ich kurz vor sieben Uhr den 8000 Fuß hohen Gipfel. Ungeachtet des bedeckten Himmels war die Aussicht immerhin lohnend, indem das nur leichte Gewölk, bald nach hier, bald nach dorthin sich

lichtend, die prachtvollsten Durchblicke gewährte und dem Auge so nach und nach, wenn auch nur allmälig und stückweise, das Gesammt-Panorama vorführte.

Das Letztere darf sich entschieden zu den schöneren in der Alpenwelt rechnen. Während der größere Theil der Nordschweiz mit dem nahen Vorarlberg sein Gipfelmeer hier entfaltet, und gleichzeitig wiederum der Blick über die Fluthen des Bodensees hinweg bis weit nach Bayern hinein und bis zum Schwarzwalde schweift, treten, dicht um ihr Haupt geschaart, von allen Seiten die Höhen der Sentisgruppe heran und lassen auf ein buntes Gewirr von zerklüfteten Graten und Spitzen, von wilden düsteren Schluchten, von phantastisch geformten Felszacken und schwindelnden Abgründen schauen.

Eine volle Stunde hindurch genoß ich die herrliche Rundschau, bevor ich das Wirthshaus betrat, um mich hier der guten Frau Dörig als dankbarer Gast zu erweisen.

Gegen Mittag nahm das Gewölk einen drohenden Character an. Da es ohnehin meine Absicht war, in Wildhaus im Toggenburg noch vor Abend einzutreffen und die Witterung für die nächsten Stunden noch einige Garantien bot, entschied ich mich für den Abstieg. In Gesellschaft dreier Touristen, die oben genächtigt hatten, überschritt ich das unterhalb des Gipfels gelegene kleine Schneefeld sowie den Anfang des Grates, der die Spitzen des Hohen Sentis und des Altmann mit einander verbindet, und wandte mich dann direct den südlichen Abstürzen zu.

Während dunkle Wolken bereits gegen die steilen Felswände anstürmten, ging es munter mit entsprechender Vorsicht auf dem schmalen Fußwege abwärts. Weiterhin wurde der Pfad bequemer und zog sich in langen Windungen, nur ganz allmälig sich senkend, an der linken Berglehne hin.

Nach fünfviertel Stunden auf dem Schafboden angelangt, betraten die Herren, in der Meinung, der Witterung trauen zu dürfen, die nächste der dortigen Sennhütten, um hier den ermüdeten Gliedern die erwünschte Ruhe zu gönnen und zugleich sich den Milchvorrath nach Kräften zu Nutzen zu machen. Ich für meine Person zog es vor, die Wanderung fortzusetzen und traf gegen drei Uhr Nachmittags

in Wildhaus ein. Der Instinkt hatte mich richtig geleitet; kaum hatte ich den Gasthof betreten, als der Regen sich in Strömen ergoß, während hin und wieder ein Blitzstrahl die schwarzen Wolken durchzuckte. Die oben erwähnten Herren langten erst gegen Abend an und zwar mit der Versicherung, auch nicht einen trockenen Faden mehr am Leibe zu haben.

Es regnete die ganze Nacht und auch noch den größeren Theil des folgenden Tages hindurch. Erst Nachmittags klärte sich der Himmel, so daß ich Gelegenheit hatte, noch während der Abendstunden bis Stein im Toggenburg zu wandern. Die kleine Wirthschaft daselbst ließ an Schmutz und Ursprünglichkeit kaum etwas zu wünschen übrig; zumal war die Rattenfalle, die mein dürftiges Zimmer zierte, ein ziemlich deutlicher Hinweis, welche Freuden man eventuell für die Nacht zu gewärtigen hatte.

Trotz alledem schlief ich vortrefflich und befand mich am anderen Morgen schon zeitig auf dem Wege zum Speer, dessen weithin sichtbaren Gipfel ich heute zu betreten gedachte. Eine Stunde lang führte der Weg durch üppige Wiesengelände an einzelnen Hütten vorüber, deren männliche Bewohner vor den Thüren ihre Sicheln und Sensen klopften und von dieser Beschäftigung nur aufblickten, um dem frühzeitigen Wandersmann den Morgengruß zu erwidern. Am Ende des lieblichen Thales begann allmälig der Wald und mit ihm zugleich die Steigung. Ein längerer Marsch durch Gehölz in unbekanntem Terrain zählt nie zu den Annehmlichkeiten, der Umblick ist hier erschwert, Karte und Kompaß vermögen wenig zu helfen, nur das Auffinden der richtigen Wege vermag gegen Irrgehen zu schützen. Auch mir sollte Gelegenheit werden, über Vorstehendes nachzudenken. Eine Stunde lang mochte ich bereits im Walde gestiegen sein, als der Weg sich wiederholentlich theilte und ich mich schließlich einem Gewirr von Pfaden gegenüber befand. Ich hatte das Mißgeschick, unter ihnen den falschen zu wählen, ein Fehlgriff, den ich mit langem, ziemlich beschwerlichen Umherklettern in urwaldartigen Partien des Waldes zu büßen hatte.

Zum Ausgang des Gehölzes gelangt, war es nunmehr leicht, sich wieder zu orientiren. Zunächst über Rasenhänge und dann auf

bequemem Wege an steilen Geröllhalden ansteigend, erreichte ich um zehn Uhr Vormittags den 6000 Fuß hohen Gipfel.

Der Himmel war wolkenrein und der endlose Wald von Bergspitzen bis in die äußersten Fernen erkennbar. Aus den Reihen der bescheideneren Nachbarn ragten die massigen Formen des Glärnisch, der firnumpanzerte Tödi und die schönen Gletschergebilde der Sardona-Gruppe hervor; von Norden und Osten her traten die dunklen Wände des Sentis und die der nahen Churfirsten heran, während nach Westen hinaus das Auge auf den Züricher See hinabschaute, dessen lichte, meergrüne Fluthen die weiten Thalgründe ausfüllten. Einen wilden großartigen Anblick gewährten die in unmittelbarer Nähe wie dachförmig aufragenden Felswände, deren zackige Firsten und Zinnen, gewaltigen Klippen vergleichbar, kühn hinaus in die Lüfte starrten.

Tief unten, auf grünem Grunde, eine halbe Stunde vielleicht vom Gipfel des Speer entfernt, lag die freundliche Bergwirthschaft Kasern, zu der ich später hinabstieg, nachdem ich bis ein Uhr Mittags die Rundschau genossen hatte. Ich war heute der einzige Gast und durfte mich ungestört beim einfachen Mittagsmahl den schönen Eindrücken hingeben, welche die friedliche Stille des Ortes und die malerischen Umgebungen hervorriefen.

Mit Benutzung des nicht mehr zu fehlenden, zwei Stunden lang sich hinziehenden Weges, bei oft entzückendem Blick auf den unten in sonniger Tiefe gelegenen Wallensee, ging es weiter hinab nach Weesen, zuletzt in vollem Trabe, um einem vom Tödi her immer näher rückenden Gewitter noch rechtzeitig zu entrinnen. Meine Eile sollte denn auch vom besten Erfolge gekrönt sein, ich befand mich schon wohlgeborgen in dem nach Glarus abgehenden Zuge, bevor es dem Unwetter gelang, seine Wassermassen niederzusenden.

Andern Morgens pilgerte ich behaglich das anmuthige Linthal hinauf nach dem Ort gleichen Namens und besuchte von hier aus nach Tische das am äußersten Ende des Thales gelegene Oertchen Thierfeld, um Erkundigungen einzuziehen in Betreff der für den nächsten Tag geplanten Besteigung des Tödi. Wie ich vermuthet, rieth man mir ab, und zwar wegen des erst kürzlich auf den Höhen gefallenen Schnees, der einstweilen das Betreten der Gletscher nicht

rathsam erscheinen ließ. Das nämliche galt vom Sandgrat, einem ziemlich beschwerlichen Paß, der von hier nach Dissentis führt.

So sah mich denn der nächste Morgen durch den prächtigen Buchenhain, der unweit Linttthal beginnt, an der rechten Bergwand hinauf steigen, um über den Klausenpaß, ein 6000 Fuß hohes Joch, nach dem Städtchen Altdorf zu wandern. Bald, nachdem er den Wald verlassen, zog der Weg sich in steilen Windungen über grüne Matten hinweg und später durch Nadelgehölz in Zeit von etwa drei Stunden zum Urnerboden hinauf, wohl einer der ausgedehntesten und schönsten Alpen der Schweiz. Aus der Ferne bemerkte man schon die Reihen der rauchenden Hütten wie die zahllosen Rinderheerden, die das stille Hochthal belebten.

Bis zum Ende des Urnerboden hatte ich noch eine Stunde zu wandern, dann ging es auf rauhem Pfade, den schönen Clariden-Gletscher fast immer nahe zur Linken, an der nördlichen Berglehne aufwärts.

Um neun Uhr erreichte ich die Paßhöhe. Ungeachtet der fehlenden Fernblicke bot doch die nächste Umgebung, eine ernste, starre Gebirgswelt, noch immer des Anziehenden genug, den Tornister bei Seite zu legen und, in warmer Sonne gelagert, sich eine Stunde hindurch der schönen Natur zu erfreuen.

Späterhin über grünende Alpen dem Laufe des Baches folgend, gelangte ich nach kurzer Zeit zu dem jähen Absturz der Balmwand, wo das Auge plötzlich gebannt wird durch den herrlichen Blick hinab auf das unmittelbar in der Tiefe sich öffnende Schächenthal. Der im Zickzack steil an den Felsen sich niederschlängelnde Weg führt in ungefähr dreiviertel Stunden hinunter zum ärmlichen Aeschen, einem kleinen Hüttencomplex inmitten eines grün bewachsenen, wildromantischen Thalkessels. Von der nahen Bergwand zur Linken sieht man die Wasser des Stäubibaches, durch vorspringende Felsen und Steine in unzählige Atome zertheilt und von Silberschaum überfluthet, als duftige, funkelnde Staubmasse in weitem Bogen herabstürzen, ein hoch imposanter Anblick, der den malerischen Reiz der Umgebung noch um ein Beträchtliches steigert.

Gegen Mittag erreichte ich Unterschächen, nahm dort ein mäßiges Diner ein und wanderte dann durch die Thalschlucht über Bürglen nach Altdorf hinab, wo ich im Gasthaus zum Goldenen Schlüssel vortreffliche Aufnahme fand.

Besteigung des Eggischhorn. Zur Bellalp und über den Weichgrat nach Zermatt.

Die Witterung am anderen Morgen war trübe und zum Regen geneigt und nicht gerade sehr verlockend zu pfadlosen Excursionen. Ich benutzte daher die nächsten Tage, durch das Reußthal und über die Furka nach Viesch im Rhonethal zu wandern.

Das Wetter hatte sich inzwischen gebessert, nur der Boden war vom Regen noch erweicht, als ich am Morgen des dritten Tages durch Wald- und Weideterrain zum Hotel zur Jungfrau hinaufstieg, um von hier aus dem Eggischhorn meinen ersten Besuch zu machen. Unmittelbar um den Gasthof herum war ein dichter Nebel gelagert, der jegliche Aussicht benahm, dessen ganze Beschaffenheit jedoch zu der Hoffnung berechtigte, weiter nach oben hinauf einen klaren Himmel zu finden. Ich entschloß mich daher zur sofortigen Besteigung des Berges. Einen Führer hielt ich trotz des Nebels insofern für überflüssig, als der Wirth versicherte, daß nur ein und derselbe Weg bis hinauf auf den Gipfel führe und nirgends ein Pfad sich abzweige.

So wanderte ich denn getrost durch die dunkle Nebelnacht aufwärts, um jedoch schon nach dreiviertel Stunden an einen Punkt zu gelangen, bei dem der Fußweg sich theilte. Die Entdeckung war nicht sehr erfreulich; ich überlegte indessen nicht lange, sondern folgte dem am meisten betretenen, sich nach rechts hin wendenden Wege.

Leider hatte ich nicht glücklich gewählt; schon nach einigen 30 Minuten erreichte ich das Ende des Pfades und befand mich unmittelbar vor dem Absturz zum Aletschgletscher. Daß hier nicht der Weg sein konnte, zum Eggischhorn zu gelangen, bedurfte keiner weiteren Erklärung. Schon war ich eben im Begriff, nach dem Kreuzpunkt zurückzukehren, als sich plötzlich der Nebel zertheilte und oben aus tiefblauem Himmel der weiße Gipfel herabschaute.

Jeder Weg war nunmehr entbehrlich; ich durfte mir die Umkehr ersparen. Den Gipfel immer vor Augen, über Schnee und Felsen emporklimmend, gelangte ich nach dreiviertel Stunden zum Anfang des eigentlichen Kegels und erreichte um ein Uhr Mittags die Spitze des Eggischhorn, die, nur wenige Quadratschuh umfassend, sich ungefähr 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt.

Der Himmel war wolkenlos; von nah und fern strebten zahllose Gipfel der Sonne entgegen, deren Strahlen eine wundersame erhabene Gebirgswelt beleuchteten. In unmittelbarer Nähe, von den Aetherwellen umwoben, erglänzten die Silberhäupter des Großen Mönch und der Jungfrau, des Dreieck- und Wannenhorn, und der eisumpanzerten Genossen, die in langer stattlicher Reihe den gewaltigen Aletschgletscher, den umfangreichsten der Schweiz, der jetzt in seiner ganzen Pracht sich zu den Füßen ausdehnte, im weiten Halbkreis umstanden. Aus dem Süden, über das Rhonethal hinweg, schauten die Riesen des Wallis herüber, das schön gestaltete Weißhorn, im Adel der Formen sowohl, wie im blendenden Weiß der Gewandung von keinem der übrigen erreicht, als Krone in ihrer Mitte. Dazwischen in sonniger Tiefe lag der liebliche Thalgrund gebreitet, mit den grünen Wiesengeländen und den üppig bewaldeten Hügeln, mit den Kirchen, Kapellen und Hütten und den freundlich gelegenen Ortschaften, ein Bild voll Zauber und Anmuth, ein wunderbarer Gegensatz zu der feierlich ernsten Polarwelt, die mich hier auf der rauhen Höhe von allen Seiten umgab.

Bis zwei Uhr verweilte ich im Anblick der hehren gewaltigen Schöpfung, bevor ich den Gipfel verließ, um sodann mit beschleunigtem Schritt zum Gasthof zurückzukehren. Die Absicht, den heutigen Nachmittag und die Nacht über hier zu bleiben, gab ich auf; ich nahm nur meinen Tornister und machte mich sofort auf den Weg, um möglichst vor Dunkelwerden die Bellalp noch zu erreichen.

Zuweilen mit schönen Blicken hinab auf das Rhonethal zog sich der nahezu ebene Pfad auf dem begrünten Kamm eines Höhenrückens entlang und brachte mich in drittehalb Stunden zur Riederalp, deren Gasthaus Gelegenheit bot, das zu Mittag Versäumte jetzt hier wieder nachzuholen. Späterhin eine Zeit lang steigend und dann durch

lichtes Gehölz an den jenseitigen Hängen hinabwandernd, gelangte ich kurz vor Abend zum unteren Aletschgletscher, der hier nur wenig zerklüftet und verhältnißmäßig nicht breit, zunächst zu überschreiten war. Es genügten hierzu einige 30 Minuten, während deren man Gelegenheit hatte, hin und wieder einen kurzen Blick auf das Matterhorn werfen zu können. Drüben angelangt, folgte ich dem Fußwege, der, zum Theil in den Felsen gehauen, zum Gasthof der Bellalp hinaufführt.

Der entgegenkommende Wirth war in äußerst fröhlicher Stimmung und das zarte Roth seiner Wangen berechtigte zu der Vermuthung, daß die trefflichen Kellervorräthe eines längeren Besuches sich erfreut hatten. Nach beendetem Abendessen warf ich noch einen Blick hinaus auf die nahen Höhen des Wallis, die, das mächtige Weißhorn zur Rechten, dann das Matterhorn und die Mischabel-Hörner, und links auf dem Flügel das Letschhorn, in geschlossener Riesenfront, vom fahlen Lichte des Mondes gespensterhaft angehellt, als gewaltige weiße Kolosse vom nächtlichen Himmel sich abhoben, ein großartig schöner Anblick, der mich auch am folgenden Morgen, bevor ich die Bellalp verließ, noch lange gefesselt hielt.

Ich beabsichtigte, am nächsten Tage über die Gletscherstaffeln und den Beichgrat nach Ried im Lötschenthal zu wandern. Am Himmel stand noch der Mond, als ich, kurz nach drei Uhr, der schönen Alp Lebewohl sagte und zunächst zu der Stelle hinabstieg, bei der ich gestern den Gletscher verlassen hatte, um nunmehr der Bergwand zur Linken in nördlicher Richtung zu folgen. Die Natur befand sich soeben im Stadium des ersten Erwachens und der zunehmende Schimmer im Osten veränderte die Farbentöne der Umgebungen mit jeder Minute. Inzwischen hatte ich allmälig die erforderliche Höhe erreicht und stieg an der steilen Moraine des Jägigletscher hinauf, um unmittelbar nachher den letzteren selbst zu betreten.

Ein sorgfältiges Studium der Karte belehrte mich in kurzer Zeit über die einzuschlagende Richtung. Der von eisigen Höhen umschlossene, nur sanft ansteigende Gletscher war anfänglich völlig schneefrei und wenig von Schründen zerrissen; erst nach einer Stunde, bei dem steileren Uebergang zum oberen Aletschgletscher, gelangte ich zu

einigen Spalten, die, je nachdem sie beschaffen, übersprungen oder umgangen sein wollten. Zur Linken trat jetzt allmälig das zierliche Nesthorn hervor, dessen weißen Gipfel bereits die Morgensonne beleuchtete. Ich näherte mich nun immer mehr dem gewaltigen Firnplateau, welches hier amphitheatralisch den oberen Gletscher abschließt und zuvor zu ersteigen war, um weiter hinauf zum Uebergangspunkt zu gelangen. Allzu leicht war diese Aufgabe nicht, denn überall zeigten sich jähe, zum größten Theil senkrechte Wände; man hatte daher wohl zu erwägen, an welcher Stelle der Aufstieg am besten zu bewerkstelligen sei.

Ich entschied mich für die Moraine zur Rechten, wo wenigstens hin und wieder die dem Eise entragenden Felsstücke dem Fuß einigen Anhalt versprachen, ganz abgesehen davon, daß man hier die kürzeste Strecke der Wand zu bewältigen hatte. Der Aufstieg war dennoch nicht leicht; zum mindesten 200 Fuß theils morschen schlüpfrigen Felsens, theils eisuntermischten Gerölls, mußten erst überwunden werden, um das Firnplateau zu erreichen. Ich sah mich alsbald genöthigt, das Beil auf den Alpstock zu schrauben, um so durch Schlagen von Stufen das Steigen möglichst zu erleichtern und einem Ausgleiten vorzubeugen. Zuweilen stieß ich dabei auf Spuren ähnlicher Arbeit, ein tröstlicher Beweis, auf dem richtigen Wege zu sein.

Nach längerem, mühsamen Klettern betrat ich das obere Firnfeld, das anfänglich nur allmälig, späterhin aber ziemlich steil zur Höhe des Beichgrats hinaufführt. Der Schnee war noch hart und fest, man hatte verborgene Spalten mithin vor der Hand noch nicht zu fürchten. Erst nach Verlauf einer Stunde trat die Sonne aus der Deckung heraus, ein grelles Funkeln und Blitzen, ein Meer von Licht und Glanz auf der weißen Fläche hervorrufend. Ich nahm mir nur so viel Zeit, die fast geblendeten Augen durch die dunkle Brille zu schützen, und beschleunigte, wo es die Steigung nur irgend gestatten wollte, nach Möglichkeit meine Schritte, um die Höhe noch zu erreichen, bevor der Schnee auf dem Gletscher von der Sonne erweicht sein konnte.

Um 10 Uhr Vormittags, nach mehr wie sechsstündiger Eiswanderung betrat ich die scharfe Schneide des 10000 Fuß hohen Beichgrates. Der bei

weitem anstrengendere Theil des Tages war hiermit beendet. Ein unmittelbar auf dem Grate dem Firnschnee entragendes Felsstück gewährte einen prächtigen Sitzplatz, während dicht daneben ein kleineres gewissermaßen als Tisch zum Ausbreiten des Proviants, bestehend in Brod und Wein, nebst einigen gesottenen Eiern, vortrefflich sich eignete.

Es gewährt einen eigenen Reiz, sich fern vom Gewühl der Menschen, allein auf einsamer Zinne im Hochgebirge zu wissen, und auch heute ergriff mich von Neuem dies Gefühl unendlichen Friedens, während ich Umschau hielt in dem weiten unbegrenzten Bereich der gewaltigen Schöpfungswerke. In der Richtung, aus der ich gekommen, von schneebedeckten Höhen umstarrt, lagen die unabsehbaren Eisflächen des Aletsch- und Jägigletscher, während vor mir das Auge hinab auf das wilde Lötschenthal schaute, das in senkrechter Tiefe sich ausdehnte, durchströmt von dem Lötschenbach, der als blitzender Silberfaden durch den grünen Thalgrund sich hinzog.

Man hatte hier des Erhabenen und Schönen so viel zu sehen, daß ich volle zwei Stunden hindurch auf der eisigen Höhe verharrte. Bevor ich mich zum Aufbruch anschickte, hatte ich erst eine Stelle zu suchen, die am besten geeignet war, an den scheinbar senkrechten Felswänden zum Lötschenthal niederzusteigen. Recht störend für die Wahl einer solchen waren die längs der ganzen Schneide nach der fraglichen Seite hin weit überhängenden Schneemassen, die jede nähere Beurtheilung des darunter liegenden Terrains beinahe unmöglich machten. Als zum Abstieg noch am geeignetsten schien mir schließlich ein langes Schneefeld, das freilich mit ziemlich precären, sehr jähen Partien begann, sich dann aber weniger steil an den Felswänden abwärts zog, um später in ferner Tiefe bei den Alpweiden unten zu endigen. Um erst einmal festen Fuß auf der abschüssigen Fläche zu fassen, mußte der überhängende Schnee, der als hart gefrorene Masse über den Abgrund hinausragte, zuvor beseitigt werden. Einige kräftig geführte Hiebe mit der scharfen Eisaxt genügten, die Massen in Bewegung zu setzen, welche nunmehr rasselnd und polternd hinab in die Tiefe stürzten. Die Bresche war jetzt geöffnet.

Die anfänglich jähe Wand wie die eisige Beschaffenheit des

Schnees versetzten mich in die Nothwendigkeit, durch Einschneiden größerer Stufen den Abstieg möglichst zu sichern. Weiterhin waren die Stufen entbehrlich und man konnte nach kurzer Zeit, wiewohl mit entsprechender Vorsicht, am Alpstock niederfahren. Wie im Fluge ging es nun abwärts; eine Strecke, welche beim Aufstieg wohl eine Stunde erfordert hätte, legte man behaglich und mühelos in wenigen Minuten zurück. Demnächst hatte ich noch längere Zeit durch weichen Schnee zu waten, bis ich tiefer hinab zu grünen Alpen gelangte, von denen ein kleiner Fußweg an steilen Hängen entlang allmälig zu Thale führte.

Um zwei Uhr wanderte ich bereits am munteren Lötschenbach hin, der, jüngst erst dem Gletscher entquollen, noch im Uebermuthe der Jugend den friedlichen Thalgrund durcheilt. Es war gerade Sonntag heute, die Bewohner der ärmlichen Hütten, an denen ich vorüberkam, befanden sich im üblichen Feststaat, die Frauen in dunklen Jacken mit weiten gebauschten Aermeln und sauberen weißen Schürzen, nebst schwarzen, mit Sammetbändern und Blumen geschmückten Strohhüten, eine freilich ungemein einfache, aber äußerst kleidsame Tracht. Jedermann hatte hier einen freundlichen Gruß für den Fremden, der in diesem einsamen Thal immer noch zu den Seltenheiten zählt, was vielleicht auch die Ursache ist, daß dessen gesammte Bevölkerung sich den schlichten Sinn bis auf den heutigen Tag bewahrt hat.

Um drei Uhr erreichte ich Ried, eine kleine freundliche Dorfschaft, woselbst ich den Nachmittag über und die Nacht zu verweilen gedachte.

Die Lage des bescheidenen Oertchens ist hochidyllisch zu nennen, soweit es seine unmittelbaren und nächsten Umgebungen betrifft; weiter hinauf erhebt sich eine wilde großartige Alpenwelt, die genügend Gelegenheit bietet zu schönen und lohnenden Hochtouren, für welche sich als Standquartier das behagliche Wirthshaus zum Nesthorn vortrefflich eignen würde.

Um sechs Uhr am anderen Morgen verließ ich den anmuthigen Platz und wanderte längs des Baches das malerische Lötschenthal abwärts. Gegen neun Uhr passirte ich Gampel, die letzte Ortschaft

desselben, um unmittelbar darauf das Rhonethal zu betreten, das mit wahrhaft tropischer Sonne und mit einer ganzen Welt von Schmetterlingen mich empfing, während Obstbaum- und Weingelände den üppigen Thalgrund umsäumten.

Nach dreistündigem Marsch auf der heißen staubigen Landstraße erreichte ich die Ortschaft Visp, um hier einstweilen zu rasten und erst um fünf Uhr Nachmittags, durch die hohen Bergwände jetzt vor den Strahlen der Sonne geschützt, das Visptthal hinauf meine Wanderung fortzusetzen. Der Saumpfad war heute belebt von Touristen und reitenden Damen, von schwer beladenen Karren und mit Koffern bepackten Maulthieren, die von oder nach Zermatt auf dem Marsche begriffen, die langen Windungen des Weges karawanenartig bedeckten. Hinter Stalden erst war es möglich, mit Benutzung abkürzender Pfade dem tollen Verkehr zu entrinnen. Als ich Abends in St. Nicolaus eintraf, fand ich den Gasthof so überfüllt, daß ich nur noch mit knapper Noth ein Zimmer erhalten konnte.

Um nicht mit zu vielen Menschen den Naturgenuß theilen zu müssen, begab ich mich am nächsten Morgen schon frühzeitig auf den Weg und wanderte in aller Muße zu Seiten der schäumenden Visp das romantische Thal weiter aufwärts. Bald tauchte als erster Gruß aus der Gruppe des Monte Rosa der weithin schimmernde Dom des gewaltigen Breithorn auf, der erst später, kurz vor Zermatt, sich dem Auge wieder entzog, wo an seiner Stelle urplötzlich die stolze Fels-Pyramide des berüchtigten Matterhorn, des Löwen von Zermatt, hervortrat. Welch' wunderbare Laune der Natur hat diesen, gegen 14000 Fuß hohen Riesenobelisken geschaffen, dessen wilder trotziger Aufbau im weiten Bereich der Alpen wohl kaum seinesgleichen findet?

Im Hotel Mont Cervin, das ich bald nach acht Uhr betrat, fand ich trotz der noch frühen Stunde bereits eine größere Gesellschaft um die Kaffeetische versammelt, darunter auch zwei Touristen, die, soeben vom Riffelhaus kommend, die Nachricht brachten, daß dort auf ein Unterkommen für die Nacht nicht zu rechnen sei; keine sehr ermuthigende Kunde für die auf den nächsten Tag geplante Monte Rosa-Besteigung. Auch der Wirth des genannten Hotels, gleichzeitiger Pächter des Riffelhauses, bestätigte obige Nachricht, allerdings

mit der Zusicherung, daß morgen auf alle Fälle ein Zimmer dort frei sein würde.

So mußte ich mich denn schon bequemen, bis zum anderen Tage zu warten und einstweilen in Zermatt zu bleiben. Nach Tische beobachteten wir mit Hülfe des großen Fernrohrs vier Besteiger des Matterhorn, die soeben den Gipfel verließen und deren allmäliges Hinabklettern wir mit vielem Interesse verfolgten. Daß Alles glücklich verlaufen, bezeugten noch am späten Abend die lauten herzlichen Zurufe, mit denen die Zurückgekehrten von ihren Freunden begrüßt wurden.

Besteigung des Monte Rosa.

Angesichts der nur kurzen Entfernung von Zermatt nach dem Riffelhaus, das man bequem in drei Stunden erreicht, begab ich mich am anderen Morgen erst ziemlich spät auf den Weg und stieg bei herrlichem Wetter durch freundliche Waldpartien und später über magere Alpweiden an der linken Berglehne hinauf. Wie im Vispthal fehlte es auch hier nicht an Reisenden, die dem gleichen Ziele zustrebten; in hervorragendem Maße verschönernd auf die Eindrücke der Scenerie wirkten einige sehr korpulente, aber darum für die Reize der Natur nicht minder empfängliche Damen, deren jede, in einem weichen geräumigen Sessel ruhend und durch einen Baldachin gegen die Strahlen der Sonne geschützt, von vier Männern getragen wurde, während, gleichsam als Leidtragende, noch zwei andere Individuen nachfolgten, um die nicht beneidenswerthen aber opfermuthigen Kameraden gelegentlich abzulösen.

Beim Riffelhaus angelangt, welches oben auf kahlem Plateau inmitten der Gletscherwelt auf einsamer Höhe thront, interessirte ich mich in erster Linie für die wichtige Zimmerfrage. Zu meinem großen Befremden erklärte die Dame des Hauses, daß bis dahin noch Alles besetzt und ein einziges Bett nur frei sei, ich jedoch mich entschließen müsse, mit einem der anderen Herren das nämliche Zimmer zu theilen und zwar, wie ich demnächst erfuhr, mit einem Professor P., den man gleich beim Ueberweisen des Raumes auf eventuelle Kameradschaft für die Nachtzeit vorbereitet habe. Leider

hatte der Herr einen Ausflug nach dem Gornergrat unternommen, so daß ich auf seine Bekanntschaft noch einstweilen verzichten mußte. In jedem Fall war ich zufrieden, ein Asyl gefunden zu haben, und da nicht lange darauf auch der Führer Tichelli eintraf, den ich schon in Zermatt engagirt hatte, war Alles soweit geordnet und ich konnte mich ungestört den Freuden der Tafel hingeben.

Späterhin machte ich einen Spaziergang nach dem 10000 Fuß hohen Gornergrat, einem großartigen Aussichtspunkt, der nur 600 m höher wie das Riffelhotel gelegen, in anderthalb Stunden erreicht wird. Nach vorangegangener Beschreibung gelang es mir mit leichter Mühe, unter den mir begegnenden Fremden den Professor herauszufinden und ihm zu dem Mißgeschick, durch mich in seinen vier Pfählen für die Nachtzeit gestört zu werden, meine Theilnahme auszusprechen, eine Auffassung der Dinge indessen, die der geehrte Zimmerkollege auf das Liebenswürdigste von der Hand wies. Im weiteren Verlauf des Gespräches stellte sich die für beide Theile erfreuliche Thatsache heraus, daß der Professor ebenso wie ich für morgen die Absicht hatte, die Dufourspitze, den 14300 Fuß hohen und gleichzeitig höchsten Gipfel des Monte Rosa zu besteigen, und wir somit die Expedition gemeinschaftlich machen konnten.

Der Gornergrat, ein kahler Felskamm von zerbröckeltem Gneisgestein, war heute der Sammelplatz einer großen Menge von Fremden, die stehend, sitzend oder liegend, sich der herrlichen Aussicht erfreuten. Es schweift von hier aus das Auge über endlose Schneegefilde, in unmittelbarer Nähe über die der Monte Rosa-Gruppe, der größten und gewaltigsten der Schweiz, aus welchen die Mischabelhörner, das Weißhorn und Matterhorn, die schön geformte Dent blanche, das Breithorn mit Castor und Pollux, und endlich der König von allen, der viergipflige Monte Rosa mit dem nahen Lyskamm zur Seite, alles Bergspitzen ersten Ranges von mehr als 13000 Fuß, als mächtiger Riesenkranz aufsteigen. Nach Norden zu erweitert sich das Bild bis hin zu den Berner Höhen, die mit ewigem Schnee bedeckt, als dichtgegliederte Kette am Horizonte sich hinziehen.

Ich hatte mich lange Zeit den Eindrücken hingegeben, die Jeden entzücken müssen, der Sinn für Naturschönheit hat, und kehrte erst

gegen Abend zum Riffelhaus wieder zurück, wo der Professor mich schon erwartete, um das für den nächsten Tag noch Nöthige ordnen zu können. Auch er hatte Tages zuvor zwei Führer engagirt, den Zubel und Sumrater, sodaß wir nunmehr deren drei, also mindestens einen zu viel hatten. Mit Rücksicht auf die nur spärlich uns zugemessenen Stunden begaben wir uns zeitig zur Ruhe, um noch für den folgenden Tag die nöthigen Kräfte zu sammeln.

Am Morgen des 12. August begrüßten wir uns kurz nach zwei Uhr, mit Seil und Pickel versehen, vor der Thür des Riffelhauses. Die strotzenden Umhängetaschen sowie die mit gutem Veltiner gefüllten Flaschen der Führer gewährten auf alle Fälle die tröstliche Sicherheit, daß es an Proviant nicht fehlen würde. Die Kälte war ziemlich empfindlich, doch betrachteten wir sie als ein gutes, uns Allen willkommenes Anzeichen für den weiteren Bestand der Witterung. Noch lag tiefe Nacht auf der Erde, aber über uns blitzten und funkelten die Sterne in wunderbarer Pracht.

So setzten wir uns denn, Sumrater mit der Laterne voran, in schweigsamer Reihe in Bewegung. Bis zum Riffelhorn benutzten wir den Weg, der zum Gornergrat sich hinaufzieht, dann aber nach rechts uns wendend, betraten wir den schmalen Pfad, der längs der abschüssigen Bergwand nach dem Gornergletscher zu abfällt. Trotz der Finsterniß konnte man erkennen, daß der Fußweg von Zeit zu Zeit an jähen Abgründen hinführte, die in nahezu senkrechtem Absturz erst unten am Gletscher endigten.

Nach einstündigem Marsch war der letztere erreicht. Um nicht möglicher Weise einen Fehlsprung über die den schneefreien Gletscher durchziehenden Spalten zu thun, mußte während der ersten Zeit die Laterne noch Dienste leisten. Späterhin begann es zu dämmern; die bis dahin als dunkele Kolosse sich vor uns aufthürmenden Schneeriesen erschienen jetzt nach und nach in fahlem, bläulichen Lichte und ließen mit jeder Minute ihre Umrisse deutlicher erkennen. Die Spitze des Monte Rosa ward bald durch ihn selbst verdeckt, dagegen konnte man an den ihm fast ebenbürtigen Nachbarn den siegreichen Kampf des Tages mit der Nacht um so schöner beobachten. Die bläuliche Färbung der schnee- und eisumhüllten Gestalten wurde immer bleicher

und lichter und nahm auf kurze Zeit etwas Leichenartiges an. Wie geisterhaft hoben sich die Formen am matten Tageshimmel ab, an dem nur noch hier und da ein erlöschender Stern sich zeigte.

Es sollte dies Uebergangsstadium indessen nicht lange währen. Noch hatten wir kaum die Breite des Gornergletscher durchschritten und waren soeben im Begriff, die steile Moraine zu erklimmen, mit welcher der Aufstieg beginnt, als plötzlich die Gipfel des Lyskamm und des Matterhorn sich erhellten und im Strahlenglanze der Sonne von oben hernieder schauten. Bald darauf, je nach Maßstab ihrer Höhe, vergoldeten sich die übrigen Spitzen, und lichtüberfluthet erwachte die Firnenwelt aus ihrer Erstarrung.

Die Moraine war bald erstiegen und wir erreichten um viereinhalb Uhr den unteren Monte Rosagletscher, um zu Seiten eines mächtigen Felsblocks, für gewöhnlich „die Platte" genannt, eine Viertelstunde gelagert, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Alsdann ging es rüstig weiter an den steilen Gletschern hinauf. Der Firnschnee war hier noch hart und jede etwaige Spalte so fest überbrückt, daß irgend welche Gefahr, in einen der Schründe zu stürzen, zunächst nicht vorhanden war und wir so die Benutzung des Seiles bis auf Weiteres hinausschieben konnten.

Die Gletscher des Monte Rosa bestehen ihrer Bildung nach aus drei riesenhaften Terrassen, die in jähen gewaltigen Abstürzen aus der Höhe von 4000 Meter — von der sogenannten „Einsattlung" aus — bis zum Fuße des Berges hinabreichen, eine mächtige, durch nichts unterbrochene unabsehbare Eiswand, an der weder Fels noch Gestein an irgend einer Stelle hervortritt. Hin und wieder, auf den weniger steilen, plateauartigen Uebergängen von einer Terrasse zur anderen, sieht man Reste gefallener Lawinen sowie kolossale Firnwürfel in der drei- und vierfachen Größe eines umfangreichen Gebäudes zerstreut umherliegen. Je weiter wir nach oben hin vorrückten, um so anstrengender wurde die Steigung. Bald konnten wir uns nur noch im Zickzack an den Gletschern aufwärts bewegen, hier und da an den steileren Stellen durch Schlagen von Stufen nachhelfend. In Folge der dünneren Luft traten jetzt auch bei Diesem

und Jenem, wiewohl nur vorübergehend, Athmungsbeschwerden ein, die oft nach nur wenigen Schritten eine Ruhepause erheischten.

Nach fünf Stunden strengen Steigens, von genannter Platte aus gerechnet, erreichten wir die Einsattlung. Man blickt hier in einen wilden zerklüfteten Gletscherkessel von riesenhaftem Umfang hinab, während unmittelbar zur Linken die beiden steilen Grate, die, einer auf den andern gethürmt, zum Gipfel des Berges hinaufführen, als frei dastehende Wand von über 1000 Fuß Höhe, kühn hinaus in die Lüfte ragen.

Den Fuß dieser Grate umgehend, betraten wir ein schmales Gesims, um hier in aufrechter Stellung, mit dem Rücken gegen die Felswand gelehnt und von Abgründen rings umstarrt, eine zweite Mahlzeit zu halten. Wir übereilten uns diesmal nicht. Erst nach einer halben Stunde, nachdem wir zuvor noch alles nur irgend Entbehrliche, darunter auch den Proviant, mit alleiniger Ausnahme der beiden mit Wein angefüllten Blechflaschen, in einer Spalte verborgen, begaben wir uns zur Einsattlung zurück, um uns nunmehr dem schwierigeren Theil der Besteigung zuzuwenden. Wir verbanden uns jetzt durch das Seil, derart, daß Einer vom Anderen etwa 10 Fuß weit entfernt war. Als der älteste seiner Kameraden übernahm Sumrater die Führung, ihm folgte zunächst der Professor, dann kamen Zubel und ich und als Schluß der Kette Tichelli.

Mit möglichster Vorsicht, einen jeden unserer Schritte bemessend, ging es nun langsam an der eisüberdeckten Schneide des ersten Grates hinauf. Zu den Seiten gähnten senkrechte Abgründe von nahezu 1000 Meter und ließen, zumal auf der Rechten, das Auge von Zeit zu Zeit in schwindelnde Tiefen blicken. Im Allgemeinen war der auf der schmalen und scharf zulaufenden Schneide zum Theil noch haftende Firnschnee von einer Beschaffenheit, die dem Fuß einen sicheren Halt bot, dann aber auf einzelnen Stellen auch wieder so hart und fest und dicht mit Eis überzogen, daß nur durch Schlagen von Stufen der Aufstieg zu ermöglichen war. Mit unheimlich dumpfem Getöse stürzten dann die gelockerten Massen hinab in die endlosen Tiefen, durch ihren in längeren Pausen sich wiederholenden Anprall an die möglichen Folgen eines etwaigen Fehltrittes mahnend.

Nach nahezu einstündigem Steigen war das Ende des Grates erreicht und der zweite, ein wenig kürzere, aber dafür in den oberen Partien um ein Erhebliches steilere, stand unmittelbar jetzt vor uns in seinem schwindelerregenden Aufbau. Der nur einige Schritte lange, annähernd horizontale und breitere Uebergang von dem einen Grate zum anderen war uns allen äußerst willkommen, um, wenn auch nur kurze Zeit, den Athmungsorganen eine kleine Erholung zu gönnen und gleichzeitig wieder einmal in Ruhe Umschau zu halten.

Mit Ausnahme des Matterhorn, das der Dufourspitze an Höhe nur wenig nachsteht, hatten sämmtliche übrigen Gipfel inzwischen ihr Haupt gebeugt und dadurch zugleich dem Auge wieder neue Fernblicke erschlossen. Die ganze gewaltige Eiswelt mit ihren unzähligen Spitzen lag nunmehr zu unseren Füßen; nur unmittelbar uns zur Seite, als letzte Etappe zum Ziel, ragte noch der Grat empor, dem wir uns jetzt nach gehabter Rast mit frischen Kräften zuwandten.

Auch hier mußte vielfach das Beil beim Aufstieg behilflich sein, um den Weg einigermaßen zu bahnen, resp. erst zu ermöglichen. Aus immer grausigeren Tiefen sahen die drohenden Abgründe herauf, während wir uns so an der schmalen Schneide nur Schritt für Schritt aufwärts bewegten. Ohne gerade sehr heftig zu sein, hatte sich in der letzten Zeit noch ein eisiger Wind erhoben, der die Hände erstarren machte und die sichere Führung des Alpstocks in hohem Grade erschwerte.

So rückten wir denn bedächtig, wo es gerade von Nöthen war, der Eine den Anderen unterstützend, dem Gipfel immer näher und näher. Eis und Schnee hörten nach und nach auf und wir gelangten zu wild und wüst durcheinander geworfenen Felsblöcken, die das Ende des Grates krönten. Zum Schluß gab es noch einen kurzen, aber engen Kamin zu durchklettern, der schon mehr oder weniger die Gewandtheit eines Schornsteinfegers voraussetzte. Sumrater's ermunternder Zuruf: „Drei Minuten und wir sind am Ziele!“ ließ uns auch dieses letzte Hemmniß in kürzester Zeit überwinden. Ich selbst hatte das Mißgeschick, beim Emporschwingen aus dem Kamin den obersten Rand desselben mit dem Hute derartig zu streifen, daß der letztere auf dem Kopfe gelockert und sofort vom Winde erfaßt, auf

Nimmerwiedersehen hinab in die Tiefe entführt wurde. Einige wenige Schritte nur noch und wir standen auf dem äußersten Gipfel. Ich betrat ihn entblößten Hauptes. Es war jetzt elf Uhr Vormittags; neun Stunden vom Riffelhaus aus hatte der Aufstieg in Anspruch genommen.

Die Rundsicht, die sich uns darbot, war von wahrhaft überwältigender Größe. In unbestrittener Majestät, der sich nun auch das Matterhorn gebeugt hatte, alle anderen weit überragend, erhob sich die Dufourspitze als dominirender Standpunkt aus der mächtigen Schaar der Bergriesen. Der einzige, dem es wohl zustand, den Rang ihr streitig zu machen, der um weniges höhere Mont Blanc, war von hier aus zu weit entfernt; seine gletscherumgürteten Massen und zahlreich vertretenen Spitzen, sie bildeten nach Westen hin den imponirenden Abschluß des gewaltigen Gebirgspanoramas. Aus der weiten, endlosen Schneewüste, die sich zu den Füßen ausdehnte, erhoben sich im blendenden Weiß, als Riesenamphitheater, die herrlichen Firngestalten der gesammten Monte Rosa-Kette, den dunklen Felsobelisken, das Matterhorn in der Mitte, an dessen fast senkrechten Wänden der Schnee nur vorübergehend noch hier und da einen Halt findet.

Aus dem Norden schauten die Recken der Berner Alpen herüber, unter ihnen das Finsteraarhorn, die Schreck- und die Wetterhörner, die Jungfrau und andere mehr, während nach Osten hin wiederum der Blick über ein Meer von Spitzen hinweg, weit hinein in's Tiroler Gebiet bis zum Gipfel des Ortler schweifte. Unter uns, in senkrechter Tiefe von nahezu 9000 Fuß, nach der südlichen Seite hin, lag der kleine Ort Macugnaga, und über denselben hinaus, von Italiens Sonne beschienen, inmitten felsiger Höhen und endloser Hügelketten, erglänzten die blauen Fluthen des fernen Lago maggiore, zu dessen Rechten am Horizont der Dom von Mailand hervortrat.

Welche Feder wäre wohl im Stande, dem gewaltigen Zusammenwirken so ergreifender Eindrücke die rechten Worte zu verleihen. Was aber die menschliche Brust in solchen Momenten empfindet, vermag nur Der zu verstehen, dem auch schon Gelegenheit ward, von

ähnlichem Standpunkt aus die herrliche Gottesnatur in der ganzen Fülle ihrer Kraft und Größe bewundern zu können.

Der Raum auf der Dufourspitze ist nur ein äußerst beschränkter und war für unsere kleine Gesellschaft nur so gerade bemessen. Wir empfanden eine freudige Genugthuung, daß Alles sich so nach Wunsch und so glücklich gestaltet hatte, und so füllten wir denn unsere Gläser und leerten sie auf das bisherige, wie auf das fernere Gelingen unserer heutigen Expedition. Der Wind hatte sich gelegt und die Sonne strahlte so warm, daß wir trotz der gewaltigen Höhe von mehr als 14000 Fuß und einer Temperatur von kaum vier Grad*) über Null uns äußerst behaglich fühlten.

So war es ein Uhr geworden, und wer weiß, wie lange wir noch die Trennung von dem herrlichen Sitze, den wir nicht ohne Kampf errungen, hinausgeschoben haben würden, wenn nicht ein dem westlichen Horizont allmälich entsteigendes Gewölk als gleichsam warnendes Zeichen den Aufbruch beschleunigt hätte. Die Möglichkeit, noch hier oben oder weiterhin auf den Gletschern durch Unwetter überrascht zu werden, war doch zu ernster Natur, als daß es dem gegenüber einer langen Ueberlegung bedurft hätte.

Wir enschlossen uns daher zum Abstieg. Der Professor und ich ließen Jeder eine Karte zurück, die wir sorglich in einer schmalen, nach oben hin leidlich geschützten und trockenen Felsspalte verbargen. Dann verbanden wir uns wieder mit dem Seil, warfen noch einen letzten Blick hinaus in die weite Runde und traten in umgekehrter Ordnung, Tichelli diesmal an der Spitze, ungesäumt den Rückweg an.

Mit Benutzung der alten Stufen, die uns prächtig zu Statten kamen und bisher von den Strahlen der Sonne nur wenig oder gar nicht erweicht waren, ging es wiederum Schritt für Schritt mit aller nur möglichen Vorsicht die steilen Grate hinab. Die Abgründe immer vor Augen, empfand man das eigene Gefühl, wie wenn man aus lichter Höhe auf sicherer Riesenleiter über ein düsteres Reich von Schrecken und verborgenen Gefahren hinwegstieg.

Um zwei Uhr befanden wir uns wieder auf der vorher genann-

*) Die Temperaturgrade sind stets nach Reaumur angegeben.

ten Einsattlung, verzehrten stehend den Rest des zurückgelassenen Proviantes, und setzten nach wenigen Minuten unverweilt unseren Abstieg fort. Leider war der Schnee auf den Gletschern schon zum Theil von der Sonne erweicht und bot der Gefahr gegenüber, in versteckte Spalten zu stürzen, keine genügende Sicherheit mehr, sodaß es gerathener erschien, vor der Hand noch am Seil zu bleiben. Den Kopf mußte ich, so gut es ging, mit Hülfe des Taschentuches vor den Strahlen der Sonne schützen, deren grell intensives Licht auf dem blendenden Weiß des Schnees ungeachtet der dunklen Brille die Augen nicht wenig belästigte.

In der ersten Zeit ging es munter die steilen Firnfelder abwärts, an einzelnen Stellen sogar, die sich noch im Schatten befanden, vermochten wir ganze Strecken am Alpstock niederzufahren. Späterhin, auf den mittleren Gletschern, wurde der Schnee immer weicher und weicher und ließ uns bei jedem Schritte bis fast zu den Hüften einsinken. Die Zumuthung an unsere Kräfte war wahrlich keine geringe, auch nahm die stete Gefahr, in verborgene Schründe zu stürzen, mit jedem Augenblick zu. Beide Umstände trugen dazu bei, uns nur langsam fortzubewegen; bald bedurften wir einiger Rast, um neue Kräfte zu sammeln, bald wiederum waren wir genöthigt, das unter uns gelegene Terrain, bevor wir ein solches betraten, mit dem Alpstock erst zu sondiren.

Nichtsdestoweniger waren wir bestrebt, den Abstieg möglichst zu beschleunigen. Das Gewölk, das wir oben vom Gipfel aus am Horizont hatten auftauchen sehen, war inzwischen als dunkle Wand am Himmel emporgestiegen und zeigte jetzt augenscheinlich einen gewitterartigen Character. Obwohl dasselbe noch fern, erkannten wir doch sehr wohl die bedenkliche Situation und verhehlten uns nicht die Gefahren, die für Alle erwachsen konnten, falls das Unwetter uns hier auf den Höhen noch überraschen sollte. Ein jeder von uns trieb vorwärts, ungeachtet der damit verbundenen fast übermenschlichen Anstrengungen.

Wie zerschlagen an allen Gliedern und in hohem Grade erschöpft, hatten wir endlich um fünf Uhr Nachmittags den Gornergletscher erreicht und durften den letzten Schnee nunmehr von den Bergschuhen

schütteln. Gern hätten wir uns jetzt zunächst eine kleine Erholung gegönnt, aber daran war nicht zu denken. Die Wolken hatten sich bereits zu düsteren Massen geballt und stürmten, ihren wahren Character nicht mehr verleugnend, aus der Richtung vom Matterhorn her als schweres Gewitter heran, durch Heulen und Sausen in den Bergen die Wucht ihres Vordringens verrathend. Im Umsehen vom Seile gelöst, überliefen wir im Geschwindschritt den Gletscher. Die Strecke, zu der wir am Morgen eine volle Stunde gebraucht, wurde jetzt in der Hälfte der Zeit im Fluge zurückgelegt und hierbei so manche Spalte, die sonst unter anderen Verhältnissen ein Umgehen erfordert hätte, mit Riesensätzen übersprungen. Keiner wollte der Letzte sein oder hinter dem Anderen zurückbleiben; wie die wilde Jagd ging es fort über die weite schneefreie Eisfläche, begleitet von den Donnerschlägen des näher rückenden Gewitters.

So gelang es uns in der That, den Gletscher unbehelligt zu passiren. Es war jedoch die höchste Zeit. Kaum hatten wir den ersten Fuß auf terra firma gesetzt und den nach dem Riffelhaus hinaufführenden Pfad betreten, als der Regen sich in Strömen ergoß und zugleich ein orkanartiger Sturm uns ein Gemisch von Hagel und Eisstücken erbarmungslos in's Gesicht trieb. Es folgte jetzt Blitz auf Blitz, und die laute Stimme des Donners tönte schauerlich zwischen den Hochalpen. Um uns herum war es finstere Nacht, man vermochte auf dem nur schmalen, obenein noch schlüpfrigen Pfade gegen den wilden Anprall des Sturmes nur mit Mühe anzukämpfen. Wir durften uns glücklich schätzen, nicht früher schon, auf den Gletschern, vom Unwetter überfallen zu sein. So fügten wir uns denn mit Geduld in das unvermeidliche Schicksal und drangen getrosten Muthes, die Pickel der Sicherheit halber mit den Taschentüchern umwickelt, um den niederfahrenden Blitzen keinen Anziehungspunkt zu bieten, gegen die tobenden Elemente vor. Mein hutloser Kopf war entschieden am schlimmsten daran und wurde gehörig gewaschen.

Endlich zeigte ein heller Blitz, daß die Steigung vorüber war; man konnte bei dessem Aufleuchten die in unmittelbarer Nähe sich erhebenden dunklen Massen des Riffelhorn deutlich erkennen. Wir hatten nur noch wenige Schritte auf ebenem Wege zu wandern. Bald

lachten lichtstrahlende Fenster aus der Finsterniß uns entgegen, und die Uhr zeigte eben auf sieben, als wir glücklich das schützende Dach des Riffelhauses erreichten.

Eine Stunde nachher, während sich draußen in den fernen Bergen die grollende Stimme des Donners noch immer vernehmen ließ, sah uns der Speisesaal des Hotels in Gesellschaft mehrerer Herren um die große Tafel vereinigt. Ein Theil unserer Tischgenossen war von der Besteigung des Breithorn, ein anderer vom Cima di Jazzi oder Lyskamm zurückgekehrt. Auch sie hatte das Unwetter noch vor Thoresschluß überrascht, so daß das schöne Gefühl des jetzigen Wohlbehagens bei Allen das gleiche war. Elf Uhr war bereits vorüber, da klangen die gefüllten Gläser noch immer fröhlich zusammen, und der Donner war lange verstummt und oben am nächtlichen Himmel erglänzten schon wieder die Sterne, als wir uns schließlich, hochbefriedigt von den schönen Ergebnissen des Tages, zur Ruhe begaben.

Auf dem Vierwaldstättersee.

Wohl noch in Folge des gestrigen Gewitters wehte ein rauher, kalter Wind, als ich am Morgen bei guter Zeit dem Riffelhaus Lebewohl sagte und wieder nach Zermatt hinabstieg. Inzwischen war hier auf der Post ein Brief für mich angekommen, der mich bestimmte, alle sonstigen Pläne einstweilen fallen zu lassen und mich direct nach Luzern zu begeben, um weitere Nachrichten dort abzuwarten. Ich wählte den Weg über die Gemmi und traf am vierten Tage am Ziel meiner Wanderung ein. Einer alten Passion zu Liebe hatte ich während der Alpentouren schon wiederholt in Luzern einen längeren Aufenthalt genommen, um von hier aus den Vierwaldstättersee mit einem der hiesigen Boote, einem stattlichen Centerboot mit beweglicher Kiel-Vorrichtung, nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen.

Daß sich während der Sommerszeit der Wind am Vierwaldstättersee vor sieben Uhr Morgens erhebt, gehört zu den Seltenheiten. Um so freudiger überraschte mich daher eine Ausnahme von der sonstigen Regel. Als ich am Morgen nach meiner Ankunft wenige

Minuten nach Sonnenaufgang einen Blick aus dem Fenster warf, war die Oberfläche des Wassers von leichten Wellen gekräuselt und es blies eine kräftige Brise aus der Richtung von Küßnacht herüber.

Es war noch nicht ganz fünf Uhr, als das Boot schon die Fluthen durchschnitt und sich schnell von Luzern entfernte. Seit Jahresfrist zum ersten Male wehte wieder die deutsche Flagge hoch oben lustig im Winde. Die schöne Gebirgswelt ringsum lag im goldigen Lichte der Frühsonne und die feierliche Stille des See's war zur Stunde noch nicht vom Geräusch der Dampfer unterbrochen.

Immer hart am Winde laufend, hatte das Boot in kürzester Zeit den vorderen See durchmessen und es öffnete sich nun zur Linken die gewaltige Wasserfläche, an deren äußerstem Ende auf üppig begrüntem Ufer die Dorfschaft Küßnacht sich ausbreitet. Nicht durch vorliegende Höhen behindert, blies der Wind hier aus frischer Hand als steife Brise entgegen. Während die Oberfläche des Wassers bisher nur gekräuselt war, rollten jetzt gar stattliche Wogen aus der Richtung von Küßnacht heran. Der Anblick war viel zu verlockend, um hier widerstehen zu können; ich verließ einstweilen meinen Cours, um direkt dem Winde entgegen den See weiter aufwärts zu kreuzen. Das Centerboot stampfte mächtig und warf mit der breiten Brust die schäumenden Wellen zur Seite. So gerade noch war es im Stande, die volle Leinwand zu tragen und beugte sich tief nach Lee hin, den drittehalb Fuß hohen Bord bis zum Spiegel des Wassers senkend. Es war eine lustige Fahrt, sowie sie der Segler sich wünscht und jeder Zeit freudig begrüßt.

Binnen Kurzem hatte ich die Hälfte des See's zurückgelegt und vermochte die Häuser von Küßnacht schon deutlich zu unterscheiden. Da es nicht in meiner Absicht lag, mich dem Orte noch weiter zu nähern, wandte ich nunmehr das Boot und jagte mit vollem Winde über den breiten Seearm zurück. Acht Uhr war eben vorüber, als ich den Ausgang desselben erreichte und links um die Landspitze bog, um wenige Minuten darauf bei Hertenstein anzulegen.

Es gehört sonst im Allgemeinen nicht gerade zur guten Sitte, in noch zeitiger Morgenstunde Besuch bei Damen zu machen, doch

pflegt man auf Reisen dergleichen nicht gar so genau zu nehmen. Die Damen, denen der Besuch galt, promenirten überdies schon im Garten, sodaß ich Gelegenheit hatte, dieselben dort zu bewillkommnen, um später mit ihnen beim Frühstück ein Stündchen noch zu verplaudern.

Gegen zehn Uhr empfahl ich mich und setzte demnächst die Fahrt in der Richtung nach Brunnen zu fort. Bei prächtigem halben Winde passirte ich kurz nach einander die Orte Weggis und Viznau und pfeilgeschwind schoß das Boot zwischen den sogenannten „Nasen" hindurch auf den neuen Seearm hinaus. Ich hätte nach meiner Berechnung gegen Mittag in Brunnen sein können, wenn nicht leider inzwischen der Wind immer schwächer geworden wäre, um schließlich, nachdem ich bereits die Höhe von Gersau gewonnen, allmälig sich ganz zu legen. Der See war jetzt spiegelglatt und die stechende Sonne sowohl wie die gleichzeitige Schwüle der Luft ließen gerade nichts Gutes ahnen. Wild zerrissenes düsteres Gewölk, welches plötzlich dem Süden entstiegen, vom Bristenstock her heraufzog, bestätigte die Befürchtungen. Der Föhn war bereits im Anzuge!

Wäre ich nicht allzu weit von den Ufern entfernt gewesen, hätte ich jetzt die Riemen benutzt und noch den Versuch gemacht, bevor der Sturmwind hereinbrach, den nächsten Ort zu erreichen; doch riemen sich diese Art Boote ganz außergewöhnlich schwer, sodaß ich solchen Gedanken von vornherein fallen ließ und mich statt dessen beeilte, möglichst schnell noch den größeren Theil der Leinwand wegzureefen, um dadurch die Segelfläche auf ein Minimum zu beschränken. In wenigen Minuten war alles auf's beste geordnet. Das Boot stand jetzt, wie man sagt, unter richtiger Sturmtakelage und man durfte dem Kommenden getroster in's Auge sehen. Noch herrschte ringsum eine unheimlich trügerische Stille und der See lag bis Treib hinauf als spiegelglatte Fläche da. Wie gleichsam ermüdet und schlaff hingen Flagge und Segelzeug herab, und das Boot rührte sich nicht von der Stelle.

Da plötzlich sah man den Staub auf der Höhe der Axelstraße in dichten Wolken emporwirbeln, zugleich nahm die Wasserfläche in der nächsten Umgebung von Brunnen eine tiefschwarze Färbung an,

um schon nach wenigen Minuten sich mit weißem Schaum zu bedecken. Schneller, als ich im Stande bin, diese Worte nieder zu schreiben, eilte jetzt die Windsbraut heran und bald war der ganze See in wildem Aufruhr begriffen. Der erste Anprall des Sturmes warf trotz der nur wenigen Leinwand das Boot mit Gewalt auf die Seite, sodaß mächtige Wassermassen über den Bord desselben hereinstürzten. Doch dauerte dieser kritische Moment zum Glück nur wenige Secunden; alsbald dem Steuer gehorchend, richtete das Boot sich stolz empor und gewann von Neuem wieder Fahrt.

Der Sturm stand direct entgegen und bedingte ein mühsames Kreuzen. Für einen Binnensee immerhin Wellen von gewaltiger Länge und Höhe wälzten sich ununterbrochen heran, nicht selten bis zur Flagge hinauf den Gischt ihres Spritzwassers schleudernd. Das Boot bewährte sich vorzüglich. Immer stetig am Winde laufend, kämpfte es unverdrossen mit Erfolg gegen den mächtigen Wogenschwall an und eilte unaufhaltsam und schneidig in dem weißen Schaumbett dahin. Auch das bei solchem Orkan und derartigem Wellengange nicht unschwierige Umlegen des Bootes bei der jedesmaligen Wendung, dessen Mißlingen angesichts der Felsen von bedenklichen Folgen hätte sein können, vollzog sich in bester Form, obwohl das beständige Handhaben von Segel und Steuerruder die Kräfte nicht wenig erschöpfte.

Gegen zwei Uhr Nachmittags hatte ich die Höhe von Treib erreicht und lief mit dem nächsten Schlage in den Hafen von Brunnen ein, oder richtiger gesagt, in den Bach, der unweit des Waldstätterhof sich hier in den See ergießt.

Wohl in Folge des behaglichen Gefühls, gesichert und wohlgeborgen das Wetter mit ansehen zu können, herrschte unter den im Hotel ziemlich zahlreich versammelten Fremden eine sehr animirte Stimmung, während sich draußen die brandenden Wellen noch immer am Ufer brachen und selbst das Anlegen der Dampfschiffe in hohem Grade erschwerten. Erst um fünf Uhr ließ der Sturm etwas nach, ohne deshalb die für die Heimfahrt gewünschte Richtung zu ändern.

In der Absicht, bei guter Zeit in Luzern wieder einzutreffen, begab ich mich jetzt auf den Rückweg und steuerte unter Beibehaltung

der bisherigen Sturmtakelage wieder munter in den See hinaus. Die Wogen rollten noch gewaltig, aber der weiße Schaum auf den Kämmen hatte sichtlich sich schon verringert. Eine Welle nach der andern überholend, ging es trotz der nur wenigen Leinwand in geflügeltem Laufe dahin. Der Sturm ließ mehr und mehr nach, sodaß ich bereits hinter Gersau die Reefbänder lösen konnte. Unter vollem Segeldruck wieder, durcheilte das Boot die Fluthen mit unglaublicher Schnelligkeit; wie im Umsehen flogen die Ufer von Viznau und Weggis vorüber, und bald gelangte ich hinaus auf die breite Fläche des Sees, wo sich zur Rechten und Linken die Wasser von Küßnacht und Alpnacht abzweigen. Der Himmel hatte sich inzwischen beinahe völlig geklärt und man sah über Stanzstaad hinweg die weißen Gipfel der Jungfrau, des Eiger und Wetterhorn zum blauen Aether hinaufragen.

Gegen sieben Uhr Abends befand ich mich bereits auf dem vorderen See bei Luzern. Bis dahin war mir der Wind noch immer getreu geblieben, um nun zum Schluß mich noch einmal seine Launen fühlen zu lassen. So lange von Süden wehend, sprang derselbe jetzt plötzlich um und blies vom Pilatus herüber, sodaß ich gezwungen war, die Schooten wieder beizuholen. Ein vom Felddienst kommendes Regiment passirte soeben die Stadt und die Klänge des Hofer-Liedes verhallten über das Wasser. Bald darauf, nachdem die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden, lief das Boot bei Luzern an Land.

Mit Zeit wie mit Richtung wechselnd und immer vom Winde begünstigt, machte ich während der nächsten Tage noch Ausflüge ähnlicher Art, bis der erwartete Brief eintraf, der mich leider, wie ich vermuthet, nach Deutschland zurückberief. Ich kann nicht leugnen, daß es mir schwer wurde, mich schon jetzt von den Bergen zu trennen, doch tröstete ich mich mit der Hoffnung, voraussichtlich im nächsten Jahre, wenn Zeit und Gesundheit es gestatten, die hohen eisigen Zinnen von Neuem betreten zu dürfen.

Nach den Normannischen Inseln.

Schon lange war es mein Wunsch, einmal wieder meinen alten Freund G., der seit Jahren auf einer der Normannischen Inseln, auf dem lieblichen Guernsey, lebt, in seinem Heim zu besuchen. Es ist immerhin seltsam genug, daß diese herrlichen Inseln den Deutschen so wenig bekannt sind. Von den Fluthen des Golfstroms umspült, erfreuen sich dieselben eines milden, für die dortigen Breitengrade ganz ungewöhnlich warmen Klimas und einer damit verbundenen, völlig südlichen Vegetation. Magnolien und Lorbeerbäume, wie Agaven von riesenhafter Größe, nebst Feigen, Tamarinden und Kork-Eichen, hin und wieder auch Fächerpalmen, gedeihen hier in üppigster Form. Mitte Januur beginnen die Kamelien überall im Freien zu blühen; man kann dann an einzelnen Bäumen viele Tausende von Blüthen zählen.

Die zerklüfteten Felsenküsten der meist aus festem Granit bestehenden Inseln ragen einige hundert Fuß aus dem Meere; es gewähren somit die Ortschaften, die, unten am Strande beginnend, bis hinauf zu den äußersten Höhen wie staffelförmig sich aufbauen, einen hochpittoresken Anblick. Die Inseln sind stark befestigt und dienen die Fortificationen, die sowohl auf den höheren Punkten der verschiedenen Inseln selbst, wie auf den sie umgebenden Klippen im Meere angelegt sind, zugleich als schöne Staffage der malerischen Küstenlandschaft. Alle Erzeugnisse, soweit sich dieselben auf Nahrungsmittel beziehen, gedeihen in wunderbarer und seltener Vollkommenheit; es dürfte auf dieser Erde nur wenige Punkte geben, die in materieller Beziehung die gleichen Vorzüge bieten.

Der Mann der Geselligkeit wie der Freund der stillen Natur finden beide hier ihre Rechnung. Die zahlreichen Buchten von Guernsey, die an malerischer Lage weit und breit ihresgleichen suchen, gewähren so reichen Wechsel, daß man sich Monate lang auf der Insel aufhalten kann, ohne daß man genöthigt wäre, sich in den Ausflügen zu wiederholen. Die zum größten Theil englische Bevölkerung ist eine überaus gesittete, und geradezu überraschend die große Zahl der oft ungewöhnlichen Schönheiten unter der dortigen Damenwelt.

Während, wie schon erwähnt, dem Deutschen diese Inseln nur wenig bekannt sind, weiß der gut situirte Bewohner des englischen Continents dieselben sehr wohl zu schätzen. Eine große Anzahl der Villen ist heute im Besitz von reichen unabhängigen Engländern, die, vom Festland herübergekommen, in stiller Beschaulichkeit auf diesem schönen Stück Erde den Rest ihres Lebens zubringen.

* * *

In den ersten Tagen des April war alles zur Abreise geordnet. Anstatt, wie noch vor zwei Jahren, die Tour von Bremerhafen aus durch den Kanal über Southampton zu machen, zog ich diesmal in Anbetracht der noch rauhen Jahreszeit den bequemeren und kürzeren Weg über Paris nach St. Malo vor, um von hier mit einem der Postdampfer zunächst nach der Insel Jersey und einen Tag später von dort nach Guernsey überzusetzen.

Am Morgen des 10. April sagte ich vom Deck des Dampfschiffes Wonder der französischen Küste Lebewohl. Bald gelangten wir in die offene See und steuerten in nördlicher Richtung unserem nächsten Ziele entgegen. Die Fahrt von St. Malo nach Jersey pflegt für gewöhnlich sieben Stunden zu dauern, sodaß wir erwarten durften, St. Helier, die Haupstadt der Insel, um zwei Uhr Mittags zu erreichen. Mit Ausnahme weniger Franzosen bestanden die Passagiere fast lediglich nur aus Engländern, unter ihnen auch viele Damen, die der Mehrzahl nach in Jersey ansässig waren.

In Folge des prächtigen Wetters war Alles in bester Laune und betheiligte sich gern an dem nach etwa anderthalb Stunden uns gebotenen Gabelfrühstück. Späterhin versammelte sich wieder die ganze Gesellschaft auf Deck, um das Spiel der Delphine zu beobachten, die, zum Theil von namhafter Größe, in nächster Nähe des Schiffes einander verfolgten und jagten, und dabei in mächtigen Sprüngen aus den blauen Fluthen emporschnellten, um erst nach beendeter Luftreise einige zwanzig Fuß weiterhin in den Wellen wieder zu verschwinden.

So mochten drei Stunden verflossen, mithin zwei Fünftel der Strecke bereits zurückgelegt sein, und war die französische Küste am Horizont schon verschwunden, als plötzlich ohne sichtlichen Grund das Schiff

seinen Lauf verlor und nach wenigen Minuten still stand. Das Geräusch der Maschine war verstummt und der Anker rasselte in die Tiefe. Es bedurfte hierzu beinahe der ganzen Länge des Taues, aber der Anker hatte gefaßt, der Steamer drehte alsbald seine Spitze dem Winde entgegen und wir lagen nun unbeweglich, ein Spiel der Wellen nur noch, im einsamen Ocean.

Von der anfänglich ziemlich erregt durcheinander laufenden Mannschaft war schlechterdings nicht ein Wort der Aufklärung zu erlangen, sodaß wir über die Ursache der plötzlich unterbrochenen Fahrt noch einstweilen im Ungewissen blieben. Erst später, auf dringliches Anfragen erklärte der Capitän, daß die Maschine eine Beschädigung erlitten, die hier auf offenem Meere leider nicht reparirbar sei, und daß wir nur noch durch fremde Hilfe nach Jersey gelangen könnten.

Recht angenehme Eröffnungen! zumal, da bis zum Horizont auch nicht ein Fahrzeug in Sicht war. Auch waren die Nahrungsmittel auf ein Minimum zusammengeschmolzen, indem diese Schiffe sich nur für die Dauer einer siebenstündigen Fahrt mit Proviant zu versehen pflegen.

Der Wind stand aus Nord-Nordwest; eine wirkliche Gefahr lag erst vor, wenn derselbe sich so verstärkte, daß ein Reißen des Anker-Taues eventuell zu befürchten war und wir dann zu gewärtigen hatten, auf die Klippen der französischen Küste von den Wellen geworfen zu werden. Doch fehlten Gottlob vor der Hand für derartige Combinationen noch jegliche Witterungsanzeichen.

Immerhin ging die See ziemlich hoch, und die ruckenden Bewegungen des am Anker gefesselten Schiffes bei der jedesmaligen Welle waren zum Theil so wenig erwünscht, daß Viele bereits zum Bord drängten und, über die Brüstung gelehnt, sich beeilten, ihre Projectile in schönen Curven hinab in das Meer zu schleudern. Alsbald waren sämmtliche Damen und bei Weitem die größere Zahl der männlichen Passagiere in den nahen Cabinen verschwunden, und kaum einige zwanzig Herren auf Deck noch zurückgeblieben.

Gegen Mittag tauchten zwei Schooner am nördlichen Horizont auf. Der Capitän ließ die Nothflagge ziehen und demnächst zur weiteren Verständigung eine alte Kanone auf Deck bringen, die fast

bis zur Mündung des Rohres mit Leinwand und Werg vollgepfropft, wiederholentlich sehr energisch ihre Donnerstimme erhob. Aber entweder hörte man sie nicht oder aber man zog es vor, den Mahnruf zu ignoriren, in jedem Fall setzten die Schooner ihren Cours unverändert fort und waren in kürzester Zeit den Blicken entschwunden. Ein großes dänisches Barkschiff, welches unmittelbar darauf in gleicher Richtung passirte, nahm ebenso wenig die geringste Notiz von uns. Unsere Lage begann nach gerade ein wenig kritisch zu werden.

Um zwei Uhr zeigte sich endlich im Westen ein kleiner Kutter, der, der Stellung der Segel nach, auf kaum fünf Seemeilen Entfernung dem Wonder vorbeilaufen mußte. Nachdem man noch einige Zeit seine Annäherung abgewartet, ward von Neuem die Nothflagge gezogen und die antediluvianische Kanone noch einmal in Thätigkeit gesetzt. Schon wenige Minuten darauf veränderte das Schiff seine Richtung und hielt direct auf uns zu. Gegen drei Uhr lag es bereits an unserer Steuerbordseite. Unser Capitän stieg die Falltreppe hinab und hatte eine kurze Unterredung mit dem betreffenden Führer des Kutters, der dann unverweilt seine Fahrt nach St. Malo hin fortsetzte.

Wie uns später mitgetheilt wurde, war dem Kutter der Auftrag geworden, die dortige Dampfschiff-Gesellschaft von dem Unfall in Kenntniß zu setzen und sie zu veranlassen, durch Kabeltelegramm von Jersey ein Schleppschiff zu requiriren, für alle Fälle jedoch den noch im Laufe des Abends von St. Malo abgehenden Steamer, der, ohne die Insel zu berühren, direct nach Southampton ging, heute ausnahmsweise zu beauftragen, bei uns vorüber zu kommen, um nöthigen Falls unser Schiff nach Jersey hinüber zu bringen.

So waren wir der vornehmlichsten Sorge denn einigermaßen enthoben und es drängten sich die kleineren Bedürfnisse nunmehr in den Vordergrund. Seit neun Uhr Morgens hatte Niemand etwas genossen, der Magen verlangte somit gebieterisch seine Rechte. Die wenigen Ueberbleibsel des mitgenommenen Proviants, über die noch der Steward verfügte, standen leider in keinem Verhältniß zu der Zahl der hungrigen Seelen. Aber woher jetzt etwas nehmen?

In dieser äußersten Noth entdeckte einer der Herren, dem der Himmel es segnen möge, in einem verborgenen Winkel der unteren

Räume des Schiffes drei mächtige Körbe mit Hühnern. Welch' ein unbezahlbarer Fund! Aber warum hatte man uns diesen Schatz bis dahin verheimlicht? Das Räthsel sollte sich lösen. Der von allen Seiten bestürmte und mit Vorwürfen überhäufte Steward suchte Zuflucht beim Capitän, und dieser erklärte uns denn, daß die Körbe einige dreißig Paar der edelsten Hühner enthielten, die ein reicher Besitzer auf Jersey — ohne Zweifel für schweres Geld — in der Bretagne gekauft habe, um dieselben zur Zucht zu verwenden, und daß weder ihm noch dem Steward das Recht einer Disposition über fremdes Eigenthum zustände.

Ein Sturm allgemeiner Entrüstung war die Antwort der Passagiere. Es wurde dem Capitän energisch begreiflich gemacht, daß es sich hier um Ausnahmezustände handele. Auch er habe keine Befugniß, zum Fasten uns zu verdammen, so lange noch Nahrungsmittel, welcher Art sie auch seien, an Bord wären. Sache der Dampfschiff-Gesellschaft sei es, den betreffenden Hühnerfreund für seinen Verlust zu entschädigen.

Der so gedrängte Capitän, überdies ein verständiger Mann, gab endlich nach und befahl, für je drei Personen ein Huhn noch vor Abend zuzubereiten, mit welchem Arrangement wir uns denn auch Alle zufrieden erklärten. Wäre doch die Rechnung eine bei Weitem ungünstigere gewesen, wenn nicht die Mehrzahl die Passagiere die Kabine gehütet hätte.

Nach eingenommenem Mahle begaben wir uns wieder auf Deck, um nochmals den Horizont mit dem Fernrohr zu revidiren, indem wir noch immer hofften, man möchte von Jersey aus, beunruhigt durch unser Ausbleiben, ein Steamboot abgeschickt haben. Doch war auf dem weiten Meere noch immer kein Schornstein sichtbar.

So kam der Abend heran und blutroth als Feuerkugel von scheinbar riesenhaftem Umfang sank die Sonne in die Fluthen hinab. Ich vermag mich kaum zu entsinnen, einen schöneren Sonnenuntergang auf dem Meere gesehen zu haben. Der Wind nahm an Stärke zu und die ruckenden Bewegungen des Schiffes wurden mit jeder Minute heftiger; mit Sehnsucht spähten wir noch einmal am Horizonte umher, aber nirgends entdeckte das Auge ein Anzeichen der

Erlösung. Sollte etwa auf irgend welche Art der Kutter verhindert worden sein, seinen Auftrag zu überbringen?

Inzwischen wurde es neun Uhr, es hatte sich tiefes Dunkel schon über das Meer gelagert. Man hörte nur noch den dumpfen, gleichmäßigen Anprall der Wellen und hin und wieder das Gestöhn der unten befindlichen Kranken.

Da plötzlich sahen wir deutlich in der Richtung von St. Malo her, aber noch in weiter Entfernung, in kurzen Pausen nach einander drei helle Raketen aufsteigen, die unmittelbar darauf vom Deck unseres Schiffes aus mit drei gleichen erwidert wurden. Es war der soeben von dort nach Southampton abgehende Dampfer, der, beauftragt, uns aufzusuchen, über die einzuschlagende Richtung sich erst vergewissern wollte. Eine Stunde lang währte nunmehr, mit wenigen Unterbrechungen nur, dieses feurige, gegenseitige Frage- und Antwortspiel, alsdann aber wurde unser Schiff, um dem sich nähernden Steamer seine Aufgabe zu erleichtern, unter bläulich bengalisches Licht, in der Seesprache „blue light“*), gesetzt; in der Nacht auf einsamem Meere ein zauberhaft wirkender Anblick!

So war wieder eine Stunde vergangen, da tauchte ein grünes und rothes, und darüber ein weißes Licht aus dem nächtlichen Dunkel auf. Bald vernahm man das Geräusch der Maschine, der Steamer näherte sich schnell und schon nach wenigen Minuten trat sein schwarzer, gewaltiger Rumpf in den Lichtkreis der bengalischen Flammen. Die See ging zur Stunde zu hoch, um die unmittelbare Berührung der beiden Schiffe zu gestatten. Nach gegenseitiger Verständigung mit Hülfe des großen Sprachrohrs wurden Boote niedergelassen, um die Wurfleinen der beiden Schlepptaue an Bord des Wonder zu bringen. Erst beim dritten Versuch gelang es, die ersteren aufzufangen, die Boote kehrten sodann zum St. Malo-Steamer zurück, während wir vermittelst der Leinen die mächtigen Taue heraufzogen.

Nachdem dieselben befestigt, war Alles in bester Ordnung, der vor uns liegende Steamer gab langsam und vorsichtig Dampf, unser Anker wurde gehoben, die bengalische Flamme gelöscht, und vorwärts

---

*) Blaues Signallicht.

ging es sodann durch die finstere, stürmische Nacht. Die Taue bewährten sich vortrefflich, sodaß der Schleppsteamer bald, ohne daß ein Reißen derselben zu befürchten gewesen wäre, mit voller Dampfkraft dahinfuhr. Elf Uhr war soeben vorüber, wir durften mit Sicherheit hoffen, bei jetziger Geschwindigkeit nach Verlauf von 4—5 Stunden bei St. Helier an Land zu gehen.

Es befanden sich augenblicklich nur noch wenige Passagiere auf Deck, die meisten hatten sich inzwischen bereits zur Ruhe begeben. Auch ich war eben im Begriff, den Uebrigen nachzufolgen, als ich plötzlich wieder von neuem aus der Richtung von Jersey her drei Raketen aufsteigen sah. Der Capitän, der sie gleichfalls bemerkte, erklärte sich solche als von einem, von der eben genannten Insel uns gesandten Hülfsdampfer herrührend, der sich auch über unsere Lage zuvor informiren wollte. Drei Raketen von unserer Seite überbrachten die gewünschte Antwort. Bei dem fortgesetzten Verlauf dieser gegenseitigen Verständigung fiel es immer mehr und mehr auf, daß die feurigen Projectile des von Jersey kommenden Steamers bald von hier, bald wiederum von dort her, aus den verschiedensten Richtungen aufstiegen. Wohl jedenfalls in dem Glauben, uns noch vor Anker zu finden, wurde jenes Schiff offenbar durch die Fortbewegung irre geleitet und machte dem Anscheine nach eine förmliche Jagd auf uns.

Die beiden Capitäne mußten wohl diese Ansicht theilen, wir hörten sie wenige Worte durch das Sprachrohr mit einander wechseln und gleich darauf stand unser Schiff sowie der uns schleppende Dampfer unter heller bengalischer Beleuchtung. Ich werde mich des herrlichen Anblicks noch lange Zeit erinnern! Umgeben von schwarzer Nacht zogen beide Steamer im hellen leuchtenden Wiederschein des ihnen entströmenden Lichtes, das in fahler bläulicher Färbung den nächsten Wellen sich mittheilte, zweien Geisterschiffen vergleichbar, über den dunklen Ocean dahin. Fünf Minuten lang währte das prächtige, in der That ergreifende Schauspiel. Drei Raketen machten den Beschluß, dann versank wieder alles ringsum in undurchdringliche Nacht.

Auch ich verließ jetzt das Deck und begab mich zur Cabine hinab. Der von Jersey gesandte Steamer ließ nichts wieder von sich

sehen. Wäre es möglich gewesen, einen Augenblick zu ihm hinüberzufliegen, so würde ich auf Deck desselben zwei treue Augen erblickt haben, die bitter enttäuscht noch lange in das nächtliche Dunkel hinausstarrten.

* * *

Zuvor von Paris aus bereits von dem Tag meiner Ankunft benachrichtigt, war mein alter Freund G. nebst Gattin in der Absicht, mich zu überraschen, mir nach Jersey entgegengedampft und im dortigen Hotel Pomme d'or zu St. Helier abgestiegen, um mich später bei Ankunft des Steamers an der Landungsstelle zu empfangen. Die Zeit, um welche das Schiff in Jersey erwartet wurde, war indessen lange verstrichen, ohne daß das bekannte Signal sein Nahen verkündet hätte. Mein Freund begab sich daher zum Bureau der Dampfschiff-Gesellschaft, um Erkundigungen über den Grund unseres Ausbleibens einzuziehen. Er fand die Herren daselbst zum Theil nicht wenig in Sorge. Auf ein, eine Stunde zuvor nach St. Malo gesandtes Telegramm war die Rückantwort eingegangen, daß der Wonder zur rechten Zeit, nämlich pünktlich um sieben Uhr Morgens, den Hafen verlassen habe. Was konnte somit der Grund der verzögerten Ankunft sein? Gern hätte man ohne Verzug einen Dampfer entgegengesandt, den Erwarteten aufzusuchen, aber leider befand sich zur Zeit nicht einer derselben auf der Rhede, sie lagen sämmtlich im Hafen, welcher letztere in Folge der Ebbe, die einige Stunden noch anhielt, zum Auslaufen größerer Schiffe nicht genügendes Wasser hatte.

So kam unter bangen Befürchtungen, von denen wohl auch mein Freund nicht ganz sich frei machen konnte, allmälig der Abend heran und mit ihm die ersehnte Depesche, die für den draußen im Meere vor Anker liegenden Wonder ein entsprechendes Schleppschiff verlangte.

Es erhielt der Steamer Dispatsch nunmehr den Auftrag, mit allem Nöthigen versehen unverzüglich in See zu stechen. Da derselbe in speciellem Dienst die jetzige Fahrt unternahm, also kein Passagierschiff war, bedurfte es erst einiger Bemühungen, bevor sich mein Freund die Erlaubniß zur Mitfahrt verschaffen konnte.

So dampfte er denn noch spät, während dessen die Gattin sich schon im Gasthof zur Ruhe begeben, mit dem oben genannten Schiff hinaus in die dunkle Nacht. Er hatte sich einzig und allein an Bord des Steamers begeben, um in dem Moment, wo dieser dem Dampfer Wonder unter dem gegenseitigen Ruf und dem Stimmengewirr der Matrosen die Schlepptaue zuwerfen würde, mir inmitten der englischen Laute mit kräftig gehobener Stimme einen deutschen Gruß über's Meer hinüberzusenden und mich willkommen zu heißen.

Auf welche Weise ihm leider diese hübsche Idee durchkreuzt wurde, brauche ich nicht zu erläutern. Sein Mißgeschick sollte indessen hiermit nicht zu Ende sein. Wohl im allzu eifrigen Streben, uns schnelle Hülfe zu bringen, hatte schließlich der Steamer Dispatsch seine Maschine so überangestrengt, daß derselbe sich genöthigt sah, zur Ausbesserung verschiedener Schäden in St. Malo vor Anker zu gehen.

Boshafter konnte wohl kaum die Laune des Schicksals sich zeigen! Zur selbigen Stunde beinahe, wo mein Freund in St. Malo eintraf, ging ich in Jersey an Land. Es war soeben vier Uhr und die Sonne im Aufgehen begriffen. Der für Guernsey bestimmte Steamer sollte erst drei Stunden später auslaufen. Um die übrige Zeit noch zu ruhen, begab ich mich unverweilt in das in der Nähe des Hafens gelegene Hotel Pomme d'or. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, mit einem mir befreundeten Wesen unter gleichem Dache zu wohnen.

Um sieben Uhr ging ich an Bord, und zwar mit dem freudigen Gedanken, in etwa drei Stunden das Ehepaar in seinem Heim zu begrüßen. Die Luft war milde und windstill, die Meeresfläche fast eben, und leichten geflügelten Laufes durcheilte das Schiff die Fluthen. Bald tauchte am Horizont die liebliche Insel auf; die Umrisse wurden nunmehr mit jeder Minute klarer, und die anmuthigen Felsenbuchten und malerischen Klippenwände begrüßten mich als alte Bekannte. Hatte ich doch schon so manche Stunde in ihrem Bereiche verlebt. Es war jetzt das dritte Mal, daß ich auf dieses herrliche Eiland den Fuß wieder setzen sollte.

Aufenthalt auf Guernsey.

Gegen 10 Uhr hatten wir den äußersten Felsvorsprung der Insel Guernsey umschifft, und St. Peter, die Hauptstadt, die als weites Amphitheater den stattlichen Hafen umsäumt und sich vom Strande des Meeres aus bis zur Höhe von 400 Fuß terrassenförmig aufbaut, lag jetzt in der ganzen Pracht ihrer malerischen Schönheit vor uns. Der sehr geräumige Hafen, durch starke Befestigungen geschützt und durch mächtige, auch für Wagen passirbare, aus Granit bestehende Molen, dem Ocean abgewonnen, gehört zu den schönsten der Welt.

Ein buntes Gewühl von Menschen erwartete uns bei der Landung, nur vermißte ich unter ihnen meinen sonst nie fehlenden Freund. Mit Benutzung eines der Wagen, der mich unmittelbar durch die Stadt den nahen Abhang hinaufführte, gelangte ich nach 15 Minuten zum „Hildebrandhouse", das vom üppigsten Grün umgeben und auf stattlicher Höhe gelegen, meinem Freunde als Wohnsitz dient. Der neunjährige Kronprinz des Hauses begrüßte mit lautem Jubel den bekannten Onkel aus Deutschland, war indessen nicht wenig erstaunt, daß derselbe Mama und Papa nicht gleichzeitig mitgebracht hatte. Von ihm und der Dienerschaft empfing ich jetzt erst die Nachricht, daß mein Freund und dessen Gemahlin, nachdem sie noch kurz zuvor bei Mrs. Le Paturel eine Wohnung für mich gemiethet, nach Jersey abgereist seien, um mich dort zuerst zu bewillkommnen.

Die Wohnung war reizend gelegen, in einer der oberen Straßen, den sogenannten Canichers, mit malerischem Blick auf die unten liegende Stadt, auf den Hafen, das weite Meer und auf die benachbarten Inseln. Am Hause rankten sich Myrthen, Caprifolium und blühende Rosen bis unter das Dach hinauf. Mrs. Le Paturel war eine gefällige, äußerst charmante Frau, mit der ich mich schnell befreundete.

Nachdem ich vor Allem nach Jersey meine Ankunft telegraphirt, flanirte ich noch eine Stunde durch die schmucken Straßen der Stadt, von neuem wiederum entzückt von der südlichen Pflanzenwelt, die hier die Vorgärten ziert. Ich begegnete dabei verschiedenen, mir bekannten

Damen und Herren, die mit englischer Herzlichkeit mich freundlich willkommen hießen.

Später machte ich noch einen Spaziergang nach einer entfernteren Bucht. Der Weg führte mitten durch die Insel an reizenden Villen vorüber, oft schloßartig schönen Gebäuden, umgeben von Cedern und Lorbeer, von riesigen Immergrünstämmen, von saftig gespreizten Feigen- und mächtigen Kastanienbäumen, sowie hohen Camelien-sträuchen, deren herrliche Blüthenpracht mit der der Magnolien und Fuchsien, der Rosen und Azalien wetteiferte. Allmälig verlor sich der Pfad in eine enge Gebirgsschlucht, wo unten auf grünem Grunde Englands rothgesprenkelte Kühe am Grase sich delectirten, während oben in den höheren Partien die munteren Schaaren der Ziegen an den Felswänden Nahrung suchten. Weiterhin wurden die Wände steiler und die ganzen Umgebungen wilder, bis ich schließlich den Punkt erreichte, wo sich die felsigen Höhen zu den Seiten als gewaltige Riesenklippen hinaus in das Meer erstrecken und hier sich zu einer Bucht von bezaubernder Schönheit formen.

Fast unmittelbar am Strande, an die Klippenwand angelehnt, lag ein freundliches kleines Gasthaus, dessen nette Wirthin nach Kräften das ihrige that, durch ein wohlbereitetes Mahl, bestehend aus Hummer und Fischen nebst einem guten Glase Sherry, den Naturgenuß zu verschönen. Späterhin erstieg ich zur Rechten die höchste Erhebung der Klippen, warf noch einen Blick hinaus auf den endlosen Ocean, in welchem sich die schmale Sichel des ersten Mondviertels spiegelte, und wanderte dann behaglich durch die würzige Abendluft wieder meiner Behausung zu.

In der Nacht wurde ich plötzlich geweckt durch ein wildes Getöse und durch das laute Rasseln der Fenster; ein gewaltiger Sturm war im Anzuge. Ich dachte dabei sogleich meiner lieben Freunde in Jersey, denen allem Anscheine nach eine böse Reise bevorstand, und konnte erst spät wieder einschlafen.

Als ich am Morgen zum Fenster hinausschaute, vermochte ich mit einem Blick die Lage zu übersehen. Die Schiffe unten im Hafen bewegten sich auf und nieder, und die hohen Masten wogten wild und bunt durcheinander. Vom heulenden Sturme gepeitscht, war

ringsum draußen das Meer mit weißem Schaum bedeckt und tobte im wildesten Aufruhr. Um nicht losgerissen zu werden, hatten die Schiffe auf der Rhede bereits ihre Anker-Vorrichtungen verstärkt, während andere sich wiederum bemühten, noch jetzt in den Hafen zu flüchten. Aus dem Zuge der Wolken ersah man, daß der Sturm von Amerika her über den atlantischen Ocean wehte. Wie mußte es erst drüben aussehen auf der anderen Seite der Insel, wo der Sturmwind aus frischer Hand die Meeresküste umtobte, während wir, von der Insel gedeckt, noch verhältnißmäßig geschützt lagen.

Nicht ohne einige Besorgniß vermochte ich der Ankunft des Dampfers von Jersey entgegen zu sehen; die Zeit, wo er eintreffen mußte, war längst vorüber. Gegen zehn Uhr endlich wurde auf dem Castel am Hafen das ersehnte Signal gezogen. Ich hatte mit Hülfe des Fernrohrs den Steamer alsbald entdeckt und konnte deutlich erkennen, wie derselbe mühsam und schwer gegen Sturm und Wogendrang ankämpfte, während dichter schwarzer Rauch unaufhörlich dem Schornstein entstieg. Bald sah man den dunklen Rumpf in den schäumenden Fluthen verschwinden, bald wiederum zeigte er sich hoch oben auf den Wellenkämmen.

Trotz alledem näherte sich der Steamer mit jeder Minute, sodaß es nachgerade Zeit wurde, zum Hafen hinab zu steigen. Die mich zu empfangen gedachten, wurden nunmehr von mir bewillkommnet.

Die Uhr zeigte eben auf elf, als die „Wawerley" glücklich einlief und der Landungsstelle sich nahte. Die Erwarteten waren an Bord; wir hatten uns inzwischen schon mit den Taschentüchern begrüßt. Nur wenige Minuten noch und wir durften uns die Hände schütteln und der Freude des Wiedersehens einen herzlichen Ausdruck geben.

Im leichten geschlossenen Wagen ging es jetzt durch die steilen Straßen — wie hier üblich, im vollen Trabe — hinauf zu dem auf der Höhe gelegenen Hildebrandhouse. Eine Stunde nachher erklangen bei Tafel die Gläser zur Feier des lange ersehnten, glücklichen Wiedersehens.

Inzwischen war draußen der Sturm zum wahren Orkan angewachsen, und dumpfes Donnergetöse verkündete den Anprall der

Wogen gegen die westliche Küste der Insel, die mindestens sechs Kilometer vom Hildebrandhouse entfernt liegt. Um den dortigen Schauplatz des Kampfes der zürnenden Elemente in der Nähe betrachten zu können, bestiegen mein Freund und ich nach Tische noch einmal den Wagen und fuhren auf nächstem Wege nach dem sogenannten „Grand Rock", einem der vielen großartigen Vorsprünge auf jener Seite der Insel.

In Folge des heftigen Sturmes, der das Fortkommen der Pferde behinderte, gebrauchten wir wohl anderthalb Stunden, bevor wir zur Stelle gelangten. Wir verließen nunmehr den Wagen und schritten der Klippe zu. Vor der Hand durch den „Grand Rock" selbst noch verhältnißmäßig geschützt, vermochten wir in aufrechter Haltung an den Felsen emporzusteigen. Oben angelangt, wäre es jedoch absolut unmöglich gewesen auch nur eine Secunde lang stehend dem wilden Orkan zu trotzen. Es blieb nichts Anderes übrig, als hart am äußersten Rande der höchsten Felsenerhebung, die sich hier mit senkrechtem Absturz als 90 Fuß hohe Klippe hinaus in das Meer erstreckt, sich platt zur Erde zu legen, um so einigermaßen gesichert dem Naturschauspiel beiwohnen zu können.

Der Anblick, der sich uns darbot, übertraf noch unsere Erwartungen und spottete jeder Beschreibung. In weitester Ferne bereits den dunklen Fluthen entstiegen und vom unerbittlichen Sturm immer höher und höher gepeitscht, stürzten schäumende Wellenberge von riesigen Dimensionen, unheimliche Ungethüme, vom atlantischen Ocean her gegen die einsame Küste heran und tobten in den unserer Klippe benachbarten Felsenbuchten mit nicht zu schildernder Wuth. Man sah nichts wie siedende Massen, ein wogendes Durcheinander von ungeheuren Schaumkegeln, von wild sich bäumender Brandung und düster gähnenden Schlünden. Dabei erzitterte die Luft von einem Donnergetöse, als wären alle Dämonen und Teufel losgelassen. Hin und wieder wälzte sich ein, alle Wogen weit überragender, wohl haushoher Wasserberg direct unserer Klippe zu, an der er sodann mit betäubender Gewalt zerschellte, mit Massen von Gischt und Schaum uns gleichzeitig überschüttend.

Eine volle Stunde hindurch genossen wir das großartige Schau-

spiel, bevor wir den Wagen bestiegen. Der Sturm und das Meer tobten weiter; wir aber saßen alsbald am Kamin beim flackernden Feuer und erzählten der guten Hausfrau das noch soeben Erlebte.

Der nächste Vormittag sah uns auf dem Marktplatz bei den Arcaden, dem beliebten Sammelpunkt der eleganten und vornehmen Welt, woselbst unter stattlichen Hallen Gemüse, Blumen und Früchte, sowie Fleisch und Fische verkauft werden. Es erscheinen die Gentlemen hier mit kleinen Körbchen an der Hand und helfen den Ladie's beim Einkauf. Die Ersteren tragen dann später die betreffenden Delicatessen oder ausgesucht schöne Früchte höchsteigenhändig nach Hause, während alle übrigen Schätze von den Dienstmädchen fortgeschafft werden. Besonders reich ist der Fischmarkt. Es sitzen hier die Verkäufer an Reihen von Marmortischen, auf denen die verschiedensten Arten von Meeresungeheuern prangen.

Gegen Abend beruhigte sich der Sturm und konnten wir am anderen Nachmittag einen Ausflug nach der Petit-Bôt-Bay, einer malerischen Felsenbucht auf der westlichen Seite der Insel, beim prächtigsten Wetter unternehmen. Auch hier standen uns wieder Eindrücke von seltener Schönheit bevor. 300 Fuß unter uns, eine weite tiefblaue Fläche, lag das sanft gekräuselte Meer, welches eben den Uebergang von der Fluth zur Ebbe vollzog und dabei zugleich eine neue, zuvor nur durch wenige Klippen sich markirende Felsenwelt allmälig hervortreten ließ. Als geheimnißvolle Verkünder der unterseeischen Verbindung erhoben sich weiterhin mächtige, auch den höchsten Stand der Fluth noch um Vieles überragende Felsriffe, die zu Lootsenhäusern und Leuchtthürmen, zu Forts und Signalstangen benutzt, der herrlichen Küstenlandschaft zur entsprechenden Staffage dienten. Und wiederum darüber hinaus überflog das Auge den endlosen, zur Stunde in stiller Majestät vor uns liegenden Ocean.

Die Sonne stand bereits tiefer und warf einen Silberstreifen von schillernder Farbenpracht, wie kein Pinsel ihn wiedergeben kann, über's Meer hinweg zu uns herüber. Zwei kurz aufeinander folgende, von Amerika kommende Steamer machten bald darauf uns die Freude, diesen lichten Streifen zu kreuzen. Wie Bilder aus der Märchenwelt glitten sie im Quecksilberglanze durch das herrliche Phänomen.

Der Wind stand vom Ocean her, aber er wehte nur lau und gelinde, die beruhigten kleinen Wellen hatten scheinbar einander viel von der weiten Reise zu erzählen und ließen eine seltsam tönende Sphärenmusik vernehmen, die, vereint mit dem aus der Tiefe zu uns heraufdringenden Geräusch des längs der gesammten Küste nur sanft anbrandenden Meeres, etwas ungemein Ergreifendes hatte. Es lag etwas feierlich Erhabenes in der ganzen weiten Natur.

Unter den eben geschilderten Eindrücken verzehrten wir, behaglich gelagert, den mitgenommenen Proviant. Die Sonne hatte inzwischen ihr segenspendendes Werk für unsere Hemisphäre vollendet, sie verließ das Himmelsgewölbe und tauchte hinab in das Meer. Es mußte die Berührung mit letzterem wohl magisch auf sie gewirkt haben, dieselbe nahm nahezu die dreifache Größe an, bevor sie in den Fluthen versank, und glühte in einer Verklärung und einem Purpurroth, wie sie sich nur in seltenen Fällen den Sterblichen zu zeigen pflegt.

Allmälig brach die Dunkelheit herein, und die Küsten, wie die auf den Klippen im Meer befindlichen Leuchtthürme, mit ihren rothen oder grünen, ihren weißen oder gelblichen Flammen, begannen von allen Seiten ihren Lichterglanz auszustrahlen und tauschten ihre Grüße aus mit den von den übrigen Inseln herüberschimmernden Signalen. Es warnten oder winkten die Küsten, je nach ihrer Leuchtvorrichtung, so weit das Auge reichte, um den zur nächtlichen Stunde auf dem Meere weilenden Mitmenschen die sicheren Wege zu zeigen. Ein schöner, herrlicher Anblick, der das Herz unwillkürlich erwärmt und so manches zu denken giebt!

Der nächste Tag galt dem Besuch der benachbarten Insel Sercq. Beim Donner der Kanonen von Cherbourg, dessen dumpfen Schall uns der Wind von dorther herübertrug und welcher vermuthlich wohl einem Uebungsschießen entstammte, verließen wir am Morgen Guernsey mit dem Steamer „The Queen of Island" und dampften bei prächtigem Wetter und mäßig bewegter See in etwa anderthalb Stunden zur genannten Insel hinüber. Dieselbe hat ungleich höhere und rauhere Küsten wie Guernsey; ich mußte bei deren Anblick,

während der Dampfer in einer der Buchten daselbst sich vor Anker legte, an Cooper's Romane denken. Es regte sich kein Lüftchen in der Bay, die See war hier spiegelglatt und die wild zerklüftete Felsküste von Spalten und Höhlen durchbrochen, die bis zum Meeresspiegel hinabreichend, bei Annäherung unseres Schiffes verlassen und öde da lagen, während jetzt aus dem Innern derselben, nachdem wir Anker geworfen, wie durch einen Zauberschlag ein Boot nach dem anderen hervorglitt, alsbald eine ganze Flotille, die schnell den Steamer umringte, um die Gäste an Land zu bringen.

Ein schmaler und steiler Weg geleitete uns binnen Kurzem, von den auf den nahen Klippen weidenden Schafen und Ziegen gar neugierig angegafft, zum Plateau der Insel hinauf. Von dem vielen Sehenswerthen, was dort uns entgegentrat, nahm zunächst der Park des Herrn Collins, des Besitzers und Predigers, sowie sonstigen Nabobs von Sercq, das Interesse insofern in Anspruch, als man es verstanden hatte, die verschiedensten Arten von Palmen, von Draceen und Riesenagaven wie anderen Tropengewächsen, ungeachtet des, im Verhältniß zu Guernsey bei Weitem rauheren Klimas, in Fülle hier fortzubringen.

Unter den sonstigen Naturschönheiten nimmt jedenfalls das „Coupee“ den vornehmsten Rang ein. Sercq besteht aus zwei gesonderten Theilen, einer größeren und einer kleineren Insel; beide steigen gegen 500 Fuß direct aus dem Meere empor und sind etwa hundert Schritte die eine von der anderen entfernt; sie werden nur verbunden miteinander durch das eben genannte „Coupee“, eine beiden Inseln gleich hohe, aber unten am Meeresspiegel nur 40—50 Schritt, und oben auf dem äußersten Kamm nur wenige Fuß breite Landenge, die schroff nach den Seiten zu abfällt. Der Blick von der Mitte des „Coupees“ ist ebenso wunderbar schön, wie selten und eigenartig. Während man selbst hoch oben auf der Schneide des steilen Grates steht, und das Auge in den verschiedensten Richtungen hinüber nach den benachbarten Inseln, und wiederum über den Ocean hinweg bis zum fernen Horizont hin schweift, erblickt man zu beiden Seiten das Meer unter sich so nahe, daß man glaubt, mit zwei Riesensprüngen dasselbe erreichen zu können. Bei Sturm wäre es kaum gerathen,

auf diesem exponirten Punkt sich längere Zeit aufzuhalten. Wir waren vom Glück begünstigt und genossen die herrliche Aussicht bei klarer und stiller Luft, so daß wir im Stande waren, mit Hülfe der Operngläser die Häuser an der französischen Küste ganz deutlich zu unterscheiden.

Ich sagte, wir hatten Glück, denn schon nach wenigen Stunden, nachdem wir inzwischen noch andere interessante Punkte besucht, machte sich der Wind wieder auf, und als wir um fünf Uhr Nachmittags, zur üblichen Abfahrtszeit, uns unten zum Einschiffen einfanden, war die Witterung eine völlig andere. In der Richtung von Dover her drängten mächtige Wogen heran und das Meer war bis weit hinaus mit weißem Schaum überdeckt.

Es begann nun eine reizende Seefahrt. Unser kaum einige 80 Fuß langer, also verhältnißmäßig nur kleiner, aber trefflich gebauter Dampfer wurde tüchtig von den Wellen geschüttelt. Dieselben kamen genau rechtwinklig von der Seite, so daß entweder der Steamer seiner ganzen Länge nach tief unten im Wellenthal lag, oder aber mit wuchtiger Gewalt gehoben und emporgeschleudert wurde. Es kamen Momente vor, wo die Schaufelräder des Dampfers fast ganz aus dem Wasser ragten und das Schiff für den Augenblick wie auf der äußersten First eines mächtigen Daches schwebte. Beim Hinunterschlagen in die Tiefe bekamen wir zu wiederholten Malen eine recht gehörige Sturzsee, die trotz des wohl mindestens gegen 20 Fuß hohen Deckes uns gründlich mit Wasser überschüttete. Es war eine immerhin tolle, aber gefahrlose Ueberfahrt.

So verlief beinahe jeder Tag unter neuen und schönen Eindrücken, und wie früher, knüpften sich auch diesmal an die Zeit meines Aufenthaltes unvergeßliche Erinnerungen. An angenehmen Zerstreuungen und Abwechselungen fehlte es nie. Schon allein die herrlichen Buchten des paradiesischen Eilands, in denen wir uns so manche Stunde der schönen Natur erfreuten, boten solche in reichstem Maße. Dazu kamen die wiederholten Besuche auf den nahe benachbarten Inseln, weite Segelpartien auf dem Meere, das Viele und Interessante, was das internationale Treiben an den Häfen dem Auge vorführte, der gemüthliche und anregende Umgang mit den uns befreundeten

Familien, und endlich vor allem aber die heiteren traulichen Stunden im lieben Hildebrandhouse. Schnell vergingen die schönen Tage, und als ich nach langen Wochen mich schließlich zur Abreise rüstete, da war es mir fast zu Muthe, als wäre ich eben erst gekommen.

Der 10. Juli war der letzte Tag, den ich noch auf Guernsey verlebte. Anderen Morgens dampfte ich bereits, mit zweistündigem Aufenthalt auf der Insel Alderney, deren Küste wir erst bemerkten, als in unmittelbarster Nähe uns die von der Brandung umwogten, schaumüberdeckten Klippen aus dem Nebel entgegengrinsten, mit dem Steamer Courier nach Cherbourg.

Von der dort auf hohem Felsen gelegenen Befestigung aus nahm ich Abends Abschied vom Meer, ein Scheideact, den die untergehende Sonne, bevor sie in die Fluthen tauchte, noch weihevoll beleuchtete, reiste dann über Paris nach Basel und traf am 17. Juli in der Pension W. bei St. Gallen, meinem gewohnten Standquartier ein.

Ich verweilte hier nur so lange, als unbedingt nöthig war, mich für die Wanderungen vorzubereiten, und fuhr noch am gleichen Nachmittag mit der Eisenbahn nach Luzern.

Von Luzern über die Melchsee-Frutt, Engstlenalp und Grimsel nach Sedrun; über den Kreuzlipaß nach dem Linththal.

Nach längerem Reisen mit Koffer und anderweitigen Effecten liegt stets ein Hochgefühl darin, in Blouse und bequemen Kniehosen, den practisch construirten Tornister nebst Alpstock als alleinige Zurüstung, wieder unbehindert und frei im Gebirge umherzustreifen.

Am 18. Juli Vormittags brachte der Dampfer mich von Luzern nach der Station Rotzloch. Ich verließ hier das Schiff und betrat demnächst eine enge malerische Schlucht, die gleich nach den ersten Schritten einen reizenden Anblick darbot. Ueber mehrere Mühlenräder, aus ziemlich beträchtlicher Höhe, stürzte jäh in prächtigen Cascaden ein klarer Gebirgsbach herab, um, nachdem er die Tiefe erreicht, vermittelst einer sinnreichen Vorrichtung noch einmal als

Riesenfontaine in die Lüfte emporzusteigen. In möglichst grellem Contrast zu dem ebenso imposanten, wie erfrischend wirkenden Eindruck stand der einförmige schattenlose Weg, der mich wenige Minuten darauf am Ende der Schlucht empfing. Nach ungefähr zweistündiger Wanderung passirte ich die Ortschaft Kerns und wandte mich hier zur Linken dem Eingange des Melchthals zu. Der bis dahin fast ebene Weg zog sich jetzt in allmäliger Steigung den anmuthigen Thalgrund hinauf, dessen Stille nur durch das Geräusch der verschiedenen Holzschneidemühlen dann und wann unterbrochen wurde.

Um 4 Uhr saß ich bereits in der Caplanei des Dörfchens Melchthal beim bescheidenen Mittagessen und ließ mir von der Haushälterin den Weg nach der Frutt beschreiben. „Drei Stunden, aber nicht ohne Führer!“ war alles, was ich erfuhr. Entschieden von größerem Werth war der Wink eines alten Holzschlägers, der mich anwies, bei der steinernen Platte, die später den Bach überbrücke, anstatt geradeaus zu gehen, dem Pfade zur Linken zu folgen.

Gegen 6 Uhr ging es wieder weiter. Der Weg führte größtentheils durch Gehölz und Weideterrain, eine Umgebung, die für das Auge nur wenig Anziehendes hatte. Nachdem ich zwei Stunden gestiegen, überschritt ich die steinerne Platte und wandte mich dem Fußwege zu, der sich in kurzen, steilen Windungen an der Bergwand zur Linken hinaufzog. Ich war erst wenige Schritte gegangen, als ich glaubte, ein dumpfes Brausen, wie von niederstürzendem Wasser, nicht weit von mir zu vernehmen. Der Richtung des Schalles folgend, befand ich mich denn auch alsbald vor einem, einige Meter breiten, gewaltigen Wasserschwall, der hier mit lautem Getöse aus einer Höhle hervorbricht, um in tollen Sprüngen sodann als schäumender Cataract sich den Weg in die Tiefe zu bahnen. Wie ich anderen Tages erfuhr, waren dies die Wasser des Melchsee, die unweit ihres Abflußes in den Felsen plötzlich verschwinden, um hier — über tausend Fuß tiefer — von neuem hervorzubrechen.

Inzwischen wurde es finster und es bedurfte eines wachsamen Auges, um nicht den Weg zu verfehlen. Nach längerem Steigen erreichte ich, bei völliger Dunkelheit schon, eine grasbewachsene Höhe und sah wenige Schritt unter mir eine winzige Wasserfläche, in der

sich die Sterne spiegelten. Es konnte nur der Melchsee sein, an welchem der Karte nach die Frutt sich befinden sollte. Dennoch irrte ich wohl zehn Minuten längs des Sees vergeblich umher, ohne ein Gebäude entdecken zu können. Schon fing ich an zu bezweifeln, auf dem rechten Wege zu sein, als plötzlich — bis dahin den Blicken durch den Hang eines Hügels verdeckt — mir hell erleuchtete Fenster aus dem Dunkel entgegen lachten. Es war die gesuchte Frutt.

Im Speisezimmer daselbst fand ich einige Herren noch munter, dem Anscheine nach Pensionäre, die den etwas verspäteten Gast mit einiger Verwunderung betrachteten. Auch die zu gewissen Zeiten sehr wichtige Persönlichkeit, die Köchin, war noch bei Wege, so daß ich noch am heutigen Abend die erwünschte Gelegenheit hatte, mir über den Werth ihrer Leistungen ein Urtheil bilden zu können.

Nur ein kleines, einfaches Kurhaus, gewährt doch die Melchsee-Frutt, ungeachtet der sehr beengten, durch gewöhnliche Bretterwände von einander getrennten Logirzimmer, sowie der ziemlich bescheidenen, indessen nicht üblen Verpflegung, einen freundlichen Aufenthalt auch selbst für längere Zeit. Die äußerst gesunde Lage von über 6000 Fuß pflegt während der Sommerszeit so Manchen heraufzulocken, so daß die Räume des Hauses gemeiniglich dann besetzt sind.

Von der Umgebung vermochte ich mir erst anderen Morgens ein Bild zu machen. Mit alleiniger Ausnahme des Blickes auf den nahe gelegenen Hochstollen bietet die Aussicht eigentlich wenig. Schon besser gestaltet sie sich, sobald man hinter dem Hause die Hügelerhebung besucht, welche ganz allmälig von hier bis zu 300 Meter ansteigt. Man schaut dann vom obersten Kamm in das liebliche Melchthal hinab, auf die unten liegende Frutt, und die träumerischen Fluthen des Sees mit dem Hochstollen im Hintergrunde, während über den Jochpaß hinaus der firnbekleidete Titlis die Pracht seiner Gletscher entfaltet.

Die Hügelerhebung besteht in einer ganz eigenthümlichen, wie netzartig in sich durchbrochenen, zerklüfteten Felsformation, hier zu Lande „Schratten" genannt, zwischen der man sich einfach hindurchwindet, indem man den grünbewachsenen labyrinthischen Gängen folgt, die dieses bunte Gewirr von seltsamen Felsgebilden nach allen

Seiten hin durchziehen und zugleich eine reiche Flora der schönsten Alpenblumen aufweisen. Auch heute war dem Anscheine nach das ganze Pensionat unterwegs, um die langen Vormittagsstunden botanischen Studien zu widmen.

Die einsame Frutt gefiel mir, ich blieb den Tag über dort. Nicht wenig amüsirte mich ein würdiger, weißbärtiger Engländer mit seiner fast gleichalterigen Schwester, die bei den betreffenden Mahlzeiten eine mächtige Flasche Cognac vor sich stehen hatten, mit deren Inhalt sie sich die verschiedenen Getränke würzten, es mochte nun Wein oder Thee, frische Milch oder Kaffee sein. Ungeachtet dieser oftmaligen Stärkung war das Geschwisterpaar völlig nüchtern, erfreute sich der besten Gesundheit, und zeichnete sich jedenfalls durch besondere Liebenswürdigkeit aus.

Dem 20. Juli fiel die bescheidene Aufgabe zu, mich zur Engstlenalp zu bringen, die nur etwa anderthalb Stunden von der Melchsee-Frutt entfernt liegt. Ich brach erst nach Tische auf und wanderte durch sumpfige Wiesen, an einzelnen Hütten vorbei, über völlig ebenes Terrain bis zu der romantischen Bergschlucht, durch welche man den ersten Blick auf die wenige hundert Fuß tiefer gelegene Engstlenalp gewinnt. Zwischen mächtigen, auf grünem Grunde zerstreut umherliegenden Felsblöcken sah man Schweine, Pferde und Kühe verträglich mit einander weiden, während sich hinter einer Bodenerhebung das Dach des Gasthauses zeigte, zu dem ein bequemer Weg in wenigen Minuten hinabführt.

Die Engstlenalp erfreut sich entschieden einer bevorzugteren Lage wie die Frutt, sie gestattet einen herrlichen Blick auf die Gipfel der Wetterhörner, auf das Mittel- und Rosenhorn, auf die Schreckhörner, das Finsteraarhorn und auf andere benachbarte Spitzen. Die Wirthschaften selbst sind die gleichen, nur hat man sich bemüht, der hiesigen einen civilisirteren Anstrich zu geben, der sich unter anderem denn auch in der Ausstattung des Eßzimmers zeigt, das den Namen „Speisesaal“ führt.

Auch das Auftreten des behäbigen Wirthes weist auf obigen Unterschied hin. Während der auf der Melchsee-Frutt, ein einfacher Senne, sich nur schüchtern den Gästen nähert, bewegt sein College

sich hier mit vollendeter fürstlicher Würde und einer gewissen Bonhomie unter seinen Pflegebefohlenen, mit freundlich gewinnendem Lächeln deren Wünschen entgegenkommend. Einen sehr erheiternden Eindruck in dieser ländlichen Idylle ruft demnächst ein Individuum hervor, dessen Haupt eine Mütze schmückt, auf der man in vergoldeten Lettern das Wort „Portier" lesen kann, eine Bezeichnung, welche die Befugniß zum Empfang obligater Trinkgelder für eingefettete Bergschuhe über jeden Zweifel erhebt.

Wenn ich vorhin mit wenigen Worten der Lage der Alp gedachte, vergaß ich des Engstlensees hierbei Erwähnung zu thun. Nach der Südseite hin von felsigen Höhen begrenzt, deren steil aufragende Wände in den klaren Fluthen sich spiegeln, erreicht der See in der Richtung nach dem nahen Jochpasse zu eine ziemlich beträchtliche Ausdehnung und trägt somit nicht wenig zur Verschönerung der Landschaft bei. Zwei Nachen, die der gefällige Wirth den Gästen zur Verfügung gestellt, bieten Freunden des Wassersports überdies Gelegenheit, auch hier in der Bergeinsamkeit ihren Neigungen nachzugehen.

Anderen Morgens war der Himmel bedeckt und es regnete fast ununterbrochen bis zum Abend des nächstfolgenden Tages. Ich vertrieb mir inzwischen die Zeit so gut wie es eben anging. Nicht ohne Interesse für mich war das hiesige Fremdenbuch. Dasselbe enthält eine Fülle oft reizend gefertigter Skizzen, die zum größten Theil ihre Entstehung den verschiedenen Malern verdanken, die sich hin und wieder hier aufhielten.

Der 23. Juli brach heiter und freundlich an. Ich hatte mich etwas verspätet und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich in der Richtung auf das Haslithal den nahen Abhang hinabschritt. Den schäumenden Bach zur Seite ging es wohl eine Stunde lang durch einen üppig begrünten, von tannenbewachsenen Höhen umschlossenen Thalboden hin. Man passirt hierbei eine Reihe der lieblichsten Landschaftsbilder, bis man später die Stelle erreicht, wo der Weg das Hochthal verläßt und durch dichtes Nadelgehölz sich im steilen Zickzack bergab windet, um schließlich auf der Straße zu münden, die nach Innertkirchen hinausführt. Drei Stunden hatte ich im ganzen von der Engstlenalp aus gebraucht.

Im Gasthof zum Alpenhof, der nur zu empfehlen ist, vergönnte ich mir längere Rast und stieg dann um 4 Uhr Nachmittags das romantische Aarthal hinauf.

Das stille, beschauliche Wandern hatte nun einstweilen ein Ende, ich befand mich wieder einmal auf der großen Touristenstraße. Nachdem ich die Hütten von Urweid und demnächst Guttannen passirt, gelangte ich zum Handeckfall, den man hier von einem Felsvorsprung aus, gegen geringe Entschädigung an den Wächter, bequem übersehen kann. Will man einen noch großartigeren Anblick auf diesen Wasserfall haben, so erklettert man einen in der Nähe, etwas weiter nach oben hinauf befindlichen Fichtenstamm, der, fest in den Felsen gewurzelt, dicht über den Abgrund hinweg hängt und von dem aus der Wasserfall sich besonders schön präsentirt. In die dunkele Felsklamm gezwängt, stürzt die Aar unter donnerndem Lärmen in eine senkrechte Tiefe von nahezu 100 Fuß, um unten durch dichte Wolken von funkelndem Wasserstaub ihren Lauf weiter fortzusetzen. Nächst den Tosafällen, die unübertroffen dastehen, zählt der Handeckfall unbedingt zu den schönsten Wasserfällen der Alpen.

Von nun an wurde das Aarthal mit jedem Schritte rauher und wilder, die Vegetation hörte auf, und kahle, felsige Höhen erhoben sich zu den Seiten. Allmälig begann auch der Schnee, der den Weg oft fußhoch bedeckte und den Marsch erheblich erschwerte.

So wurde es beinahe Abend, bevor ich mein Nachtquartier, das Grimselhospitz erreichte. Ungeachtet der zahlreichen Fremden war für Unterkunft doch gesorgt, auch bewies die schmackhafte Küche, daß die treffliche Wirthschaft hier oben ihren alten Ruf sich bewahrt hatte. Nächstdem überraschte es mich freudig, das englische Geschwisterpaar, das ich wenige Tage zuvor auf der Melchsee-Frutt kennen gelernt, bei Tische wieder zu finden. Natürlich fehlte auch nicht die bewußte Flasche mit Cognac.

Die Absicht, am folgenden Tage meine Wanderung fortzusetzen, wurde leider durch die Witterung vereitelt. In der Frühe schon fiel ein feiner, mit Schnee untermischter Regen, der den ganzen Tag über anhielt und kaum die nächste Umgebung einigermaßen erkennen ließ. Auf Fußreisen einzuregnen ist stets nicht sehr angenehm, aber immer-

hin noch erträglich, wenn uns solches an Orten begegnet, wo sich neben behaglichen Räumen eine nette Gesellschaft vorfindet, was beides zum Glück hier zutraf.

Während der Nacht ließ der Regen nach, so daß ich am nächsten Morgen bei Zeiten aufbrechen konnte. Den Weg zur Grimsel hinauf, wie die Paßhöhe selbst, fand ich völlig verschneit; auch der Himmel lag dicht in Wolken, die jegliche Aussicht benahmen. Noch weniger schön und erquicklich war der Abstieg die Maienwand hinab, indem der gestrige Regen den Erdboden derart erweicht hatte, daß man bis zu den Knöcheln einsank; eine nicht sehr erwünschte Empfindung, die mit der sonstigen Poesie des Bergsteigens wenig gemein hat.

Unten angelangt, folgte ich der Landstraße, die von hier nach Andermatt führt. Die Bergspitzen waren noch immer durch dunkle Wolken verdeckt, nur der Rhonegletscher lag frei und schaute mit seinen blauen, grottenartigen Gebilden aus dem dichten Nebel hervor.

Wenn ich zeitweis gezwungen bin, auf der großen Straße zu pilgern, habe ich immer noch einigen Trost in dem Bewußtsein gefunden, daß Diejenigen, welche das Fahren dem Wandern zu Fuße vorziehen, noch mehr von Langweil geplagt sind. Manche pflegen zu schlafen, oder im günstigsten Fall den Bädecker zu studiren, sich jedenfalls um die Umgebung nur äußerst wenig zu kümmern. Nur zuweilen, wenn eine Schneespitze den benachbarten Höhen entsteigt, sieht man sie von den Sitzen emporschnellen, um sich den Namen des fraglichen Berges vom Kutscher sagen zu lassen, welcher Letztere denn auch nicht ansteht, durch Nennung eines beliebigen, wie Weißhorn, Roth- oder Schwarzhorn, drei Bezeichnungen, die sich besonders der Gunst jedes Kutschers erfreuen, ihre Kenntnisse zu erweitern.

Nachdem ich die Furka passirt und in Andermatt genächtigt hatte, erreichte ich am nächsten Tage, nach ungefähr fünfstündigem Marsch auf der einförmigen Oberalp-Straße, das freundliche Oertchen Sedrun. Das Wetter hatte sich gebessert, so daß ich mich noch später nach Tische am Ufer des Vorder-Rhein's, der hier, seiner Wiege nicht fern, als unbedeutender Bach den grünen Thalgrund durchströmt, im weichen Grase gelagert, der schönen Umgebungen erfreuen konnte.

Die Abendstunden verlebte ich in Gesellschaft des biederen Caveng,

des würdigen Besitzers des Gasthauses, eines Mannes von altem Schlage, mit gesunden, kernigen Anschauungen. Ein schüchtern gewagter Versuch, mit der Orgel im Speisezimmer, einer ehrfurchtgebietenden Erscheinung, mich heute vielleicht zu befreunden, fiel so mißlich wie früher aus; sie hatte ihre bösen Launen noch immer nicht abgelegt; einzelne Töne beharrlich verweigernd, erlaubte sie wiederum anderen, sich völlig unaufgefordert so lange vernehmen zu lassen, bis schließlich der fehlende Wind ihrem eifrigen Vortrag ein Ziel setzte.

Der 27. Juli erwachte bei herrlichstem Wetter und sah mich um vier Uhr bereits dem kleinen Seitenthal zuschreiten, das sich unmittelbar bei Sedrun in nördlicher Richtung abzweigt und hinauf zum Kreuzlipaß führt. Ich benutzte einen schmalen Fußpfad, der rechts an der Berglehne ansteigend, sich parallel mit der unteren Thalsohle in mäßiger Höhe fortzog und mich nach Verlauf einer Stunde zu einigen Sennhütten brachte. An den Ufern eines Baches gelegen, waren die Hütten durch eine Brücke verbunden. Die Karte belehrte mich nicht, auf welcher Seite des Wassers der weitere Weg sich fortsetze. Ich spähete lange vergeblich nach einem menschlichen Wesen aus, um Erkundigungen einzuziehen. Erst nachdem ich mich mit kräftiger Stimme wiederholt bemerkbar gemacht hatte, that sich eine der oberen Luken an der nächsten Sennhütte auf und ich sah die noch völlig verschlafenen, maßlos einfältigen Gesichter zweier Hirtenbuben herausgucken. Die Auskunft, die ich erhielt, entsprach den Physiognomien; ich war so klug wie zuvor.

Nach kurzem Bedenken entschied ich mich für das rechte Ufer des Baches und wanderte, pfadlos zunächst, dem Laufe des Wassers entgegen, über Felstrümmer und Gestein das einsame Hochthal aufwärts. Erst 30 Minuten weiterhin bemerkte ich zu meiner Linken einen kaum erkennbaren Fußweg, der sich hier in erwünschter Richtung an der schroffen Bergwand emporzog. Von Wildbächen vielfach durchkreuzt, die zum Theil übersprungen werden mußten, war der Weg auch hier und da, wo er schärfere Biegungen machte, durch Felsadern abgesperrt, die glatt und mit senkrechtem Absturz dem Fuß keinen Halt gewährten und einige Vorsicht verlangten, um gefahrlos vorüberzukommen.

So ging es in allmäliger Steigung immer höher und höher

hinauf, bis schließlich der Pfad bei einer Gruppe von Felsköpfen endete. Nicht ohne Mühe zwischen ihnen emporkletternd, betrat ich demnächst eine schmale, noch mit Schnee gefüllte Mulde, die, in westlicher Richtung abbiegend, der Karte nach augenscheinlich zur Paßhöhe führen mußte. Zur Rechten erhoben sich die Wände des benachbarten Oberalpstock. Auf einem Vorsprung derselben, in nicht allzu weiter Entfernung, erblickte ich einige Gemsen, die mich wohl schon lange bemerkt hatten, aber ohne die mindeste Scheu vertrauensvoll weiter ästen.

Um acht Uhr erreichte ich die Paßhöhe. 7500 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist dieselbe fast aussichtlos; hohe Bergwände schließen den Blick nach außen hin völlig ab und lassen nichts weiter zurück, als eine öde, vereinsamte Schneewelt, die indessen ja auch für so Manchen ihre geheimen Reize hat.

Ich rastete über eine Stunde, bevor ich die Wanderung fortsetzte. Eine Strecke weit ging es noch über hart gefrorenen Schnee, alsdann aber that sich in der Tiefe das romantische Ezlithal auf, zu dem ziemlich abschüssige und steinige Hänge hinabführten. Verschiedene Wasserfälle bildend, rauschte unten im felsigen Grunde die schäumende Ezli dahin. Am jenseitigen Ufer des Baches sah man einzelne Sennhütten liegen, bei denen ein Pfad begann, der weiter zu Thale führte. Sie mußten mein nächstes Ziel sein. Um den verschiedenen Tobeln und Steinhalden, die nicht allzu einladend waren, möglichst ganz aus dem Wege zu gehen, benutzte ich ein schmales Schneefeld, das sich ohne Unterbrechung fast bis hinunter zum Thalgrund erstreckte, so daß man in wenigen Minuten am Alpstock abfahren konnte.

Ich näherte mich nun den Sennhütten, um die Brücke dort aufzusuchen, mittelst der man zum jenseitigen Ufer der Ezli gelangen konnte. Aber ganz gehorsamer Diener! Wohl fand ich die betreffende Stelle, wo der Steg sonst gelegen hatte; doch die Alp war noch nicht befahren und somit die Brückenverbindung zur Zeit noch nicht hergestellt. Die Entdeckung war wenig erfreulich; ich zögerte indessen nicht lange, zog Bergschuhe und Strümpfe aus und begann an der seichtesten Stelle den Ezlibach zu durchwaten. Das Wasser reichte allerdings bis kaum zu den Knien hinauf, war jedoch von eisiger

Kälte. Ich mochte mir die Zeit nicht nehmen, seine Temperatur zu messen, bezweifle indessen, daß sie mehr wie zwei Grad betrug. Ueberdies war das Bett des Baches derart mit Steinen gefüllt, daß man — vorsichtig erst sondirend — nur langsam vorrücken konnte und somit genügend Zeit hatte, die erfrischende Wirkung des Wassers in vollstem Maße zu würdigen.

Ein rüstiges Abwärtsschreiten auf dem drüben beginnenden Wege hatte schnell den gewünschten Erfolg, die verminderte Temperatur des gemißhandelten Piedestals mit der des übrigen Körpers von Neuem in Einklang zu setzen. Einstweilen den muthwilligen Sprüngen der schäumenden Ezli folgend, die hier brausend der Tiefe zueilt, hatte ich bald einen überraschenden Blick auf den nahen Vierwaldstättersee, dessen lichtblauer Wasserspiegel zwischen den vorliegenden Bergen auftauchte. Ich passirte verschiedene Sennhütten und erreichte endlich den Punkt, wo das Thal sich zu einer wilden, malerischen Schlucht verengt, die steil als felsige Klamm nach dem Maderanerthal zu abfällt.

Ich war jetzt nicht mehr weit von meinem Ziele entfernt. Nachdem ich die Schlucht durchschritten, gelangte ich in wenigen Minuten zu den Häusern von Bristen hinab und traf gegen ein Uhr Mittags in Amstäg im Reußthal ein.

Hätte ich die Witterung voraussehen können, wäre ich möglicherweise nach Tische, um für morgen einen Vorsprung zu haben, eine Strecke weit noch gewandert. So aber, dem Wetter vertrauend, verbrachte ich die Nacht in Amstäg und setzte erst am nächsten Tage meinen Weg nach dem Linththal fort.

Nach sechsstündigem Marsch, nachdem ich von Bürglen aus dem einförmigen Schächenthal in östlicher Richtung gefolgt, erreichte ich die Hütten von Aeschen. Das kleine Wirthshaus daselbst stand noch auf dem gleichen Fleck, aber die Läden waren geschlossen. Der nette Wirth, der mich noch im vorigen Jahre von der Veranda herab begrüßt hatte, war inzwischen gestorben. Nur der herrliche Stäubifall stürzte immer noch nach wie vor, in sein duftiges Feengewand gehüllt, von der felsigen Höhe herab.

Das Ersteigen der Balmwand war heute bei der Hitze nicht

sehr erfreulich und kostete manchen Schweißtropfen. Weiter oben hin wurde es luftiger. Gegen zwei Uhr hatte ich die Höhe des Klausenpasses erreicht und durfte den ermüdeten Gliedern ein Stündchen der Ruhe gönnen.

Beim späteren Abwärtssteigen fiel hin und wieder ein Tropfen und der eben noch heitere Himmel fing an, sich in Wolken zu hüllen. Bald mußte ich den Waterproof klar machen und unter dem Schutz desselben den Urnerboden durchschreiten. Inzwischen zog das Gewölk immer düsterer und drohender herauf. Kaum hatte ich am Ende der Alp das Wirthshaus zur Sonne erreicht, als sich der Regen in Strömen ergoß und ganze Bäche von Wasser den Erdboden überflutheten. Unter solchen Verhältnissen noch heute nach Linththal hinabzusteigen, schien nicht sehr empfehlenswerth; ich mußte mich schon entschließen, ungeachtet der noch frühen Stunde hier oben über Nacht zu bleiben.

Das Menu war so einfach wie möglich, wurde indessen von den Töchtern der Sonne, zweien stattlichen Alpenmädchen, auf das Glänzendste ausgeführt. Auch der Strohsack war nicht im Stande, meine gute Laune zu stören; ich schlief ohne jeden Traum, da gemeiniglich bei solcher Umgebung die Einbildungskraft erstarrt, ein Umstand, welcher mir hier insofern zu statten kam, als der enge Bretterverschlag, in dem sich das Bett befand, so niedrig angelegt war, daß ein plötzliches Emporschnellen vom Lager für den Schädel möglichenfalls von bedenklichen Folgen hätte sein können.

Anderen Morgens, bei Tagesanbruch, begab ich mich hinunter nach Linththal, um mich angesichts der trüben Witterung im bekannten Gasthof zum Bären bis auf Weiteres einzuquartieren.

Ueber den Richetlipaß nach Elm; über den Foopaß und Muttenthalergrat nach Ragaz und Pfäfers.

Schön und klar stieg am 30. Juli über den Bergen die Sonne auf und vergoldete die beschneiten Gipfel des Tödi und seiner Nachbarn, während die tiefer gelegenen Gletscher, wie die bewaldeten

Höhen des Linththales noch im zarten Duft der rosigen Frühnebel prangten. Nachdem ich — in Ermangelung einer Karte — noch zuvor über den Richetlipaß, der bei etwa 7000 Fuß Höhe von Linththal hinüber nach Elm führt, Erkundigungen eingezogen, begab ich mich um sechs Uhr auf den Weg und stieg das dicht hinter'm Dorfe beginnende Durnachthal aufwärts. Dasselbe ist ziemlich steil und durchgängig schattenlos, so daß ich es fast bedauerte, nicht früher aufgebrochen zu sein. Man hatte mich angewiesen, das drei Stunden lange Thal bis zum äußersten Ende zu verfolgen und erst dann über die Felsen zur Linken der Paßhöhe zuzusteuern.

Nach ungefähr zweistündiger Wanderung gelangte ich zu einer Sennhütte. Da der Pfad immer unkenntlicher wurde, erbat ich mir noch einmal Auskunft und erhielt von den Hirten den Bescheid, daß der eigentliche Weg allerdings bis zum oberen Ausgang des Thales und von dort zur Paßhöhe führe, ich letztere jedoch weit schneller und bequemer erreichen könne, wenn ich jetzt meinen Weg durch die Schlucht nähme, die der Hütte direkt gegenüber, sich in der Richtung auf Elm zu abzweigte.

Der Vorschlag leuchtete mir ein; ich folgte dem Rathe der Sennen. Ein leidlicher Pfad führte anfangs am linken Rande der Schlucht parallel mit derselben aufwärts, bis die letztere sich nach und nach zu einer Felsklamm verengte, während unmittelbar vor mir eine senkrechte Schieferwand dem Wege scheinbar ein Ziel setzte. Ich war einigermaßen gespannt, wie die Sache sich abwickeln würde. Nach links hin konnte man nicht ausweichen, und zur Rechten, unten in der Tiefe, brauste wild der Gebirgsbach dahin.

Bei der Schieferwand angelangt, bemerkte ich ein schmales Gesims von kaum dreiviertel Fuß Breite, welches längs der Wand sich hinzog und künstlich in den Felsen gehauen, augenscheinlich als weitere Verlängerung des Fußweges dienen sollte. Nicht ohne einige Ueberwindung betrat ich den noch überdies vom Regen schlüpfrigen Pfad, der vermöge seiner schmalen Anlage im Falle gebotener Umkehr die nöthige Wendung des Körpers in hohem Grade erschwert hätte. Auch hatte man wohl zu achten, nicht etwa mit der linken Schulter oder aber mit dem Tornister die jähe Felswand zu streifen; ein Sturz in den Abgrund hinab wäre leicht die Folge gewesen. Ich sehnte mich

immer mehr nach dem Ende dieser Passage, doch schien hierzu vor der Hand noch keine Aussicht zu sein. Erst als ich die nächste Biegung der Felswand umgangen hatte, sah ich vor mir eine Art von Brücke, zu der sich der Pfad hinabsenkte. Drüben führte ein breiterer Weg über grüne Alpweiden aufwärts. Die Brücke an und für sich war ein würdiges Seitenstück zu der unerquicklichen Strecke, deren Ende ich soeben erreicht hatte. Sie bestand aus zwei parallel an einander gefügten Baumstämmen von ungefähr 40 Fuß Länge, die mit grünem Reisig bedeckt waren, welches letztere man noch zur Vorsicht, damit es der Wind nicht verwehe, mit kleinen Steinen belegt hatte.

Das Machwerk gefiel mir wenig, besonders erregten mein Bedenken die verhältnißmäßig dünnen Stämme. In der schließlichen Erwägung jedoch, daß, wo Andere schon vor mir gegangen, auch mich nichts abhalten könnte, getrost ein Gleiches zu thuen, betrat ich den schwanken Steg und steuerte sicheren Schrittes dem anderen Ufer entgegen. Das Reisig deckte keineswegs durchgängig die Zwischenräume, die die krummen, knorrigen Baumstämme hier und da mit einander bildeten, und war einige Vorsicht geboten, nicht in eines der Löcher zu treten. Als ich die Mitte der Brücke erreicht hatte, setzte selbe sich in heftige Schwingungen, während unter ihr, in einer Tiefe von mindestens dreißig Fuß, der donnernde Bergstrom dahinschäumte.

Nach wenigen Minuten war das andere Ufer erreicht. Der Weg wurde nun rauher und steiler und die Sonne sandte ihre Strahlen immer glühender herab. Nach dreiviertelstündigem Steigen gelangte ich zu den stattlichen Hütten einer größeren Sennwirthschaft. Der den Dächern entsteigende Rauch war ein ziemlich sicherer Beweis, daß warme „Schotte" zu haben, der nämliche Trank, der in Deutschland sich des Namens „Molken" erfreut. Eingedenk der bekannten Regel, nach langem erhitzenden Marsch den allzu baldigen Genuß kalter Milch zu vermeiden, erbat ich mir von den Sennen eine Schale obigen Getränkes. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zu meinem großen Befremden, daß der Weg, auf dem ich gekommen, keineswegs der richtige sei, um den Richetlipaß zu erreichen, vielmehr

zu einem anderen, fast gleich hohen Uebergang führe, mittelst dessen man aber auch nach Elm hin gelangen könne.

Da gleichzeitig jeder Pfad bei den Hütten ein Ende hatte, informirte man mich genau über die einzuschlagende Richtung und fügte noch besonders hinzu, daß später, von der Jochhöhe aus, in den Felsen gehauene Stufen nach der anderen Seite hinabführten.

Eine Stunde war wohl verstrichen, bevor ich mich wieder auf den Weg machte. Den gegebenen Weisungen folgend, über einzelne Felspartien und steile Viehweiden ansteigend, erreichte ich gegen Mittag die Paßhöhe und hatte den ersten Blick in die neu erschlossene Gebirgswelt. Unter mir auf der Wichlenalp, einer üppigen Weidefläche von sehr respectabler Ausdehnung, standen zahlreiche Rinderheerden, die sich hier, von oben aus gesehen, wie Schaaren von Ziegen ausnahmen. Gleich unmittelbar dahinter that das freundliche Thal sich auf, welches weiter hinab nach Elm führt. Nach Westen hin die Alp begrenzend und durchwirkt von den Silberfäden der niederfallenden Wildbäche, erhoben sich dunkle Felswände, hinter denen der Glärnisch hervorragte, und wiederum im Osten und Süden ergänzten die weißen Zinnen der mächtigen Sardonagruppe und des gletscherumgürteten Tödi.

Ich betrat nun den Rand der Felswand, um hier die Stufen zu suchen, die den Abstieg einleiten sollten; doch konnte ich eben nur wahrnehmen, daß die jäh abfallende Wand, die ungefähr vierzig Fuß fast senkrecht hinabblicken ließ, an begraste Hänge sich anlehnte, die mehr oder minder steil zur Wichlenalp hinabführten. Von Stufen war nichts zu sehen. Augenscheinlich waren dieselben durch die Schneemauer noch verdeckt, die gleichfalls nahezu senkrecht und über vier Meter stark, an die Felswand dicht angelehnt, bis zum Fuße der Wand hinabreichte. Von der Sonne noch unberührt, war der Schnee von eisiger Härte. Mit seiner Benutzung allein schien der Abstieg ausführbar.

Ich machte mich sofort daran, an der jähen Schneewand hinab in schrägen Linien im Zickzack eine Art von Treppe zu bauen. Aber schon bei der siebenten Stufe schlug plötzlich der Eispickel durch; die so eben erst gelösten Stücke verschwanden vor meinen Augen, und

es öffnete sich unter mir eine schmale, düstere Spalte, die sich zwischen Felswand und Schneemauer hinab in die Tiefe zog. Ich kehrte jetzt unverweilt nach oben hin wieder zurück, um das — wie ich annehmen mußte — doch sehr prekäre Terrain noch einmal zu untersuchen. Bei näherer Prüfung fand sich, daß der scheinbar compacte Schnee verschiedentlich Löcher zeigte, durch welche die kleinen Steine, die ich probeweise hineinwarf, mit Gepolter der Tiefe zustürzten. Die Schneewand war augenscheinlich an dieser Stelle unterhöhlt. Ich sondirte nun weiter umher und gelangte nach längerem Suchen auch schließlich zu einem Punkte, wo die bessere Beschaffenheit des Schnees den Bau einer neuen Treppe ohne jede Gefahr gestattete.

Nach etwa zwanzig Minuten war das Kunstwerk vollendet und der Fuß der Schneewand erreicht. Man hatte jetzt noch einige Zeit an abschüssigen Weidehängen ziemlich mühsam hinabzusteigen, bis später ein Weg begann, der weiter zu Thale führte.

Auf der Wichlenalp angelangt, befand ich mich bald einer Schaar junger Mädchen aus Elm gegenüber, die sich früh auf den Weg gemacht, um heute, als am lieben Sonntag, die ihnen befreundeten Sennen auf der oberen Alm zu besuchen und sich hier auf den grünen Matten mit Spiel und Tanz zu belustigen. Welch' ein Bild pulsirenden Lebens gegenüber den einsamen Höhen, die ich kaum erst verlassen hatte!

Gegen 5 Uhr war ich in Elm und fand in dem einfachen Gasthof zum Elmer vortreffliche Aufnahme.

Der scheidende Monat Juli und der eben beginnende August schienen sich eng verbrüdert zu haben; es regnete ununterbrochen drei volle Tage hindurch. Ich bemühte mich, so gut wie möglich mit philosophischer Ruhe dies Mißgeschick zu ertragen. Viel Vergnügen bereitete mir das Barometer im Gastzimmer, das beharrlich Schönwetter zeigte. Möchte doch sich ein Jeder an ihm ein gutes Beispiel nehmen und auch in trüben Zeiten niemals den Humor verlieren!

Am Morgen des 4. August begannen sich die Wolken zu lichten und es schienen die Witterungsaussichten die allerbesten zu sein. Der selten irrende Tschudi, mein treffliches Reisehandbuch, hatte mir für die Tour nach Vättis über den Foopaß und Muttenthalergrat zwölf

Stunden in Aussicht gestellt, ich durfte daher mit der Zeit nicht allzu verschwenderisch sein und brach noch vor 4 Uhr auf.

Nachdem ich die am Ausgang des Dorfes befindliche Brücke passirt, stieg ich weiter in gleicher Richtung das kleine Seitenthal aufwärts. Der Weg zog sich sanft und allmälig, anfänglich durch Tannenwald, späterhin über grünende Matten an der linken Halde empor, um weiter nach oben hinauf sich nach und nach zu verlieren. Die Karte mußte nun helfen. Auf das üppig sprossende Gras folgten kahle dürftige Schafweiden, die stellenweis ziemlich steil waren, so daß ich den Uebergangspunkt des 6000 Fuß hohen Foopasses erst um 7 Uhr Morgens erreichte.

Ich sah eine hoch imposante, malerische Gebirgswelt vor mir. Während der Tödi und Ruchen-Glärnisch über das Meer von Spitzen hinausragten, die den westlichen Horizont im weiten Halbkreis beherrschten, erschloß sich mir gegenüber ein wahres Labyrinth von Felszacken, von Graten, Schluchten und Schneefeldern, durch welche sich als schmaler Streifen die grüne Fooalp hinzog. Man hatte nur wenige Schritte zuvor noch bergab zu steigen, dann führte die üppige Alp, deren Hütten sich jetzt zur Linken tief unten im Grunde zeigten, fast andauernd eben fort. Es marschirte sich ganz vortrefflich auf dem weichen schwellenden Grase, auch hatte das Auge Zeit, sich der schönen Gebirgsscenerien in Muße zu erfreuen.

Nach Verlauf einer halben Stunde begann das Terrain zu steigen, das saftige Grün hörte auf und spitziges Steingeröll trat nunmehr an seine Stelle, während vor mir die schroffe Wand des Muttenthalergrates auftauchte. Je mehr ich mich derselben näherte, um so strenger wurde die Steigung. Zuletzt ging es mühsam und steil über feinen Geröllstaub hinauf, dann hatte ich die Höhe gewonnen und stand um 10 Uhr Vormittags auf dem 8000 Fuß hohen Grate.

Drüben ragte, nur um wenige Fuß niedriger, der Kalfeusergrat empor. Zwischen beiden, mit jähem Absturz nach allen vier Seiten hin, liegt ein mächtiger Felsenkessel von unbeschreiblicher Wildheit, das sogenannte „Heubützli". Zur Rechten wird dasselbe von einer rauhen, durch Schneefelder hier und da unterbrochenen Felswand begrenzt,

welche die beiden genannten Grate, sie an Höhe weit überragend, gewissermaßen verbindet.

Es handelte sich jetzt darum, auf die beste und leichteste Weise zum Kalfeusergrat zu gelangen. Die Benutzung der Felswand war entschieden der einfachste Weg, es fragte sich nur, ob dieselbe bei ihrer steilen und wilden Beschaffenheit überall passirbar sein würde. Ein Hinab- und wieder Hinaufklettern an den glatten Wänden des Kessels war jedenfalls mühsam und zeitraubend; ich entschied mich daher für das Traversiren der Felswand.

Der nur schmale, mit zahllosen Steinblöcken gekrönte Muttenthalergrat, der steil nach den Seiten hin abfällt, verlangt bei seinem Passiren immerhin einige Aufmerksamkeit. Mein ziemlich geräuschloses Vordringen mußte etliche Murmelthiere, die sich hier auf den Felsen sonnten, vermuthlich überrascht haben; sie flohen in eiliger Hast, sobald sie meiner gewahr wurden, den geheimen Schlupfwinkeln zu. Bald hatte ich die Felswand erreicht. Der Uebergang machte sich hier fast leichter, als ich geglaubt hatte; erst später, beim ersten Schneefeld, traten größere Schwierigkeiten ein. Der Schnee war von eisartiger Härte; ein Ausgleiten konnte unter Umständen von bedenklichen Folgen sein und leicht einen Sturz herbeiführen, der unten erst in der Tiefe inmitten spitziger Felsen seinen Abschluß gefunden hätte. Um nicht erst Stufen zu schlagen, benutzte ich die Steigeeisen, die meines Erachtens genügende Sicherheit boten.

So passirte ich gefahrlos das Schneefeld und kletterte dann in horizontaler Richtung an den Felsgesimsen entlang, bis von Neuem der Schnee begann. Derselbe war hier etwas weicher und gab, wenn auch wenig nur, dem Drucke des Fußes nach, so daß man ziemlich bequem und sicher fortschreiten konnte.

Zur Mitte des Schneefeldes gelangt, hörte ich plötzlich zu meiner Rechten ein ungewohntes Geräusch, und bevor ich noch aufblicken konnte, kam dicht über meinem Kopf, die Spitze des Hutes streifend, ein Felsstück niedergesaust und eilte in mächtigen Sätzen unaufhaltsam der Tiefe zu. Nur wenige Zoll von der Bahn seines Sturzes abweichend, hätte solches unfehlbar mir den Schädel zerschmettern müssen. Erschreckt einen Schritt zurücktretend und das Auge nach oben hin

gewandt, gewahrte ich hoch über mir, inmitten des dortigen Gesteins, eine Gemse munter dahin springen, die muthmaßlich mit dem Fuß das Felsstück losgelöst hatte. Dieselbe ahnte wohl kaum, daß ihr Uebermuth um ein Haar einem ihrer getreuesten Freunde das Leben gekostet hätte.

Weiterhin passirte ich verschiedene, zum Theil sehr schlüpfrige Felskehlen und erreichte um 12 Uhr Mittags die Schneide des Kalfeusergrates.

In dem angenehmen Gefühl, nunmehr jede Schwierigkeit überwunden zu haben, legte ich Stock und Tornister bei Seite und lagerte mich auf dem Felskamm, um dem noch gebliebenen Proviant die letzte Ehre zu erweisen. Zu meinen Füßen gebettet lag das schöne Kalfeuserthal, am Sardonagletscher beginnend, dessen schimmernden Eisgebilden die muntere Tamina entquillt, um sich weiter in zahllosen Windungen durch den Thalboden hinzuziehen. Wenige hundert Fuß unter mir, unmittelbar an das dunkle Gestein des felsigen Grates sich anlehnend, folgten üppig begrünte Alpen, die von buntscheckigen Rindern belebt sich bis weit in die Tiefe erstreckten, und das helle Geläut der Glocken drang klar und vernehmlich herauf zu dem düsteren Felsenbereich, in dessen Mitte ich weilte.

Gegen 2 Uhr stieg ich hinab von dem einsamen Adlerhorst und wanderte über Weideterrain in etwa anderthalb Stunden zu der in der Nähe des Thalgrundes im schattigen Waldesgrün gelegenen Martinskirche. Schon war ich eben im Begriff, meinen Weg weiter fortzusetzen, als die Klänge des herrlichen Liedes „Wer hat Dich Du schöner Wald“, vierstimmig von Männern gesungen, unwillkürlich die Schritte hemmten. Bald entdeckte ich unter einer Baumgruppe eine wohl aus dreißig Personen bestehende Gesellschaft von Herren, die jeder ein Reisetäschchen über die linke Schulter gehängt und das Notenblatt in der Hand, einen Halbkreis geschlossen hatten, während neben ihnen verschiedene Körbe von achtbarer Größe standen, aus denen ganze Batterien gefüllter Flaschen hervorragten. Es waren Sänger aus München, die das prächtige Wetter verlockt hatte, von Ragaz aus einen Ausflug hierher zu unternehmen. Angesichts der noch frühen Stunde erwählte ich mir ein schattiges Plätzchen und

lauschte noch lange den Liedern, die musterhaft vorgetragen wurden. Die Gesellschaft verfügte über einige in der That brillante Stimmen, und herrlich erklangen von neuem die schönen kräftigen Weisen unseres vaterländischen Gesanges durch die lautlose Stille des Waldes.

Das Thal verengte sich später zu einer romantischen Schlucht, durch welche flüchtigen Laufes die wilde Tamina dahinstürmte. Eine Stunde mochte ich inzwischen schon wieder gewandert sein, als mir plötzlich ein Anblick zu Theil wurde, wie ihn die lebhafteste Phantasie sich nicht wüster ausmalen kann. Einen ganzen Wald mit sich fortreißend, hatte sich schon im zeitigen Frühjahr von den benachbarten Höhen eine riesige Grundlawine hinab in das Thal gewälzt. In Folge des mächtigen Anpralls war die Mehrzahl der stärkeren Stämme zu Splittern zerschlagen, und hatten die letzteren sich, vom jähen Wirbel erfaßt und hinaus in die Lüfte geschleudert, beim Niederfallen gleich Pfählen in den Boden fest eingerammt und bildeten augenblicklich eine Art Pallisadenwald, der die Bergwand zur Rechten bedeckte. Zahlreiche, gewaltige Felsstücke waren gleichfalls mit niedergegangen, und es füllte der Rest der Lawine noch heute die Thalsohle aus. Auf eine Strecke von zweihundert Schritt hatte sich die Tamina ihren Weg, unter mächtigen Schneemassen hindurch, von Neuem wieder bahnen müssen, während über die letzteren zerstreut alle möglichen Ueberreste der stattgehabten Zerstörung noch jetzt die Passage erschwerten.

Um sieben Uhr gelangte ich nach Vättis, um im dortigen Hotel zur Tamina von der Wanderung auszuruhen.

Die große Schwüle in der Luft am Morgen des nächsten Tages ließ auf Umschlag der Witterung schließen; ich beeilte mich, über Pfäffers, dessen düstere Felsenschlucht mir aus früheren Jahren bekannt war, hinunter nach Ragaz zu kommen. Kaum hatte ich die ersten Häuser des stattlichen Kurorts erreicht, als sich ein schweres Gewitter entlud, dem ein zweitägiger Landregen folgte.

Am Morgen des 8. August begab ich mich per Bahn nach Bludenz und wanderte von dort zu Fuß durch das liebliche Montafon nach dem letzten Orte des Thales, dem schön gelegenen Patennen. Dem kleinen Gasthaus daselbst, das den Namen „Zum Essigwirth"

führt, durfte ich trotz dieser ominösen Bezeichnung nur das beste Zeugniß ausstellen. Sein guter Tiroler Wein war ganz dazu angethan, alle Besorgnisse zu zerstreuen, die sich unwillkürlich bereits an obigen Namen geknüpft hatten.

Auf die Kreuzspitze. Mißglückte Besteigung des Ramolkogl. Ueber das Hochjoch nach St. Gertraud im Suldenthal.

So hatte ich denn bis auf weiteres der Schweiz Lebewohl gesagt und befand mich wieder einmal auf österreichischem Grund und Boden. Mein nächstes Ziel war das Gletschergebiet des Oetzthales. Um dorthin zu gelangen, hatte ich volle drei Tage zu wandern, so daß ich erst am 11. August gegen Abend in Vent eintraf. Ich nahm hier Quartier beim Curat, der während der Sommerszeit eine kleine Gastwirthschaft hält und auf Fremde eingerichtet ist.

Die Umgebung des bescheidenen Oertchens, des höchstgelegenen im Oetzthal, bietet an Naturschönheiten nur wenig, dagegen ist Vent unschätzbar durch seine unmittelbare Nähe zu einem der ausgedehntesten Gletschergebiete Tirols. Ramolkogl, Wild- und Kreuzspitze, Similaun und andere mehr, selbst die ferner gelegene Weißkugel, alles Berge von 11000 Fuß Höhe, werden sämmtlich von hier aus bestiegen, und zwar in bequemster Weise, indem Vent schon an und für sich gegen 6000 Fuß hoch liegt.

Mit Rücksicht auf die prächtige Witterung, die hoffen ließ, vom Gipfel der Kreuzspitze einen freien Umblick zu haben, brach ich anderen Morgens frühzeitig auf und folgte zunächst dem Fußwege, der hinauf zum Niederjoch führt. Die ziemlich einförmigen Umgebungen boten nichts, was das Auge anzog; nur spärlich mit Bäumen bestandene, zum größten Theil kahle Wände erhoben sich zu den Seiten.

Zwei Stunden mochte ich so thalaufwärts gewandert sein, als die ersten Eismassen auftauchten. Sie gehörten dem Marzellgletscher an, an dessen rechtem Rande der Weg sich weiter emporzog. Es folgten nun kurz nacheinander die Gletscher des Similaun und der

ihm benachbarten Gipfel, deren äußerste Spitzen bereits in der Morgensonne erglänzten, während die tiefer gelegenen Partien, vom durchsichtig duftigen Schleier der Frühnebel leicht umwoben, noch völlig im Schatten lagen.

Die Steigung nahm merklich zu, der Marzellgletscher lag alsbald immer tiefer unter mir, und es trat allmälig der Niederjochferner hervor. Ich verließ nun die bisherige Richtung und wandte mich, nach rechts hin abbiegend und dem Gletscher den Rücken kehrend, der steilen Berglehne zu. Der Aufstieg war ziemlich streng und führte zunächst über schlüpfriges Binsengras, späterhin über Steingeröll und dürftige Ziegenweiden.

Nach etwa dreiviertel Stunden erreichte ich die Höhe des Hanges und betrat eine nahezu ebene, mit Trümmern bedeckte Halde, durch deren mittleren Theil sich ein winziger, vermuthlich durch Schneewasser entstandener Bergsee hinzog. Hier irgendwo mußte sich jetzt die Brizzihütte befinden, die insofern von Wichtigkeit war, als bei ihr sich ein Pfad abzweigt, der, mit wenigen Unterbrechungen nur, bis zum Gipfel der Kreuzspitze hinaufführt.

Es bedurfte erst längeren Suchens, bevor ich die hinter einem Schneewall verborgene Hütte entdeckte. Nur wenige Quadratschuh umfassend, ist dieselbe aus Steinen erbaut und nothdürftig überdacht, auch im Ganzen noch leidlich erhalten. Obschon nur winzig und klein, ist sie dennoch von großem Werth bei plötzlich eintretendem Unwetter, auch deutete das im Innern befindliche Heu darauf hin, daß sie wohl schon manchem Touristen wie den hiesigen Ziegenhirten als Obdach gedient haben mußte. Nur wenige Schritte von der Hütte begann auch der kleine Pfad, der quer durch das Steinlabyrinth zum Fuß der Kreuzspitze führte, um sich hier in steilen Windungen an den Felsen emporzuziehen. Eine angenehme Unterbrechung gewährten die Uebergangsstellen der terrassenförmig abstürzenden Wand, wo man über Lawinenschnee oder über harten Firn, der das wenige Gletschereis deckte, behaglich hinschreiten konnte.

Gegen acht Uhr gelangte ich hinauf zum oberen Rand der Felswand, die drüben, auf der nördlichen Seite, bis zum Hochjochferner hinab noch völlig mit Schnee bedeckt war. Mir zur Linken, in

geringer Entfernung, erhob sich der ziemlich steile und scharf zulaufende Grat, der weiter zum Gipfel führt. Die eigentliche Spitze des Berges blieb nach wie vor noch verborgen; erst nachdem ich eine halbe Stunde von Neuem gestiegen war, tauchte sie plötzlich dicht vor mir auf und ich betrat nach wenigen Minuten den 11000 Fuß hohen Gipfel.

Derselbe bietet nur Raum für drei oder vier Personen. Das Wetter war warm und windstill, kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Eine kleine steinerne Platte, die man — augenscheinlich als Sitzplatz — zwischen die Felsen fest eingezwängt, gewährte die Annehmlichkeit, all' das Schöne, was dem Auge sich darbot, bequem genießen zu können.

Die centrale Lage der Kreuzspitze, inmitten mächtiger Berggipfel, die im blendenden Schneegewande, von Gletschern durchkreuzt und umgeben, einen weiten Kreis um sie bilden, gestaltet die Aussicht von oben zu einer hochinteressanten. Mit verschwindenden Ausnahmen blickt man, soweit das Auge reicht, in eine durch nichts unterbrochene gewaltige Firnenwelt, in der kein bewaldeter Hügel, keine Alp oder grünende Matte, ja nur an vereinzelten Punkten eine dunkle Felswand sich zeigt.

Aus dem Chaos der Gletscherströme, unter denen ich nur den Vernagt-, den benachbarten Hintereis-, den Hoch- und Niederjoch-Ferner hervorheben will, ragten von allen Seiten die Riesen des Oetzthals empor, und über das Ganze hinweg, bis tief hinab, hatte der Schnee sein weißes Gewand gebreitet und heute bei der Sonnenbeleuchtung ein Reich von schimmernder Pracht und erhabenster Größe geschaffen. Aus der Ferne schauten der Ortler, der Glockner mit dem Groß-Venediger und die Berge Graubündens herüber, um vereint mit den zahllosen Spitzen des Ziller- und Stubaithales das herrliche Bild zu ergänzen.

Drei Stunden verharrte ich oben und konnte nicht müde werden, die erhabene Gottesnatur zu bewundern und anzustaunen.

Bevor ich den Gipfel verließ, verbarg ich als Erinnerungszeichen meine Karte in der geleerten Flasche und stieg dann gemächlichen Schrittes an den Wänden der Kreuzspitze abwärts.

So allmälig zum Fuß des Berges und mit ihm zu den Schneefeldern gelangt, sah ich vor mir drei Männer heraufkommen, von denen die beiden vorderen, mit Plaids und Körben belastet, ziemlich schwer zu tragen schienen. Es waren zwei Führer aus Vent, denen ein kleiner behäbiger Herr in kurzer Entfernung folgte. Wiewohl Letzterer sich angeseilt und mit Rock, Kravatte und Hut die Führer bereits beglückt hatte, bewegte er sich nur mühsam und stöhnend, hochrothen glänzenden Antlitzes durch die weichen Schneemassen aufwärts. Der Anblick war nicht ohne Komik und insofern allerdings überraschend, als die gegenwärtige Mittagshitze am wenigsten geeignet sein mochte, einen höheren Berg zu ersteigen. Mein Trost, daß das Ziel nicht mehr fern sei, erfreute den Herrn zwar sichtlich, doch sollte ich nachträglich hören, daß er den Gipfel gar nicht erreicht, vielmehr Veranlassung genommen hatte, beim Beginn der strengeren Steigung ohne Weiteres zum Rückzug zu blasen.

Gegen vier Uhr saß ich wieder in Vent bei Hammelbraten und Weißkraut, ein Gericht, welches hier beim Curat mit besonderer Vorliebe gepflegt wird. Die schöne und klare Witterung hatte viele Fremde gebracht, sodaß es am Abendtisch an heiterer Gesellschaft nicht fehlte. Als sich später die Gaststube geleert und schon Alles zur Ruhe gegangen, hörte man plötzlich noch wuchtige Tritte die knarrende Treppe heraufkommen. Es war dies der dicke Herr, der soeben vom Ausfluge heimkehrte.

Der 13. August galt dem Felsenhaupt des Ramolkogl. Wie zuvor bei Besteigung der Kreuzspitze brach ich wieder um drei Uhr auf und wandte mich der Berglehne zu, die das Niederthal zur Linken begrenzt. Der Weg führte anfänglich steil durch dichten Tannenwald aufwärts, und es bedurfte bei der noch matten Beleuchtung immerhin einiger Aufmerksamkeit, den Baumwurzeln auszuweichen. Späterhin nahm der Wald ein Ende und abschüssige Weidehänge traten an seine Stelle. Allmälig begann es zu dämmern, und als ich um fünf Uhr Morgens ein kleines Plateau erreichte, das noch unter Schneedecke lag, war rings die Natur erwacht und begrüßte das Tagesgestirn.

Im Hintergrunde der Hochebene erhob sich als dunkler Koloß der eigentliche Kegel des Berges. Noch war ich erst kurze Zeit über

die Schneefelder fortgeschritten, als ich Abdrücke benagelter Schuhe verschiedenster Größe wahrnahm, deren Urheber sich augenscheinlich in gleicher Richtung wie ich dem Kegel genähert hatten. Die sehr natürliche Annahme, hier Spuren früherer Besteiger des Ramolkogl vor mir zu haben, bestätigte sich alsbald. Genau an derselben Stelle, wo die Spuren den Kegel erreichten, zog sich ein kleiner, kaum sichtbarer Pfad an der Kegelwand in die Höhe. Bald verschwindend, bald wieder auftauchend, führte derselbe anfänglich steil über feinen Geröllstaub hin, um schließlich sich zwischen Felsen und wüstem Gestein zu verlieren. Jeder Weg hatte jetzt ein Ende und war auch nicht mehr von Nöthen, indem man die verschiedenen Etappen, die weiter zum Gipfel führten, genügend übersehen konnte.

Das Emporklimmen zwischen dem scharfen, spitzigen Steingeröll war recht beschwerlich und mühsam, einzelne Stellen waren so steil, daß man fast sich versucht fühlen konnte, zur Erleichterung hier und da die Hände zu Hülfe zu nehmen.

Zwei Stunden mochte ich bereits am Kegel emporgestiegen und vielleicht die Hälfte der Zeit noch vom Gipfel des Berges entfernt sein, als ich nach der Wildspitze zu eine Wolkenschicht auftauchen sah, die ziemlich verdächtig erschien. Sie hob sich mit jeder Minute und nahm, sich stetig verdichtend, immer düstere Gestaltungen an. Auch konnte man deutlich erkennen, daß das Gewölk immer näher heran zog, und zwar mit jenem bedrohlichen Sichdurcheinanderwälzen der Dunstmassen, welches selten Gutes bedeutet. Die Situation war nicht sehr erfreulich und es bedurfte einiger Ueberlegung, jetzt den richtigen Entschluß zu fassen. Daß sich während der nächsten Stunde der Gipfel erreichen ließ, war mit Sicherheit anzunehmen, inzwischen konnte mich aber auch das Unwetter schon ereilen. Und selbst wenn dies nicht der Fall, welche Aussicht war zu erwarten, ganz abgesehen davon, daß möglicherweise ein Abstieg bedenklichster Art bevorstand. Ich glaubte unter solchen Umständen nicht lange schwanken zu dürfen und entschloß mich einfach zur Umkehr.

Einige hundert Schritte mochte ich abwärts gestiegen sein, als ein Rauschen und Heulen in den Lüften sich deutlich vernehmen ließ und gleich darauf der Sturm mit rasender Wuth heranbrauste. Den

unten lagernden Geröllstaub in dichten Wolken emporwirbelnd, hatte bald der Orkan seinen Höhepunkt erreicht. Nur mit großer Mühe vermochte man auf den sich bei jedem Tritt in Bewegung setzenden Steinmassen an der Bergwand niederzusteigen, jeden Augenblick in Gefahr, von einem der vielen Felsstücke, die zeitweise vom Sturme gelöst, zu den Seiten vorüberstürzten, getroffen zu werden. Dennoch eilte ich nach besten Kräften, aus dieser mißlichen Lage baldmöglichst herauszukommen.

Als ich zum Fuß des Kegels gelangt war, ließ der Sturmwind allmälig nach, nachdem er zuvor das Gewölk nach allen Seiten zertheilt hatte, und schon nach Verlauf einer Stunde war der Himmel wieder heiter und klar.

Wohl kam mir jetzt der Gedanke, die schon aufgegebene Besteigung von Neuem in Angriff zu nehmen, doch wies ich ihn bald von der Hand. Andererseits war es fast noch zu früh, schon nach Vent zurückzukehren, und so wandte ich mich denn nach links und folgte dem Plateau so lange, bis ich den Rand desselben erreichte und auf den Spiegelgletscher hinabblickte. Sieben Stunden war ich jetzt unterwegs, sodaß es nachgerade an der Zeit schien, den bis dahin in der Blouse verborgenen, noch unberührten Proviant aus seiner Haft zu befreien.

Zum Frühstücken hätte sich kaum ein schönerer Punkt auswählen lassen. Behaglich lang hingestreckt, sah ich unmittelbar hinab auf die unten gelegenen Eismassen, und über diese hinweg auf die blendend weiße Gestalt des stattlichen Similaun, dessen schimmernde Gipfelkrone zum blauen Aether hinaufragte. Kein Lüftchen bewegte sich und rings in der weiten Natur war kein lebendes Wesen zu schauen. Nur ein mächtiger Königsadler, von einigen Boussards gefolgt, die kreischend denselben umschwärmten, kreiste langsam und unbeirrt hoch über dem einsamen Thalgrund.

Nach der Mahlzeit stieg ich über die Moraine zum Spiegelgletscher hinab und wanderte auf der schneefreien Eisfläche bis zu der Stelle hinauf, wo der Ferner eine Biegung macht und sich der Paßhöhe des Ramoljoches zuwendet. Da es nicht in meiner Absicht lag,

noch weiter hier vorzudringen, begab ich mich jetzt auf den Rückweg und traf gegen drei Uhr wieder in Vent ein.

Der nächste Morgen sah mich in der Richtung auf das Hochjoch zu das einförmige Rofenthal hinaufwandern. Nachdem ich eine kurze Strecke der rechten Berglehne gefolgt, überschritt ich die Oetzthaler-Ache, die mit gewaltigen Wassermassen hier schäumend vorüberbraust, und erreichte nach dreistündigem Steigen das am Absturz des Hochjochferner gelegene kleine Hospiz, ein aus Steinen erbautes Häuschen in großartiger Lage.

Ein Fußweg führt von hier in wenigen Minuten auf den 9000 Fuß hohen Ferner. Derselbe, fast frei von Schründen und nahezu völlig eben, zieht sich etwa zwei Stunden weit hin und ist auch für Maulthiere gangbar. Inmitten der Firnenwelt, von allen Seiten umgeben von den eisigen Oetzthaler Höhen, gewährt der genannte Gletscher für Jeden, der ihn passirt und Sinn für die Majestät des Hochgebirges besitzt, einen ungewöhnlichen Reiz.

Um den wenigen vorhandenen Spalten möglichst ganz aus dem Wege zu gehen, hatte ich gleich von vornherein den Gletscher nach rechts traversirt und erreichte so unbehindert, mich immer am rechten Rande der fast schneefreien Eisfläche haltend, das obere Ende des Ferners. Nur wenige Schritte von hier, durch Felsen ein wenig verdeckt, indessen nicht schwer zu finden, beginnt ein bequemer Fußweg, der hinunter in's Schnalserthal führt. Der allmälige Uebergang vom rauhen Hochgebirge zu den grün bewaldeten Schluchten und üppigen Wiesengeländen bietet dem Auge hier Landschaftsbilder von überraschender Schönheit.

Gegen Mittag passirte ich Kurzraß, eine kleine, nur aus wenigen Häusern bestehende Ansiedelung, und traf etwa zwei Stunden später in Unser Frau im Schnalserthal ein. Die reizende Lage des Dorfes, sowie die anerkannt gute und reinliche Gastwirthschaft dort bestimmten mich, ungeachtet der noch zeitigen Tagesstunde meine Wanderung abzubrechen und für heute hier Quartier zu nehmen. Wie im übrigen Schnalserthal macht die Mehrzahl der hiesigen Bewohner durch ihr artiges, freundliches Wesen einen sehr sympathischen Eindruck, auch

sieht man zum Theil noch die Männer in ihrer althergebrachten kleidsamen Nationaltracht.

Anderen Morgens saß ich noch lange beim gemüthlichen Dampf der Cigarre auf der kleinen Veranda des Hauses und freute mich der schönen Umgebung. Erst um neun Uhr machte ich mich auf den Weg und verfolgte weiter das Thal bis zu dessen unterem Ende, wo es kurz vor Naturns in das sonnige Etschthal einmündet. Ich befand mich jetzt auf der Landstraße, diesem Dornenpfade des Wanderers. Ein entsetzlicher Staub empfing mich, und jeder passirende Wagen umgab mich mit neuen Wolken.

Gegen Mittag nach Staben gelangt, beschloß ich, diesem lästigen Zustand ein Ende zu machen und bestellte ein einspänniges Fuhrwerk, das mich weiter nach Eyrs bringen sollte. Mit der hier üblichen Eile kam der Wagen erst nach einer Stunde, und ich stuckerte nun vergnüglich, den breiten, krummgesessenen Rücken des Kutschers immer vor Augen, durch das einförmige Vintschgau dahin.

Allzulange sollte indessen dies beschleunigte Tempo nicht währen. Das im Dienst schon ergraute Pferd mußte wohl mit dem Nivellement der Straße besonders vertraut sein und markirte die geringste Steigung, die für weniger geübte Augen schlechterdings nicht wahrnehmbar war, jederzeit durch beharrliches Schrittgehen, eine Gangart, in welche sich das Thier immer mehr und mehr hineinlebte. Nichts vermochte den störrischen Gaul aus seiner Ruhe zu bringen; ungeachtet der Peitschenhiebe seines Herrn und Gebieters, die hageldicht ihm zu Theil wurden, schritt er stolz und würdevoll hin und setzte es glücklich durch, daß wir erst gegen sieben Uhr Abends in Eyrs vor dem Gasthofe anlangten.

Ich nahm hier nur einen Imbiß und wanderte dann zu Fuß über Neu-Spondinig und Prad die Stilfserjoch-Straße aufwärts. In Folge des bedeckten Himmels war es frühzeitig Nacht geworden, ich mußte die letzte Strecke bei völliger Dunkelheit zurücklegen. So wurde es beinahe elf Uhr, bevor ich Gomagoi erreichte, wo ich trotz der späten Stunde noch vortreffliche Unterkunft fand.

Anderen Morgens, nachdem ich zunächst den Trafoier Bach überschritten und damit zugleich die Stelviostraße verlassen, stieg ich das

zur Linken sich öffnende romantische Suldenthal hinauf, das sich einige Stunden weit hinzieht und an dessen oberem Ende, in einer Höhe von 6000 Fuß, inmitten grünender Matten, unmittelbar am Fuße des Ortler, das kleine St. Gertraud liegt. Den während der Sommerszeit hier oben weilenden Fremden bieten die beiden bescheidenen Gasthäuser ein sehr erwünschtes Asyl. Ich wählte unter ihnen das vordere, in welchem der biedere Curat dieser kleinen Gemeinde, Herr Eller, und dessen freundliche Schwestern mit sorglichen Händen walten.

Das Haus war so ziemlich besetzt und die Geschwister hatten reichlich zu thun, um Jedem gerecht zu werden, was den trefflichen Leuten jedoch unter allseitiger Anerkennung in jeder Beziehung gelang. Getränke, Speisen und Zimmer ließen nichts zu wünschen übrig, und so theilten denn sämmtliche Gäste das angenehme Gefühl eines wirklichen Wohlbehagens.

Besteigung des Ortler.

Angesichts der herrlichen Witterung, mit welcher der folgende Tag, der 18. August, sich einführte, entschloß ich mich zur Besteigung des Ortler, des gegen 4000 Meter hohen, sogenannten Mont Blanc Tirols. Zum Führer nahm ich Joseph Pinggera, einen mir als zuverlässig empfohlenen Mann, der sich auch, wie die Folge erwies, in jeder Beziehung bewährte.

Wir warteten bis vier Uhr Nachmittags und machten uns dann auf den Weg, um die Payerhütte noch vor Dunkelwerden zu erreichen. Pinggera hatte zuvor alles Nöthige herbeigeschafft; nächst dem Proviant und dem Brennmaterial fehlte es nicht an verschiedenen Decken, einem handfesten Gletscherseil, sowie einem guten Fernrohr.

Anfänglich führte der Weg, in verschiedenen Windungen ansteigend, durch schwach bestandenes Gehölz, um sich dann über steiles Geröll allmälig aufwärts zu ziehen. So weit es die Steigung erlaubte, marschirten wir rüstig fort und hatten nach fünfviertel Stunden die Tabarettawände erreicht, die noch vor einigen Jahrzehnten für

unüberwindlich galten. In nahezu senkrechtem Absturz von mindestens 2000 Fuß machen solche freilich den Eindruck einer völligen Unnahbarkeit. Nur mit sehr geschickter Benutzung auch der kleinsten Vorsprünge und Spitzchen gelang es im Laufe der Zeit, einen Weg ausfindig zu machen, diese Felswände zu erklimmen.

Pinggera verstand es vortrefflich, die Schwierigkeiten des Aufstiegs nach Möglichkeit zu erleichtern. Wo hin und wieder die Felsen sich scheinbar über uns schlossen, fand er stets den geeigneten Ausweg und drang unaufhaltsam vor. Hinter uns den Abgrund, der an Tiefe beständig zunahm, gelangten wir mehrfach zu Stellen, die der Fußsohle kaum den entsprechenden Halt gewährten und oft mit Zuhilfenahme der Hände passirt werden mußten.

So rückten wir Schritt für Schritt immer höher und höher hinauf. Zum Schluß war kurz vor dem Ziele eine Treppe noch zu ersteigen, die man neuerdings als Ersatz für die frühere hölzerne Leiter, welche noch heute am Felsen hängt, in das harte Gestein gesprengt hat; dann betraten wir den Rand der Felswand, einen rauhen, wilden Grat, der zur Payerhütte hinaufführt.

Das Erklimmen der Tabarettawände hatte sieben Viertelstunden erfordert. Wir hatten nur noch wenige Schritte am Felskamm hinaufzusteigen und standen bald nach sieben Uhr vor der obengenannten Hütte.

Drei Gestalten, die uns zum Gruß aus der Thür entgegentraten, benahmen uns zuvörderst den Glauben, für die Nacht hier allein zu sein. In wenigen Secunden wußte ich, daß der Rechtsanwalt H. aus Wien mit seinen Führern es war, der uns freundlich willkommen hieß. Derselbe war von Trafoi, einer Ortschaft am Stilfserjoch, zur Hütte hinaufgewandert, um gleichfalls am nächsten Tage den Ortler von hier zu besteigen.

Im einsamen Hochgebirge, fern von dem Treiben der Welt, zeigt der Mensch sich natürlicher und streift den Zwang von sich ab, den gesellige Rücksichten sonst ihm aufzuerlegen pflegen; eine schlichte Offenheit und freies Entgegenkommen nehmen unwillkürlich die Stelle formeller Zurückhaltung ein. Keiner weiß, wie und wann er des Anderen schon in nächster Zeit bedarf, wenn es gilt, mit Hintan=

setzung oft der eigenen Sicherheit, im Augenblick der Gefahr seinem Mitmenschen beizuspringen.

Solche Empfindungen waren auch heute die Träger unserer Begrüßung; wir freuten uns unserer Begegnung und gaben diesem Gefühl auch unverholenen Ausdruck. Der Rechtsanwalt H., eine männlich kräftige Gestalt, war ein Herr von gewinnendem Wesen, in dessen Gesellschaft man sich von vornherein wohl fühlen mußte. Der Name des einen der Führer ist meinem Gedächtniß entfallen, der andere war der bekannte, eines wohlverdienten Rufes sich erfreuende Bergführer Mazack, eine wettergebräunte Erscheinung mit ebenso offenem und biederem, wie intelligentem Gesicht.

Sich gleichsam als Wirth betrachtend, geleitete mich der Anwalt in den inneren Raum der Hütte, um mich hier mit den Reizen derselben näher bekannt zu machen. Die Einrichtung unterschied sich wenig von der der übrigen Clubhütten. Zur Linken des kleinen Kochherdes befand sich der Lagerplatz, eine etwa für acht Personen bequem ausreichende Pritsche nebst einigen Bänken daneben, auf welche, wenn erstere besetzt, sich die Uebrigen hinbetten müssen. Verschiedene wollene Decken, Kochtöpfe, Messer und Gabeln, sowie einige Gläser und Schüsseln vollendeten das Geräth.

Die ganz aus festem Gestein nur niedrig erbaute Hütte lehnt sich hart an die Felswand an, die ihr trefflichen Schutz gegen Sturm und Wetter gewährt, während das von der Hinterwand nach vorn hin geneigte Dach sich der Schneemassen schneller entledigt; eine Vorsicht seitens des Baumeisters, die freilich zur Folge hat, daß man nur mit gebücktem Haupt in die Hütte eintreten kann.

In der sehr respectablen Höhe von 9600 Fuß auf dem rauhen Felskamm errichtet, erfreut sich die Payerhütte einer selten großartigen Lage. Umstarrt von gewaltigen Abstürzen, sieht das Auge in schwindelnde Tiefen, während nach oben der Blick über die wild aufeinander gethürmten, chaotischen Eisgebilde des genannten Bergriesen schweift. Das Suldenthal ausgenommen, wo freundlich aus grünenden Matten das kleine St. Gertraud hervortritt, schaut man ringsum nur eine ernste gewaltige Hochgebirgswelt.

Es wurde jetzt allmälig dunkel und nachgerade ein wenig frisch, sodaß wir uns bald in das Innere der Hütte zurückzogen. Auf dem Herde brannte bereits ein lustig flackerndes Feuer und wir harrten nun in Geduld der für uns bestimmten Genüsse. Pinggera, als Oberkoch, eröffnete solche mit einer aus Maisschrot und Roggenmehl vortrefflich bereiteten Suppe. Es folgten dann Spiegeleier mit aufgewärmten Cotelettes, und endlich als Schluß des Mahles noch Schwarzbrot mit Schweizerkäse. Besäße ich das fürstliche Vorrecht, einen Orden verleihen zu dürfen, so würde ich in diesem Fall die vollendete Kochkunst Pinggera's mit einem solchen belohnt haben.

Inzwischen wurde es neun Uhr. Um das Wetter noch einmal zu prüfen und uns zugleich für die Nacht von dem lästigen Tabacksqualm und Küchengeruch zu befreien, begaben wir uns zur Hütte hinaus, nachdem wir Fenster und Luken zuvor noch geöffnet hatten. Ungeachtet verschiedener Cigarren, die wir diesmal in weiser Vorsicht den Führern behändigt hatten, war es diesen dennoch gelungen, in verstohlenen Augenblicken ihrer Lieblingsneigung zu folgen und einige kräftige Züge aus ihrer Pfeife zu thun; sie hatten hierbei unsere Geruchsnerven mit einer ganz heillosen Species von Taback bekannt gemacht, gegen welche die verwöhnten Organe allerdings nicht genügend gestählt waren und von der wir befürchten mußten, daß sie auch der beharrlichsten Lüftung mit Erfolg widerstehen würde.

Das Resultat unserer Witterungsbeobachtungen war leider nicht sehr ermuthigend und stimmte die gehegten Hoffnungen für morgen bedeutend herab. Die Sterne waren verschwunden und es wetterleuchtete stark von den ferneren Gebirgen her; ein schauerlich schönes Bild von dem einsamen Felsenhorst aus! Ein hohler und lauer Wind hatte gleichzeitig sich erhoben und wechselnd von fern und nah, in bald längeren, bald kürzeren Pausen drang das Donnern der fallenden Lawinen vernehmlich zu uns herüber. Zuweilen, wenn plötzlich einmal ein stärkeres Wetterleuchten die unmittelbare Umgebung auf einige Secunden erhellte, vermochte man einen Blick in die düsteren Tiefen zu thun, die zu beiden Seiten des Grates geheimnißvoll zu uns aufschauten.

Gern hätten wir noch längere Zeit die erhabenen Natureindrücke

des heutigen Abends genossen, aber wenn wir uns überhaupt noch der Hoffnung hingeben wollten, im Laufe des anderen Tages vom Ortler Umschau zu halten, war es Zeit, zur Ruhe zu gehen. Die Führer hatten inzwischen das Lager schon hergerichtet, und so streckten wir uns denn so behaglich, wie die Verhältnisse es eben gestatteten, auf der harten Holzpritsche hin und wünschten uns gute Nacht.

Ein schöner und frommer Wunsch, für dessen Erfüllung indessen, wie wir bald mit Schrecken erkannten, vor der Hand jede Aussicht fehlte. Aus allen Ecken und Winkeln tauchten jetzt, wie im Don Juan die Teufel, Legionen von Flöhen auf, um sich kalt und erbarmungslos auf ihre Opfer zu stürzen. An Schlaf war gar nicht zu denken. Wohl hatte der brave Pinggera für Insektenpulver gesorgt, von dem er denn auch nach besten Kräften Gebrauch machte, aber entweder hatte das Pulver durch die Aufbewahrung gelitten, oder aber es waren die Bestien bereits acclimatisirt. Im Gegentheil schien es die Nerven der Thiere neu zu beleben und ihre Kampflust zu steigern. Es blieb uns nichts weiter übrig, als in stiller Resignation unser Mißgeschick zu ertragen und geduldig wie der Indianer am Marterpfahl auszuharren, mit der Hoffnung, vielleicht so allmälig den tückischen Feind zu ermüden.

Ob mir letzteres wirklich geglückt, oder aber die Natur es verstanden, ihre Rechte geltend zu machen, vermag ich nicht zu entscheiden; jedenfalls schlief ich nach Verlauf von etwa zwei Stunden ein und erwachte erst gegen drei Uhr Morgens, ungefähr zu der Zeit, zu der wir verabredet hatten, uns zum Frühstück fertig zu halten.

Auf dem Herde brannte das Feuer und nach wenigen Minuten trat Mazack mit der Meldung heran, daß der Kaffee bereit sei. Wir erhoben uns nun vom Lager, der Rechtsanwalt mit dem Bemerken, daß er mich um den Schlaf beneidet und leider für seine Person kein Auge zugethan habe. Nachdem wir demnächst nothdürftig Toilette gemacht, zu welchem Zweck uns Pinggera einen kleinen zinnernen Waschnapf nebst Handtuch verabreicht hatte, begaben wir uns zur Hütte hinaus, um das Wetter uns anzuschauen.

Der Wind hatte sich gelegt, aber der Himmel war noch immer

bedeckt und nirgends ein Stern zu sehen; auch vom Monde, der unmittelbar nach Mitternacht aufgehen sollte, nicht das Mindeste wahrzunehmen. Nur die recht empfindliche Kälte, die meinem Thermometer nach zwei Grad unter Null betrug, durfte als günstiges Vorzeichen gelten; im Uebrigen war eben jetzt die Witterung noch nicht zu beurtheilen. Bevor wir jedoch in Betreff dieser allerwichtigsten Frage nicht annähernd klar sehen konnten, war nicht an den Aufbruch zu denken; wir kehrten daher ziemlich enttäuscht in das Innere der Hütte zurück, um zunächst unseren Mokka zu schlürfen. Ohnehin schien Mazack bereits etwas ungehalten zu sein; vielleicht befürchtete er, es könnte sein duftiges Gebräu durch die stattgehabte Verzögerung an Aroma verloren haben.

Trotz der wenig befriedigenden Aussichten ließen wir uns das Frühstück vortrefflich schmecken und suchten uns bei heiterem Geplauder bestmöglichst die Zeit zu vertreiben, während abwechselnd einer der Führer hinaus vor die Hütte trat, um den Witterungsstand zu beobachten.

Soeben hatte sich Pinggera zu diesem Zweck entfernt, als er unmittelbar darauf mit der frohen Botschaft zurückkehrte, daß der Himmel sich bereits entschleiere oder, wie Pinggera sich ausdrückte, ein völlig anderes Gesicht seit Kurzem aufgesteckt habe. Wir sprangen wie electrisirt von unseren Sitzen empor und eilten hinaus in's Freie. Die Nachricht war nicht übertrieben, die Wolken lichteten sich und an einzelnen Stellen trat schon der klare Himmel hervor, an welchem noch hier und da ein erlöschender Stern sich zeigte.

Die erwünschte Metamorphose vollzog sich nun schneller und schneller; eine Wolke nach der anderen verschwand, das schwache Mondeslicht, vereint mit dem Dämmern des Tages, ließen deutlich bereits die nächste Umgebung erkennen, man durfte sich mit einem Wort der tröstlichen Hoffnung hingeben, einen schönen und klaren Tag für heute in Aussicht zu haben.

Wir säumten nun nicht länger mit dem Aufbruch. Mit Ausnahme einer gewaltigen, mit Rothwein gefüllten Blechflasche und einiger Butterbrode wurde aller sonstige Proviant in der Hütte

zurückgelassen; gegen fünf Uhr standen wir gerüstet und marschbereit vor der Thür.

Inzwischen war es Tag geworden; die äußersten Spitzen der Berge waren schon von der Sonne beleuchtet und über und unter uns begannen Gletscher und Schluchten sich mehr und mehr zu erhellen. Zum Ende des Grates gelangt, betraten wir hier zunächst den schmalen Tabarettaferner, der mit Ausnahme weniger Spalten keine weiteren Schwierigkeiten bot. Noch mit festem Firnschnee bedeckt, war der Gletscher schnell überschritten und wir gelangten zu einem engen, fast senkrechten Felsenkamin, der sich nahezu 300 Fuß tief bis zum Ortlerferner hinabzog, zu dem er gewissermaßen den alleinigen Zugang bildet. Mit Rücksicht auf das mürbe Gestein und die beim Betreten desselben hier und da sich lösenden Felsstücke, die, einmal in's Rollen gekommen, den schon tiefer Befindlichen sehr leicht Gefahr bringen konnten, gebot es die nöthige Vorsicht, von einander möglichst gesondert zum Ferner hinabzusteigen.

Als der Aeltere ging der Rechtsanwalt H. mit seinen Führern voran, während Joseph Pinggera und ich noch solange oben zurückblieben, bis Jene den Ausgang des Felsenkamins erreicht hatten. Das Niedersteigen derselben mit großem Interesse verfolgend, vermochte man an der Art und Weise, in der sie den Alpstock handhabten und sich unausgesetzt bemühten, für den abwärts schreitenden Fuß einen sicheren Halt zu gewinnen, sehr wohl zu erkennen, daß diese Passage eben nicht zu den allerbequemsten gehörte; auch bewiesen die sich massenhaft in Bewegung setzenden Felsstücke, daß unser getrennter Abstieg eine nützliche Vorsicht gewesen.

Nach ungefähr zehn Minuten war der untere Ausgang erreicht und wir durften nunmehr nachfolgen. Das Bild, das wir kurz zuvor an den Anderen beobachtet hatten, wiederholte sich jetzt an uns selbst. Den Alpstock nach hinten gestemmt, ging es vorsichtig Schritt für Schritt abwärts. Der Körper hatte dabei genügend Gelegenheit, seine Befähigung auf dem Gebiet der Gymnastik zu bethätigen.

Nachdem der Kamin passirt, hatten wir nur noch wenige Schritte den Felsen zur Linken zu folgen und näherten uns sodann dem unteren Ortlerferner. Von den oberen Gletschern sich abzweigend

und mehrfach von Schründen durchbrochen, stürzt der Ferner als jähe Eiswand, von Firnschnee völlig entblößt und mit einer Winkelneigung von mindestens 60 Grad, unmittelbar an der Stelle vorüber, an der wir zur Zeit uns befanden, um sich weiter in wilden Cascaden noch bis gegen 1000 Fuß hinab in die Tiefe zu ziehen. Die Gefährten, deren Gestalten an der Eiswand zu kleben schienen, waren dort schon in voller Arbeit, um mit Hülfe des Pickels den Weg weiter aufwärts zu bahnen.

Wir ließen uns nur soviel Zeit, die Fußeisen anzulegen und uns mit dem Seil zu verbinden; dann folgten wir, Pinggera voran, den Uebrigen unverweilt nach. Die Stufen waren vortrefflich, im richtigen Abstand geschlagen und alle so hinreichend breit, daß sie dem überdies noch mit Eisen versehenen Fuß vollkommene Sicherheit boten. Die Vorsicht konnte so leicht hier nicht übertrieben werden, um all' und jeder Gefahr eines Ausgleitens vorzubeugen. Man durfte sich gar nicht einmal eine derartige Möglichkeit ausmalen, um nicht beim zufälligen Blick in den eisigen Abgrund hinab vom Schwindel ergriffen zu werden. Wir begnügten uns übrigens nicht mit alleiniger Benutzung der Stufen, vielmehr höhlten wir jede einzelne mit dem Eisbeil noch weiter aus, besonders an solchen Stellen, wo die Stufen durch Spalten führten, um in erster Linie bequem und möglichst sicher zu steigen, für's andere auch in der Hoffnung, sie später noch eventuell beim Rückweg verwerthen zu können.

Nichtsdestoweniger hatten wir uns bald unseren Vordermännern genähert und blieben nur soweit zurück, als es die nöthige Vorsicht gebot, um nicht von den losgehauenen, zum Theil zerschellenden Eisstücken, die polternd an uns vorbeistürzten, möglicherweise getroffen zu werden. So immer in schräger Richtung, unter stetigem Stufenschlagen an der Gletscherwand aufwärts steigend, gelangten wir nach dreiviertel Stunden, vom genannten Kamin ab gerechnet, zu den oberen Ortlerfernern.

Fast durchgängig steil und somit für längere Zeit einigen Kraftaufwand erfordernd, waren solche trotzalledem eine Art Erholung für uns im Vergleich zu der Strecke, die wir eben zurückgelegt hatten.

Die gespannte Aufmerksamkeit war jetzt nicht länger von Nöthen, indem der noch feste Firn, der hier die Gletscher bedeckte, dem Fuß einen sicheren Halt bot. Obwohl wir nach wie vor noch immer im Schatten gingen, war nichtsdestoweniger der Schnee von einer so blendenden Wirkung, daß wir schon nach wenigen Minuten der dunkelen Brillen bedurften, um die Augen einigermaßen zu schützen.

Scheinbar endlos zogen sich die Ferner mit Umgehung der firngekrönten, sich schroff erhebenden Felswände in langen Windungen aufwärts. Hin und wieder zeigten sich jetzt bei dem einen oder anderen von uns jene vorübergehenden Erscheinungen, die bekanntlich in diesen Regionen sehr leicht an den Menschen herantreten und bald in Athmungsbeschwerden oder Uebelkeit, bald auch, wie z. B. bei mir, im Sinken der Augenlieder und leichter Neigung zum Schlafen ihren besonderen Ausdruck finden. Wir nahmen uns möglichst Zeit und stiegen im ruhigen Bergschritt, der bei längeren Hochgebirgstouren allein für die Ausdauer bürgt, wo es nöthig, uns im Zickzack bewegend, an den weißen Hängen empor.

Drei Stunden waren wir bereits von der Hütte aus unterwegs und hatten soeben eine steilere Windung des Ferners passirt, als plötzlich dicht über uns der bis dahin verborgene Gipfel als schlanker Eiskegel auftauchte. In der ersten freudigen Erregung erschienen die 20 Minuten, die uns vom Ziele noch trennten, wie ebensoviel Secunden. Doch sollten wir so ohne Weiteres den Gipfel noch nicht betreten. Kaum noch 100 Schritt von ihm fern, befanden wir uns unmittelbar vor einem tiefen Abgrunde, über welchen hinweg, als einzig möglicher Zugang, eine von Eis gebildete Schneide zur Spitze des Ortler hinaufführte.

Es bedurfte schon einiger Ueberwindung, diesen Uebergang mit kaltem Blut zu betreten. Das Beispiel des Advokaten, der sich rittlings hinüber schob, schien mir nicht sehr nachahmenswerth; ich hielt es für bequemer und sicherer, in gerader aufrechter Haltung die Schneide zu überschreiten. Das Gleichgewicht möglichst abwägend, an einzelnen Stellen wohl auch, wenn die Sicherheit es verlangte, durch einen Hieb mit der Axt die scharfe Kante beseitigend, um so für die Fußsohle erst einen festen Halt zu gewinnen, ging es lang-

sam dem Ziele entgegen. Zur Rechten gähnte ein Abgrund von nahezu tausend Meter, während das Auge, zur Linken gewandt, auf die in senkrechter Tiefe befindlichen Ferner hinabblickte. Zum Ende der Schneide gelangt, hatten wir einige Schritt noch zu steigen und betraten alsdann die äußerste Spitze des Ortler.

Es war jetzt achteinhalb Uhr, wir hatten somit viertehalb Stunden von der Payerhütte aus gebraucht. Der scharf zulaufende Gipfel bot nur Raum für eine Person und es bedurfte der Steigeeisen, um stehend sich auf der Wand des kreisrunden Kegels zu halten. Wir schlugen daher rings um die Spitze, der Zahl der Personen entsprechend, Vertiefungen in das Eis, rundeten solche gehörig aus, belegten sie mit den Fragmenten einer alten, wollenen Decke, um die kühlende Wirkung von unten nach Möglichkeit abzuschwächen und hatten uns so alsbald einen prächtigen Sitzplatz geschaffen. Der Himmel war wolkenrein, und warm von der Sonne beschienen, stieg unser Thermometer allmälig bis auf neun Grad über Null, sodaß wir mit vollem Behagen all' das Schöne genießen konnten, welches hier in so reicher Fülle dem Auge vorgeführt wurde.

Es war ein wonniges Gefühl, den höchsten Gipfel Tirols, der sich über 12000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, nun glücklich erreicht zu haben und von ihm aus Umschau zu halten.

Rings wogte bis zum fernen Horizont, ein Rundbild von endloser Ausdehnung, das Gipfelmeer der Berge Tirols, der Schweiz und Oberitaliens. Von der im Wechsel der Darstellung so unerschöpflichen Natur in allen nur denkbaren Formen und verschiedensten Größen gebildet, sowie mit den mannigfachsten Gewandungen ausgestattet, verschmolz das scheinbare Chaos zu einem harmonischen Ganzen von unendlicher Erhabenheit, überall durchweht von dem Hauche göttlicher Fürsorge, die hier an der Hand jenes leuchtenden Himmelsgestirns, ohne welches nichts Lebendes denkbar, die todten, starren Gebilde von Neuem durchwärmt und belebt hatte. Dort ihnen Anmuth und Frische, hier Adel und Hoheit verleihend, hat sie solche von altersher mit all' jenen Reizen geschmückt, die den Menschen drängen und treiben, die lieblichen Thäler und Schluchten, wie die

rauhen felsigen Höhen und Schneegipfel aufzusuchen und Auge und Herz an der Gottesnatur zu erfreuen.

Ueber die schwarzen Hünengestalten ihrer Vordermänner hinweg schauten nördlich von uns die gewaltigen, mit Schnee überdeckten Gipfel des Oetzthaler Ferner herüber; nach Westen zu, ihnen zur Linken, entstiegen den Bergen Graubündtens die weißen Bernina-Häupter, und in weiterer Ferne sah man die Spitze des Finsteraarhorn und die bräutlich geschmückte Jungfrau am Horizonte hervorragen. Im Vordergrunde der benachbarten, nach Süden hin gelegenen Bergketten präsentirten sich besonders schön die schimmernden Schneepyramiden der Punta di S. Matteo und des stattlichen Piz Tresero. Auch der Glockner und Groß Venediger, inmitten der Tauernkette, verwoben sich in das Bild und wetteiferten, was das Weiß ihrer Schneefelder anbetraf, mit denen des Adamello und der benachbarten Presanella, deren rauhe eisige Zinnen, von Italiens Sonne beleuchtet, im Glanz ihrer Strahlen prangten. Nach allen Seiten hinaus entstiegen dem Gipfelmeer die hohen Gestalten der Bergriesen, um ihre beschneiten Spitzen in das Blau des Himmels zu tauchen.

In unmittelbarer Nähe aber schaarten sich die Wächter des Reiches dicht um ihren Monarchen, der alle weit überragend, von hohem erhabenen Sitze auf seine Trabanten hinabschaute. Aus den wilden Tiefen des weiten Gletschergebietes erhob sich die Königsspitze mit ihren zerklüfteten Felswänden, daneben der firnbedeckte, dreigipflige Cevedale mit dem jäh aufragenden Zebru, die Geisterspitze mit dem Madatsch, und wie die gewaltigen Höhen der Ortlergruppe sich nennen, und ließen uns hier und da in das geheimnißvolle Bereich ihrer Klüfte und Schluchten blicken.

Tief unten zu unseren Füßen im sonnigen Grün lag St. Gertraud. Durch das Fernrohr war zu erkennen, daß man dort uns beobachtete; wir sahen verschiedene Gruppen in der Nähe des Eller'schen Hauses, welche augenscheinlich die Gläser auf uns zu gerichtet hatten.

Bei all' dem Vielen und Schönen, was hier den Augen sich darbot, vergaßen wir keineswegs, auch dem Körper Rechnung zu

tragen. Der Vorrath an Butterbrod und Fleisch wurde redlich getheilt und fröhlich kreiste der Becher. Von Zeit zu Zeit, um nach den verschiedenen Richtungen die Aussicht genießen zu können, vertauschten wir unsere Plätze, welcher Wechsel nach dem Kommando: „Rechts schließt Euch!“ ausgeführt wurde.

Gern wären wir noch stundenlang auf der herrlichen Höhe verblieben, indessen war es geboten, die oberen Ortlerferner noch rechtzeitig zu passiren, bevor die Sonne den Firnschnee erweichte.

So nahmen wir denn kurz nach elf Uhr vom Gipfel des Ortler Abschied, verbanden uns wieder mit dem Seil, passirten mit aller Vorsicht, Pinggera und ich voran, den schmalen eisigen Grat und stiegen dann munteren Schrittes die steilen Firnfelder abwärts. Der Schnee war zur Zeit noch hart und keine Gefahr vorhanden, in die unter seiner Decke verborgenen Spalten zu stürzen.

Wir mochten kaum dreißig Minuten vom Gipfel entfernt sein, als wir plötzlich, wie von jähem Schrecken gebannt, unwillkürlich die Schritte hemmten. Uns zur Linken, vom oberen Rande der dort befindlichen Felswand hatten sich überhängende Schneemassen, die schon beim Aufstieg verdächtig erschienen, inzwischen losgelöst und waren mit einem gewaltigen, jeder Schilderung spottenden Aufschlag, unter dessen zermalmender Wucht der Berg zu erbeben schien, auf den oberen Ferner gestürzt, um sich hier als Riesenlawine mit donnerartigem Getöse, ganze Wolken von feinem Schnee hoch hinaus in die Lüfte wirbelnd, im Fluge abwärts zu wälzen und bald den Blicken zu entschwinden, während wohl noch minutenlang der Donner des Niederfalls an den Bergwänden wiederhallte. Obschon über vierhundert Schritt von der Sturzlinie noch entfernt, empfanden wir den Luftdruck so heftig, daß wir Alle nach dem Hute griffen, um ihn uns durch den gewaltigen Windstoß nicht entreißen zu lassen. Nach der an der oberen Wand entstandenen Lücke zu schließen, waren Schneemassen niedergegangen, die genügt haben würden, ein halbes Dorf zu verschütten. Wiewohl durch das Plötzliche des ungeahnten Ereignisses momentan erschreckt, beklagten wir nichtsdestoweniger die nur allzu geringe Dauer des seltenen, großartigen Schauspiels.

Späterhin zur Eiswand gelangt, fanden wir hier die geschlagenen

Stufen von der Sonne noch unberührt, so daß wir mit leichter Mühe am Gletscher hinabsteigen konnten. Wir befreiten uns nun zunächst von Steigeisen und Seil, erstiegen wieder abtheilungsweise den steilen Felsenkamin, überschritten sodann den Gletscher, und erreichten nach zweistündigem Abstieg um ein Uhr die Payerhütte.

Um die herrliche Luft wie die unvergleichliche Aussicht noch länger genießen zu können, setzten wir Tisch und Bänke vor die Thür und vereinigten uns hier um den Rest des zurückgebliebenen Proviantes.

Bei fröhlichem Mahl und behaglicher Witterung, in noch frischer Erinnerung an unvergeßliche Stunden, vom einsamen Felsenhorst hinab in die Tiefe zu schauen, war immerhin ein Genuß, wohlberechtigt, sich den sonstigen Eindrücken des Tages an die Seite zu stellen. Im Bewußtsein dieser Vergünstigung verweilten wir bis drei Uhr Nachmittags, bevor wir uns zum Aufbruch rüsteten. Unsere Wege trennten sich jetzt, der Rechtsanwalt kehrte von hier direkt nach Trafoi zurück, während mich mein Weg hinab nach St. Gertraud im Suldenthal führte. Nachdem wir zuvor unsere Namen dem Payerbuch einverleibt, verabschiedeten wir uns von einander mit herzlichem Händedruck und den besten Wünschen für unsere weiteren Wege.

Binnen Kurzem waren die wackeren Gefährten, auf der anderen Seite des Grates an der steilen Felswand hinabsteigend, den Blicken entschwunden, während Josef Pinggera und ich der Treppe uns näherten, die gewissermaßen den Zugang zu den Taberettawänden vermittelt. Wie beim Aufstieg, ließen wir auch jetzt die Vorsicht nicht außer Augen, um nicht durch etwaigen Unfall die schönen Ergebnisse des Tages noch im letzten Moment zu trüben.

Nach Verlauf von fünfviertel Stunden gelangten wir unten an und konnten nun wieder bequem auf dem Fußwege abwärts schreiten. Bald nach fünf Uhr erreichten wir St. Gertraud, um hier vom Curat und den Schwestern auf das Wärmste begrüßt zu werden.

Da ich beabsichtigte, am anderen Morgen schon frühzeitig aufzubrechen und die ersten Stunden des Weges im Finsteren zurücklegen mußte, machte ich Abends noch einen Spaziergang das Suldenthal weiter aufwärts, um mich hier für den nächsten Tag einiger-

maßen zu orientiren. Ich gedachte über das Madritschjoch, einen zehntausend Fuß hohen Paß, zum Martellthal hinabzusteigen und von dort noch am gleichen Tage hinaus in's Vintschgau zu wandern.

Obschon dieser Weg für gewöhnlich nur mit Führern ausgeführt wird und Pinggera sich auch erboten, die Begleitung zu übernehmen, konnte ich mich dennoch nicht entschließen, seinem Wunsche diesmal zu willfahren. So wenig es mir in den Sinn kommt, höhere Berge von verwickelten Formationen, oder solche, bei denen der Eine des Anderen Unterstützung bedarf, allein zu besteigen oder Pässe von gleichem Charakter ohne Führer zu überschreiten, ebenso sehr war ich stets bestrebt, wenn obige Voraussetzungen wegfallen, mir den Weg allein zu suchen. Wie für den Körper, wünsche ich auch für den Geist die entsprechende Beschäftigung zu haben und im schönen Gefühl, auf mich selbst angewiesen zu sein, die Hemmnisse zu überwinden, die sich hier und da in den Weg stellen, keineswegs aber willenlos einem beliebigen Führer zu folgen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß es erst einiger Uebung bedarf, sich in unbekanntem Terrain genügend zu orientiren, die Karten richtig zu deuten, den Gefahren die Spitze zu brechen oder ihnen aus dem Wege zu gehen und die vielfachen Hindernisse zu erkennen und zu bewältigen. Dergleichen erlernt sich eben nur durch Gewöhnung im Laufe der Zeit. Wer sich obigen Anforderungen noch nicht recht gewachsen fühlt oder überhaupt keine Neigung besitzt, größeren Mühen sich auszusetzen und sich selbst mit Gepäck zu beschweren, wird jederzeit besser thun, einem Führer sich anzuvertrauen.

Aber abgesehen von alledem ist es mir überdies ein Bedürfniß, in den dunklen Schluchten sowohl, wie oben auf den lichten Höhen mit Gott und der Natur mich möglichst allein zu wissen; unter solcher Bedingung nur bin ich höherer Empfindungen fähig, in welchen die Anwesenheit eines Zweiten oder Dritten stört, nur dann bin ich wahrhaft im Stande, das viele Schöne und Erhabene, welches hier den Augen sich darbietet, zu würdigen und zu verstehen. In derartigen Augenblicken eine wirklich sympathische Seele an seiner Seite zu wissen, würde freilich den obigen Eindrücken gewiß nicht entgegenstehen, vielmehr dieselben noch steigern durch den gegenseitigen Aus-

tausch der Gedanken und der Gefühle. Doch wie selten finden sich gerade solch' gleichgestimmte Naturen! Unter den durch die Bande des Blutes und der Freundschaft sich Näherstehenden ist der Eine durch den Beruf, der Andere durch Pflichten verhindert, die an die Familie ihn ketten; dem Einen fehlt die Passion zu derartigen größeren Touren, oder aber es mangeln die Kräfte und die nöthige Gesundheit dazu, während wiederum der Andere Entbehrungen und Mühen scheut und das Leben in den Hotels mit dem dortigen Komfort vorzieht. Ein Dritter möchte wohl gern Alles sehen und kennen lernen, ist aber durchaus nicht Willens, Gefahren sich auszusetzen oder in irgend einem heillosen Nest auf tagelang einzuregnen. Bei Jedem pflegt eine Art von Behinderungsgrund vorzuliegen, was eben zur Folge hat, auf die Vorzüge seiner Person und Gesellschaft verzichten zu müssen.

So habe ich es denn schon seit Jahren als richtig erkannt und als liebe Gewohnheit gepflegt, meine Wege allein zu wandern, eine Gewohnheit, die zu bereuen ich bis auf den heutigen Tag noch keine Gelegenheit hatte.

Ueber das Madritschjoch nach Meran; über Völs und die Seißeralp nach Campitello im Faßathal.

Eine Stunde nach Mitternacht stieg ich möglichst leise, die benagelten Bergschuhe in der Hand, um Niemand im Schlafe zu stören, auf den Strümpfen die Treppe hinab und trat vor die Thür des Hauses. Eine herrliche Luft empfing mich und über mir blitzten die Sterne. In wenigen Minuten bereit, verließ ich nunmehr St. Gertraud in entgegengesetzter Richtung, durchschritt einige Weideflächen und erreichte nach kurzer Zeit die sogenannte Legerwand, die zur Linken das Thal begrenzt. Die Steigung war ziemlich streng, der Fußweg rauh und steinig, sodaß das Licht des aufgehenden Mondes vortrefflich zu statten kam.

Nach ungefähr zweistündigem Steigen gelangte ich zur Schaubach-Hütte. Soweit es im Finstern erkennbar, wurde noch an der Hütte

gebaut, wenigstens fehlten noch Thür und Fenster.*) Der Platz für die Hütte selbst, die von ganz respectabler Größe, ist jedenfalls trefflich gewählt, und wird dieser Unterkunftsort so Manchem willkommen sein, der einen der Hochgebirgspässe in kürzerer Zeit überschreiten, oder aber die Königsspitze und andere benachbarte Gipfel von hier aus besteigen will.

Eine nähere Orientirung in der unmittelbaren Umgebung, insbesondere auch in Bezug auf den jetzt zunächst zu passirenden Ebenwandferner, überzeugte mich leider bald, daß ich doch dem Lichte des Mondes zu viel zugetraut hatte. Die Beleuchtung war nicht derart, daß ich glaubte, es wagen zu dürfen, eine mir völlig unbekannte und ziemlich bedeutende Eisfläche so ohne Weiteres zu betreten. Es blieb schon nichts Anderes übrig, als eben den Tag abzuwarten, was ich möglicher Weise auch, gebannt durch das herrliche Bild, welches jetzt bei Mondenschein die Ortlergruppe gewährte, ohnehin gethan haben würde.

Noch fehlte jegliches Anzeichen des bald beginnenden Tages, noch funkelten oben die Sterne im intensivesten Lichte, und im hellen Glanz zog der Mond seine stille Bahn dahin. Von seinem Licht übergossen, ragten rings die mächtigen Gestalten der schneeumpanzerten Riesen aus den düsteren Gründen und Schluchten zum Sternenhimmel empor, und wie vergeistigt hoben sich die hohen, gewaltigen Formen vom dunkleren Hintergrund ab. Die dem Mond zugekehrten Seiten erschienen gespensterhaft in fahler bläulicher Färbung, während schimmernde Silberlinien die Ränder der abgewandten und die oberen Spitzen begrenzten, und hell in verklärtem Licht, von keines Sterblichen Fuß um diese Stunde betreten, wie eine geweihte Stätte, schaute oben der Gipfel des Ortler als gewaltiger Riesenaltar von der Sternenhöhe herab. Still und ernst, eine schweigsame Schaar, umstanden ihn seine Getreuen, und wie ein heiliger Frieden zog es durch ihre Reihen. Inmitten der Gipfel aber, da blitzten und funkelten die Sterne, um als leuchtende Himmelsboten sich an der nächtlichen Andacht der Erdennatur zu betheiligen. Zwischen Beiden, ein einsamer Wanderer, lächelte freundlich der Mond hernieder, wie zu-

*) 1876.

frieden sein Werk betrachtend, zu welchem von Ewigkeit her das göttliche Gesetz ihn bestimmt. Es regte sich nicht ein Laut in der weiten, weiten Natur. Still und träumerisch stand es da, das erhabene herrliche Bild, eine schlummernde Märchenwelt, über welcher die schimmernde Kuppel des nächtlichen Himmels sich wölbte.

Tief ergriffen von dem, was ich sah, hatte ich mich nicht weit von der Hütte auf ein Felsstück niedergesetzt, und da saß ich auch noch, als der Morgen bereits hereinbrach. Die herrlichen Eindrücke aber, die ich während dieser Zeit in mich aufnahm, versuchte ich wiederzugeben in dem nachstehenden kleinen Gedicht, dessen Dankesstrophen am Schluß dem soeben verlassenen St. Gertraud und seinen Bewohnern galten:

Einsam hin dort oben gleitet
Noch der Mond in milder Pracht,
Schimmernd um ihn ausgebreitet
Liegt die stille Sternennacht;
Alles noch im tiefen Traume,
Tiefe Ruhe überall
In dem weiten Weltenraume,
Friedlich schlummern Berg und Thal.

Rings die Höh'n in weitem Kranze
Schau'n gespenstisch angehellt
Von des Mondes fahlem Glanze —
Eine starre Geisterwelt!
Mächtig ragen die Gestalten
Aus den Tiefen dunkler Nacht,
Ihre weißen Häupter halten
Ernste, feierliche Wacht.

Still dahin die Stunden schleichen —
Nichts auf Erden hat Bestand,
Dem Naturgesetze weichen
Muß des Mondes Feenland;
Matter wird der Sterne Flimmern,
Glanzlos stirbt der Mond dahin,
Und des fernen Osten Schimmern
Kündet die Gebieterin.

Ihre Zeit, sie ist beendet,
Rings die Geisterwelt entflieht,
Von dem Himmelslicht geblendet,
Das im hellen Morgen glüht;
Aus den fernen Lichtesfluthen
Bricht es flammend roth hervor —
Glorreich mit der Fackel Guthen
Steigt die Herrliche empor.

In des Goldes lichtem Glanze,
Stolzen Haupt's, im Aether klar,
Rings herum im weiten Kranze
Glüht der Berge Riesenschaar;
Gleich gewaltigen Fanalen
Künden sie den jungen Tag,
Und es grüßt die Morgenstrahlen,
Was noch jüngst im Schlummer lag.

Alles jauchzet froh entgegen
Dem Erwachen der Natur,
Es beginnet sich zu regen
Ueberall in Wald und Flur;
Und auch ich mit frischem Muthe
Schreite in die Welt hinaus —:
„Habe Dank für alles Gute,
Lebe wohl, Du gastlich Haus!"

Ich hatte mich inzwischen erhoben, den Tornister wieder aufgeschnallt und den Alpstock zur Hand genommen. Der Tag war vollends erwacht und man konnte nun um sich schauen. Ein Gewirr von Morainen und Gletschern, von Gipfeln und zahllosen Felsköpfen trat zunächst den Blicken entgegen, in welches erst ein längeres Betrachten und ruhiges Studium der Karte einige Klarheit zu bringen vermochte. Ich hatte mich so alsbald mit der Lage der Schöntauf-Spitze wie der des Ebenwandferner genauer bekannt gemacht. Dem Gletscher fiel die Aufgabe zu, mich zur Paßhöhe hinaufzuführen, die der Karte nach wiederum zur Rechten jener Bergspitze liegen mußte. Der am Rande zum Theil mit Steinen und Felsschutt bedeckte

Ferner hatte nur eine Winkelneigung von einigen zwanzig Grad und war fast durchgängig schneefrei. Bald kam ich an tiefe Schründe, die hindernd sich in den Weg stellten. Bevor ich mich allzu weit in die eisigen Irrgänge vorwagte, entdeckte ich noch zeitig genug, daß ich mich von der eigentlichen Richtung zu weit nach rechts hin entfernt und mich mehr an der linken Seite des Gletschers zu halten hatte, die völlig spaltenfrei war. Es marschirte sich jetzt vortrefflich, schon nach anderthalb Stunden vermochte ich, nicht allzuweit zur Rechten der Schöntaufspitze, die Paßhöhe zu erkennen. Gegen sieben Uhr war der Ferner passirt; nur wenige Schritte noch, und ich stand auf dem Uebergangspunkt des 10000 Fuß hohen Joches.

Der Blick nach der anderen Seite beschränkte sich lediglich auf das vorhin genannte Martellthal. Mit hügeligem Weideterrain von sterilem Ansehen beginnend, zu dem von der Paßhöhe aus steile Schieferwände hinabführten, war es weiter nach unten hin von bewaldeten Höhen umschlossen, zwischen denen sich hier und da kleine Wiesenflecke markirten. Hinter mir, ein großartiges Bild, lag die mächtige Ortlergruppe in der ganzen Pracht ihres Aufbaues. Mit Rücksicht auf den weiten Marsch, der mir noch für heute bevorstand, verzichtete ich auf die Besteigung der benachbarten Schöntaufspitze, deren Gipfel von hier nicht mehr wie dreiviertel Stunden entfernt liegt, und begnügte mich mit dem schönen und lohnenden Aussichtspunkt, auf dem ich mich zur Zeit befand, holte meinen Proviant hervor, ließ mich unmittelbar auf der Schneide auf einer der Felsplatten nieder und widmete die Zeit der Erholung dem Ortler und seinen Gefährten.

Ihnen galt auch mein letzter Gruß, als ich nach beendeter Rast in der Richtung nach dem Martellthal die steilen Hänge hinabstieg. Bald gelangte ich an mächtige Abstürze, die nicht zu passiren waren; nur an einer Stelle der Wand zog sich eine, zum größten Theil noch mit Schnee gefüllte Felsspalte ziemlich jäh in die Tiefe hinab. In Ermangelung eines besseres Ausweges begann ich an der abschüssigen Fläche mit Vorsicht hinabzusteigen; aber schon nach wenigen Minuten machte eine von oben aus nicht sichtbar gewesene Kluft, die in horizontaler Richtung das schmale Schneefeld durchlief, den ferneren Ab-

stieg unmöglich. Ich änderte jetzt meinen Plan und schritt zur Rechten des Schneefelds an der oberen Felswand hin, wo ich bald zu einem Abhang gelangte, bestehend aus Schieferplatten, die stufenartig sich folgten, sodaß man bequem und gefahrlos zur Alp hinabsteigen konnte.

Die Hoffnung, hier möglichenfalls noch Schafhirten anzutreffen, um über den weiteren Weg Erkundigungen einzuziehen, sollte leider sich nicht bestätigen. Allerdings war das spärliche Gras von einer Beschaffenheit, die selbst den anspruchslosesten Hammel mit Entsetzen erfüllen mußte. So wanderte ich denn einstweilen in der Richtung der Thalverlängerung das öde Plateau entlang, bis ich später einen Fußweg erreichte, der an steinigen Halden sich hinabwindend, bei einem kleinen Gebirgsbach endete. Ein Steg war nicht zu entdecken, ich mußte eine Stunde lang wohl durch Knieholz und dichtes Gestrüpp zur Linken des schäumenden Wassers mit Mühe den Weg mir suchen; erst später, nachdem ich zuvor den Bach übersprungen hatte, gelangte ich zu einem Saumpfad, der durch hohes Nadelgehölz hinab zur Thalsohle führte.

Es war gegen zwölf Uhr Mittags, als ich endlich die Freude hatte, dem ersten Menschen zu begegnen. Er erschien in Gestalt eines Gaisbuben, der hart am Ausgange des Waldes vor einem Viehstall gelagert und mit einem Butterbrod von namhafter Größe beschäftigt, vergnüglich kauend mich anstarrte. Leider konnte der Knabe meinem Wunsch nach einem Glase Milch nicht entsprechen, dagegen vertröstete er mich auf das noch anderthalb Stunden entfernt gelegene Dorf Gand, wo ich Alles vorfinden würde, was irgend an Speise und Trank zu des Menschen Bedürfniß gehört.

Ob es dem Gasthaus zu Gand gelang, dieser sehr optimistischen Auffassung des Gaisbuben zu entsprechen, lasse ich hier dahingestellt sein; in jedem Fall war man bemüht, seiner Empfehlung Ehre zu machen.

Nachdem ich zu Mittag gespeist und weitere zwei Stunden gewandert, gelangte ich zum Ausgang des Thales und von hier auf der Vintschgauer Landstraße gegen Abend zum Orte Latsch, wo ich im

Gasthof zum Hirsch Quartier nahm. Nach dem Nachtessen saß ich noch lange bei herrlichem Mondenschein auf der hölzernen Bank vor dem Hause in Gesellschaft verschiedener Schönen, die sich hier versammelt hatten, um bei Zitherspiel und Gesang den Abend möglichst angenehm zuzubringen.

Anderen Morgens belehrte mich schon ein flüchtiger Blick aus dem Fenster, welcher Genuß mir zunächst bevorstand. Genau wie vor einigen Tagen zog sich auch heute die Straße nach Meran als lange endlose Staublinie durch den üppigen Thalboden hin. Ich benutzte in Folge dessen die des Weges kommende „Blamage", hier zu Lande Stellwagen genannt, und rumpelte so allmälig dem berühmten Kurort entgegen.

Die nicht zu verkennenden Vorzüge, die Meran durch seine geschützte Lage, wie durch sein mildes, für Kranke so wohlthätiges Klima für den Winteraufenthalt gewährt, zeigten sich bei jetziger Jahreszeit allerdings im entgegengesetzten Lichte. Durch keinen Luftzug gemildert, verbreiteten die Sonnenstrahlen eine wahrhaft sengende Gluth. Auch die zur Stunde noch leer stehenden, zum Theil geschlossenen Hotels, wie die vereinsamten Promenadenwege, waren kaum dazu angethan, einen gewinnenden Eindruck zu machen.

Nach eintägigem Aufenthalt fuhr ich weiter über Bozen nach Atzwang. Ich beabsichtigte, den Schlern zu besteigen und zu diesem Zweck noch vor Abend das 2000 Fuß über Atzwang, am Fuß des genannten Berges gelegene Völs zu erreichen, um dort über Nacht zu bleiben.

Zwei Stunden behaglichen Steigens brachten mich hinauf zu dem Oertchen, dessen altehrwürdige Bauart und wahrhaft großartige Lage unwillkürlich das Auge fesseln. Besonders schön präsentirt sich von hier aus der Schlern, dessen dunkle, schroffe Wände aus rothem Dolomitgestein in unmittelbarster Nähe den grünen Matten entsteigen. — Das ziemlich dürftige Wirthshaus stand leider wenig im Einklang mit den eben genannten Vorzügen. Mit Ausnahme von Salami-Wurst war eigentlich nichts zu haben. Gewunden wie ein Pfropfenzieher, war die Wurst überdies so steinhart, daß jeder einigermaßen

erfahrene und gewiegte Kriminalkommissarius sie für ein Mordinstrument ohne Weiteres erklärt haben würde.

Dennoch sollte mein Aufenthalt hier sich mehr in die Länge ziehen, als unter solchen Umständen erwünscht war. Nicht lange nach Mitternacht entlud sich ein schweres Gewitter und der Regen stürzte in Strömen. Trotzdem sich die Luft augenscheinlich von Stunde zu Stunde mehr, und schließlich bei Anbruch des Tages fast bis zum Gefrierpunkt abkühlte, hielt doch das Gewitter beinahe bis elf Uhr Vormittags an.

Das Bild, das sich nunmehr darbot, konnte kaum deprimirender sein. Der Schlern war vom Fuß bis zum Scheitel über und über mit Schnee bedeckt, der in den höher gelegenen Partien, sowie in der engen Schlucht, die allein den Aufstieg ermöglicht, einige Meter hoch liegen mochte. An eine alsbaldige Besteigung war somit gar nicht zu denken, ich konnte nur wünschen und hoffen, daß die Witterung am nächsten Tage den nunmehr gefaßten Plan, über Seiß und die Seißer Alp nach Campitello zu wandern, nicht von Neuem wieder durchkreuzte.

Meine Wünsche hatten sich erfüllt, die Sonne schien hell und freundlich und draußen sangen die Vögel, als ich am anderen Morgen vor die Thüre des Gasthauses trat. Gar prächtig hoben sich die Formen des schneeüberdeckten Schlern vom tiefblauen Himmel ab und schauten verwundert hinaus in die völlig veränderte Landschaft. Es herrschte eine bittere Kälte, ein Umstand, der mich bewog, mit dem Aufbruch nicht länger zu zögern.

Bald nach sieben Uhr in Seiß angelangt, vergönnte ich mir soviel Zeit, mich für die stattgehabten Entbehrungen einigermaßen wieder zu entschädigen. Der von hier ab weiter hinauf zur Seißer-Alp führende Weg war zum Theil noch vom Regen erweicht; ich gebrauchte über zwei Stunden, um den Anfang der Alp zu erreichen.

Aber welch' ein trauriges Bild bot hier sich den Blicken dar! Wo vor Kurzem noch Hunderte von stattlichen Rindern geweidet, war Alles wie ausgestorben. Das Vieh war abwärts getrieben, die Menschen waren verschwunden. So weit das Auge reichte, sah man

nur eine endlose weiße, durch nichts unterbrochene Schneefläche. Ungeachtet der guten Specialkarte wäre es dennoch schwierig gewesen, das zunächst zu passirende Wirthshaus zum Mahlknecht aufzufinden, wenn nicht menschliche Spuren im Schnee das Innehalten der Richtung um Vieles erleichtert hätten. Auf der einförmig ebenen Fläche durch stellenweis fußhohen Schnee nicht ohne Mühe dahinschreitend, mochte ich ungefähr drittehalb Stunden von Neuem zurückgelegt haben, als ich unmittelbar zur Linken, zwischen niederem Hügelterrain, das genannte Wirthshaus entdeckte.

Eine einfache Sennenwirthschaft nur, macht der „Mahlknecht" nichtsdestoweniger einen netten, sauberen Eindruck; speciell imponirte mir der gute Tiroler Wein, der jetzt nach der langen Schneewanderung besonders willkommen war. Ueberdies hatte ich noch die Freude, zwei junge Italienerinnen in der Gaststube anzutreffen, die auch nach Campitello wollten und genau mit dem Wege bekannt waren; bei den jetzigen Schneeverhältnissen immerhin eine angenehme und werthvolle Acquisition.

Die eigentliche Seißeralp hat hier beim „Mahlknecht" ein Ende; es ging nun durch tiefen Schnee steil hinauf der Jochhöhe zu. Die Röcke hoch aufgeschürzt, verblieben die beiden Mädchen, zwei heitere, gesprächige Wesen, mir immer rüstig zur Seite. Nach etwa dreiviertel Stunden überschritten wir die Höhe des Passes und stiegen hinab in das freundliche Duronthal. Ein Weg war nirgends zu sehen, der frischgefallene Schnee bedeckte die ganze Thalsohle. Erst später, nachdem wir uns bereits dem Fassathale genähert, ließ der Schnee allmälig nach und der wieder beginnende Weg führte bald durch üppige Wiesen, zwischen deren saftigen Gräsern große Mengen von Edelweiß ihre zarten Blüthen entfalteten.

Im Gasthaus zu Campitello, das den Namen Al Molino führt, wurde ich freundlich empfangen und hatte noch im Laufe des Abends genugsam Gelegenheit, die aufmerksame Bedienung wie die durchgängig gute Verpflegung gebührend schätzen zu lernen.

Ueber das Pordoijoch und den Passo Tra i Sassi nach Cortina d'Ampezzo; über den Passo Tre Croci nach Schluderbach und Lienz.

Von der lustigen Dienstmagd zum Abschied noch mit einem zierlichen Strauß von Alpenblumen beglückt, verließ ich am anderen Morgen gegen sieben Uhr Campitello, um über das Pordoijoch in das Livinalongothal nach dem Orte Pieve zu pilgern. In Folge des noch lagernden Schnee's erreichte ich erst nach vier Stunden die 7000 Fuß hohe Paßhöhe und stieg nach beendeter Rast, den mächtigen Monte Civetta von jetzt ab immer vor Augen, zum genannten Hochthal hinab.

Das Livinalongothal gehört unstreitig zu den schönsten Thälern der Alpen. Längs der malerischen Bergwand zur Linken, an entzückenden Punkten vorüber, auf bequemem Wege dahinschreitend, blickt man unmittelbar hinab in die wunderbar herrliche Thalschlucht, während drüben auf der anderen Seite gewaltige felsige Höhen mit jähen Wänden emporragen, über welche hinweg die Marmolada ihr stattliches Haupt erhebt. Als höchste der Dolomiten zeichnet solche sich ganz besonders durch Schönheit und Adel der Formen vor allen übrigen aus.

Pieve selbst, ein bescheidenes Dorf, wo ich drei Uhr Nachmittags eintraf, ist vielleicht der besuchenswertheste und schönste Punkt dieses Thales. Von der zu Seiten der Kirche, hart am Abgrund befindlichen Piazza blickt man nahezu völlig senkrecht gegen zweitausend Fuß tief hinab in den unten gelegenen Thalgrund, während hohe und steile Wände, bis zur Hälfte mit Tannen bedeckt, im Rücken der Ortschaft emporragen, welche letztere wie aus einem Rahmen aus dem Waldesgrün hier hervortritt.

Ein vorübergehender Regen am Morgen des nächsten Tages, des 28. August, ließ mich erst gegen neun Uhr aufbrechen — noch zeitig genug, um über den Paß „Tra i Sassi" nach Cortina d'Ampezzo zu gelangen. Es wurde mir ordentlich schwer, schon nach einer halben Stunde dieses herrliche Thal zu verlassen, um dem Seiten-Thale zu folgen, welches jetzt zur Linken sich aufthat. An der Stelle, wo letzteres sich abzweigt, erhob sich von einem Felsstück am Rande

des Weges ein Mann, der, nachdem er zuvor einen anscheinend mit eisernem Werkzeug gefüllten Sack noch schnell auf den Rücken geschwenkt, sich ohne Weiteres mir anschloß. Derselbe, ein Steinarbeiter, war ein alter, noch rüstiger Italiener von sehnigem Körperbau und intelligentem Gesicht. Binnen Kurzem hatte mein Begleiter nach Art solcher Leute ergründet, von woher ich gekommen, wohin ich zu gehen beabsichtige, und was für ein Landsmann ich sei. Die alleinige Bezeichnung „Deutscher" ließ ihn augenscheinlich noch kühl, er mochte vielleicht einen Oesterreicher in mir vermuthen; sobald er jedoch erfuhr, daß ich Preuße sei, sprach er mir seine Freude über unsere Begegnung aus und wurde des Lobes nicht müde über das ganze preußische Volk, über unsere brave Armee, über den siegreichen Kaiser Wilhelm und über den Fürsten Bismarck, welchen letzteren der gute Mann beharrlich „Biesemark" nannte. Von ihm wie von unserem Kaiser sprach der Alte mit tiefster Verehrung, man konnte wirklich nur staunen, wie gut unterrichtet der Mann über unsere Verhältnisse war, allerdings noch in höherem Maße über die seines Vaterlandes, auf welche ich nach einiger Zeit wie von ungefähr das Gespräch lenkte. Das hierbei zu Tage tretende gesunde und richtige Urtheil, mit dem er den staatlichen Vorgängen im Großen und Ganzen gefolgt war, war geradezu überraschend.

Im Laufe der Unterhaltung, während welcher, wie ich gestehe, die Gesellschaft meines Begleiters mich immer mehr interessirte, passirten wir den Ort Andraz mit der malerischen Burgruine und näherten uns allmälig dem Uebergangspunkt des 7000 Fuß hohen Joches. Mein redseliger Reisegefährte zeigte jetzt auf eine zur Rechten am Abhang gelegene Hütte, die er mir mit gewissem Stolz als seine Behausung vorstellte. Schon eben im Begriff, uns zu trennen, fiel uns ein Reiter auf, der langsam des Weges kam. Es war augenscheinlich ein Engländer, mit der Würde seiner Nation auf einem Maulesel sitzend, dessen Treiber zu Fuß nebenher ging. Anstatt das Gepäck indessen dem einen oder dem anderen der Genannten anzuvertrauen, saß der Sohn Albions, den vollgepfropften Tornister nebst Plaid auf dem eigenen Rücken, auf dem im gemessenen Schritt sich fortbewegenden Thiere, ein Anblick, der allerdings etwas sehr Ergötz-

liches hatte. Mit verschmitztem Lächeln mich ansehend und auf die sich nach und nach entfernende Gruppe deutend, konnte der Alte es nicht unterlassen, die eben nicht allzu zarte, indessen in diesem Fall verzeihliche Frage zu stellen: „Wer ist hier der Esel, mein Herr, der unten oder der oben?“ Wie es schien, von seiner Bemerkung in hohem Grade befriedigt, lüftete er noch einmal den Hut und war in wenigen Minuten den Blicken entschwunden.

Bald darauf erreichte ich die Paßhöhe nud sah jetzt zum ersten Mal in die neue Dolomitenwelt, die als prachtvolles Panorama im weiten Umkreis sich ausdehnte. Cortina war noch nicht sichtbar, überhaupt der Blick in das Thal durch Hügelterrain noch verdeckt. In dem nicht fern von der Paßhöhe, weiter unterhalb gelegenen Hospiz vergönnte ich mir einige Rast und setzte sodann meinen Weg in der bisherigen Richtung fort.

Je weiter man abwärts kam, um so mehr entwickelten sich die abenteuerlichen Formen der wunderlich oft gezackten und wild zerklüfteten Kalkalpen, deren höchste und mächtigste Gipfel, wie der schneebedeckte Cristallo, die Tofana und Croda Rossa, und weiterhin der Antelao mit dem nahe benachbarten Pelmo zur stattlichen Gruppe verschmolzen. Einen zauberhaften Anblick gewährten die gewaltigen rothen Wände des schön geformten Sorapis, welche oben und an den Seiten noch von dichtem Schnee umrahmt und jetzt von der Sonne beschienen, gleich feurig glühenden Kohlen inmitten der weißen Asche wie bengalisch beleuchtet hervortraten. Im weiten Thalkessel unten, von lachenden Wiesen umgeben, lagen dicht aneinander gereiht die freundlichen Häuser Cortina's, mit den eben genannten Höhen sich zu einem Landschaftsbild von seltener Schönheit vereinigend. Gegen vier Uhr betrat ich den kleinen, aber stattlichen Ort, um im Gasthof Aquila nera den Tag zu beschließen.

Mit der Wahl des Hotels hatte ich diesmal kein besonderes Glück. Zwei Katzen, sei es aus gegenseitigem tödtlichen Hasse oder aus überschwänglicher Liebe, vollführten während der Nacht unmittelbar unter meinem Fenster einen solchen Heidenspektakel, daß an Schlaf nicht zu denken war. Da ich ohnehin die Absicht hatte, den Wanderstab weiter zu setzen, verließ ich gegen drei Uhr Morgens

noch bei Sternenhimmel Cortina, um mich über den Paß Tre Croci nach Schluderbach zu begeben. Der Weg stieg anfänglich sanft durch dichten Lärchenwald aufwärts, um späterhin über Gestein und welliges Wiesenterrain sich steiler emporzuziehen.

Nach drittehalbstündigem Marsch erreichte ich den Uebergangspunkt des 6000 Fuß hohen Passes. Der Tag brach soeben an, der Gipfel des Monte Cristallo erglühte bereits in den ersten Strahlen der Sonne. Aus ihrer Ruhe gescheucht, zerstoben die Morgennebel und flüchteten in die Schluchten, und die nahen Wälder ringsum strömten ihren balsamischen Duft aus. Mit stiller ernster Feier empfing die gesammte Natur den kommenden jungen Tag.

Einige Zeit noch dem Fußwege folgend, gelangte ich alsbald zu der Stelle, wo man diesen verläßt, um pfadlos quer durch den Wald, durch stellenweis sumpfiges Terrain, in ungefähr fünfzehn Minuten auf die große Straße zu kommen. Kurz zuvor hat man noch einen Blick in das malerische Val Buona, an dessen nördlicher Seite, aus dunklem Gestein gebildet, einer riesigen Mauer gleich, gewaltige Felswände aufsteigen, die in ihrer, von keiner Schlucht oder Senkung durchbrochenen Front einen großartigen Anblick gewähren.

Bald nach Betreten der Straße erreichte ich den 5000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen, zum Theil von bewaldeten Höhen umschlossenen Mesurinasee. Hart am Uferrand steht ein Häuschen, in welchem Milch oder Wein von einer Sennerin kredenzt wird. Ich ließ mir ein kleines Frühstück nach dem Tisch vor dem Hause bringen, um mich hier den idyllischen Eindrücken, die die lieblichen Umgebungen sowohl wie die trauliche Stille hervorriefen, in Muße widmen zu können. Es ging nicht der leiseste Luftzug, der See ließ als Spiegelbild des fernen Himmelsgewölbes das Auge in ein wunderbar klares, durchsichtiges Blau hinabschauen und das Wasser so als ein Becken von endloser Tiefe erscheinen. Der goldenen Regel gedenkend, schöne Augenblicke im Leben so lange als möglich zu genießen, verblieb ich volle drei Stunden auf jenem reizenden Plätzchen, bevor ich mich wieder auf den Weg machte.

Von nun ab führte die Straße in kaum bemerkbarer Steigung zum Col dell'Angelo hinauf, um sodann sich in mehrfachen Kehren

gegen Schluderbach hin zu senken, hinter welchem jetzt nach und nach die Croda Rossa hervortrat, eine stolze Felspyramide von rothem Porphyrgestein, deren jähe Wände fast senkrecht aus der Tiefe des Thales emporsteigen.

Von Schluderbach wanderte ich noch, mit Benutzung der Abendstunden, nach Toblach im Pusterthal und fuhr mit der Bahn nach Lienz, in der Absicht, mich am nächsten Tage nach Heiligenblut zu begeben und von dort aus den Glockner zu besteigen.

Im alten Hotel zur Post fand ich Alles in großer Aufregung. Ein junger Gelehrter aus Wien, der schon längere Zeit hier verweilte und durch sein bescheidenes Wesen sich die allgemeine Sympathie der Gäste erworben hatte, war wenige Tage zuvor bereits in aller Frühe von Lienz aus aufgebrochen, und zwar, um eine Alp zu besuchen, die für ihn in botanischer Beziehung von besonderem Interesse war. Obwohl noch Neuling im Bergsteigen, sowie ungeachtet der Warnung, die wegen ihrer felsigen Umgebung keineswegs gefahrlose Alp nicht ohne Führer zu betreten, hatte der junge Mann sich dennoch allein auf den Weg gemacht. Nur mit wenigem Proviant versehen, wurde er Mittags zurückerwartet und nicht ohne einige Besorgniß sein Ausbleiben aufgenommen. Als derselbe jedoch zum Abend und auch in der Nacht nicht heimkehrte, fing man an, das Schlimmste zu befürchten.

Beim ersten Grauen des Tages wurden einige der kundigsten Führer hinauf nach der Alp geschickt. Die Leute waren erschöpft und unverrichteter Sache am Abend zurückgekehrt. Jeder Winkel und jede Schlucht, in welche der junge Mann wohl hätte gerathen sein können, war nach allen Seiten hin durchsucht worden.

Die Besorgniß nahm stündlich zu. Nachdem man, noch immer die Hoffnung auf mögliche Rückkehr nicht aufgebend, auch noch eine zweite Nacht vergeblich gewartet hatte, wurden alle nur irgendwie zur Zeit disponiblen Männer, sowie einige Hirtenknaben, die mit dem Terrain vertraut waren, von der Obrigkeit aufgeboten, um nichts unversucht zu lassen, den Verschwundenen aufzufinden.

Nach langem Umherirren endlich gelang es noch in später Stunde einem der Hirtenknaben, auf einem nur äußerst schwer zugänglichen

Felsvorsprung den Vermißten zu finden, aber nicht mehr den jüngst noch so frischen, lebenslustigen Mann, sondern nur noch die Leiche desselben. Die letztere lag auf dem Rücken der Länge nach hingestreckt, den Kopf an einen mit Moos überdeckten Felsen gelehnt, wie wenn der Verstorbene sich hier vor Erschöpfung niedergelegt hätte und allmälig entschlummert wäre. Am Körper war keinerlei Art von Beschädigung wahrzunehmen, auch konnten die seitens der Behörde hinzugerufenen Aerzte keine Verletzungen konstatiren. Geld, Brieftasche, Uhr u. s. w. war alles noch unberührt und somit jeder Verdacht eines Raubanfalls ausgeschlossen. Wie der junge Mann überhaupt auf jenen, für Geübtere selbst schwer zu erreichenden Vorsprung gekommen, blieb immerhin unerklärlich, dagegen war es begreiflich, daß er, erst einmal dort, den richtigen Ausweg nicht fand, um wieder zur Alp zu gelangen. Es hatte der Unglückliche sich mit einem Worte „verstiegen", das heißt, er hatte zuletzt nicht mehr vor noch rückwärts gekonnt und war so, fern von menschlicher Hülfe, elend umgekommen.

Ueber das Berger- und Kalser Thörl nach Windisch-Matrei; über die Velber Tauern nach Neukirchen im Pinzgau.

Erdrückend schwül war die Luft, mit welcher der letzte Tag des Monats August sich einführte, und die Aussicht auf gutes Wetter keine eben sehr hoffnungsvolle. Bald nach acht Uhr begab ich mich langsam zum Gasthaus zur Wacht hinauf und wanderte weiter von hier durch schattige Waldpartien, an Winklern und Stampfen vorüber nach dem Oertchen Döllach im Möllthal. Der Himmel hatte sich inzwischen in dichte Wolken gehüllt, und als ich nach neunstündigem Marsch gegen Abend Heiligenblut erreichte, war von den Bergspitzen nichts mehr zu sehen und der Regen ergoß sich in Strömen.

Ich war heute hier der einzige Fremde, alle übrigen waren geflüchtet, nur einige Bergführer fand ich vor, die augenblicklich unbeschäftigt und auf den verschiedenen Bänken der Gaststube aus-

gestreckt, sich nicht wenig zu langweilen schienen. Von ihnen erfuhr ich denn auch, daß während der letzten Tage in den Bergen viel Schnee gefallen und somit für die nächste Zeit an eine Besteigung des Glockner schwerlich zu denken sei.

Eine nicht sehr erfreuliche Nachricht! In den Zimmern der Gastwirthschaft war es unbehaglich und kalt, die Betten erfreuten sich nur der allernothdürftigsten Decken und waren feucht von der Witterung; draußen herrschte ein dichter Nebel und es regnete fort und fort; es war heute in Heiligenblut so ungemüthlich wie möglich.

Erst um neun Uhr am anderen Morgen ließ der Regen allmälig nach, während der Nebel noch immer anhielt und nur die nächste Umgebung nothdürftig erkennen ließ. Angesichts der Unmöglichkeit, bei derartiger Witterung in unbekanntem Terrain sich allein zurecht zu finden, engagirte ich Anton Wallner, den Obmann der hiesigen Führer, um mich noch im Laufe des Tages über das 8000 Fuß hohe Berger Thörl hinüber nach Kals zu begleiten.

Wir brachen gegen zehn Uhr auf und stiegen durch dichten Nebel zum Theil auf leidlichem Wege an der steilen Bergwand empor. Nach Verlauf von anderthalb Stunden erreichten wir das Leiterthal und mit ihm den berüchtigten Katzensteig, einen an sich ganz harmlosen Pfad, der in ziemlich genügender Breite fast immer horizontal an niedrigen Felswänden hinläuft und doch seltsamer Weise den Ruf einer Schwindelpartie genießt. Derselbe war bald passirt und wir gelangten nach kurzer Zeit zu den ärmlichen Leiterhütten, bescheidenen Sennwirthschaften, in denen wir Brod und Käse sowie etwas Milch bekamen.

Von nun ab führte der Weg durch ödes, steiniges Terrain immer schroff und steil in die Höhe. Sonst pflegt hier der Blick auf den Glockner und sein herrliches Gletschergebiet für die Einförmigkeit zu entschädigen, ein Vorzug, auf den man heute, wo Alles im Nebel lag, natürlich verzichten mußte. Nachdem wir noch über eine Stunde durch fußhohen Schnee gestiegen, erreichten wir um vier Uhr die Paßhöhe, ein langes und steiniges, von niederen felsigen Hängen zu den Seiten begrenztes Plateau.

Ein eisiger Wind empfing uns, der auf wenige Augenblicke den

Nebelschleier zerriß. Man vermochte jetzt zu erkennen, daß am Ende des Paßüberganges sich zur Rechten ein Thal aufthat, in welchem der weitere Abstieg sich deutlich verfolgen ließ. Allerdings hatte diese Vergünstigung nur kurze Zeit gedauert, aber immerhin lange genug, das soeben empfangene Bild im Gedächtniß behalten zu können; bald schloß sich die Lichtung wieder, der Nebel verdichtete sich zu schwarzen düsteren Massen, und ein schneidender, Mark und Bein allmälig durchdringender Schneesturm trieb uns die scharfen, spitzigen Flocken seiner eisigen Niederschläge mit gewaltiger Wucht entgegen. Kaum vermochten wir die Augen zu öffnen und gegen die entfesselte Wuth des Unwetters anzukämpfen.

Dem Führer mochte es ganz lieb sein, daß ich ihn jetzt, wo ich über den Abstieg vollkommen im Klaren war, mit freundlichem Dank verabschiedete und ihm gestattete, heimzukehren.

Auf mich selbst nunmehr angewiesen, nahm ich Sicherheitshalber den Taschenkompaß zur Hand, um genau in der Richtung zu bleiben. Ohne sich eine Pause zu gönnen, mit unverminderter Kraft, raste ununterbrochen der Schneesturm über die schutzlose Fläche dahin. Ungeachtet der wollenen Handschuhe erstarrten beinahe die Hände und ein Eispanzer deckte alsbald die ganze Front des Körpers. Nur mit Aufbietung aller Energie vermochte ich dem Andrang des Sturmes auf die Dauer zu widerstehen.

Nach halbstündigem schweren Kampfe erreichte ich endlich den Punkt, wo man abwärts zu steigen hatte. Mit jedem Schritt in die Tiefe ließ der Anprall des Sturmes nach, und als die untere Bergwand zur Rechten erst einmal gewonnen, war ich völlig aus seinem Bereiche. Auch der Nebel fing an, sich zu lichten, und der bald beginnende Pfad beseitigte jeden Zweifel, auf dem richtigen Wege zu sein.

Ich klopfte, so gut es ging, die Eisrinde von der Bekleidung, entledigte mich der Gamaschen, nahm stehend wenige Schluck Wein, sowie einige Bissen Brod, und stieg dann rüstigen Schrittes an der Berglehne weiter abwärts. Um sechs Uhr in Kals angelangt, fand ich hier beim Glocknerwirth eine sehr behagliche Aufnahme und ent-

schädigte mich durch trefflichen Gemsenbraten und guten alten Tiroler für die eben überstandenen Strapazen.

Es regnete die Nacht hindurch beinahe ununterbrochen und hörte erst gegen Morgen auf. Die Bergwände blieben zum Theil noch immer in Nebel gehüllt, nur der untere Thalgrund war frei. Ich gedachte über das Kalser Thörle nach Windisch Matrei zu wandern und brach gegen acht Uhr auf. Durch grüne Wiesengelände, späterhin durch Tannenwald ansteigend, gelangte ich nach kurzer Zeit in die obere Nebelschicht, wo die richtige Auswahl der Wege allerdings etwas schwierig war. Sehr erwünscht kam mir da ein Mädchen von etwa zehn Jahren, das zu Seiten des noch jüngeren Bruders am Fuß eines Baumstammes gelagert, das Weiden einiger Schafe und Ziegen mit Aufmerksamkeit überwachte. Auf meine Frage erklärte sich das Kind mit großem Vergnügen bereit, mich zum Ausgang des Waldes zu bringen, und übernahm, nachdem es dem Bruder die Aufsicht der Thiere noch besonders an's Herz gelegt, auch ohne Weiteres die Führung.

Meine kleine Begleiterin hatte bald das Heft des Gespräches allein in die Hand genommen; ich kannte in wenigen Minuten die ganze liebe Verwandtschaft und wußte auch, daß der Vater ein hübsches, schneeweißes Lamm als Eigenthum ihr bestimmt habe, wenn sie immer recht artig sei. Bei dem kindlich frohen Geplauder war die Zeit im Umsehen vergangen und ich bedauerte fast, daß der Wald, der mit jedem Schritt lichter wurde, schon so schnell seinem Ende nahte. Bald hatten wir den Weg erreicht, der direkt zur Paßhöhe führt. Die Kleine verabschiedete sich jetzt und eilte in lustigen Sprüngen den steilen Abhang hinab wieder munter dem Walde zu.

Um elf Uhr gelangte ich hinauf zu der 7000 Fuß hohen Paßhöhe, die sich durch den schönen Blick auf den Glockner und Groß-Venediger eines gewissen Rufes erfreut. Bei den heutigen Witterungsverhältnissen war von alledem nichts zu sehen; dichter Nebel verhüllte die Aussicht und ließ kaum das nur wenige Schritte entfernte Häuschen erkennen, das man in Kals als Erfrischungshütte mir besonders empfohlen hatte. Leider fand ich die Thür geschlossen

und ein längeres vergebliches Pochen enthielt den Beweis, daß Niemand anwesend sei.

Schon Willens, weiter zu wandern, sah ich vor mir eine weibliche Gestalt durch den Nebel heraufkommen, die sich langsam der Paßhöhe näherte. Wie sich herausstellte, war es die Magd des Gastwirths zu Windisch-Matrei, die im Begriff stand, im Tragekorb Gemüsse verschiedenster Art dem Bergschlosse zuzuführen. So wurde ich schließlich denn noch auf das Allerbeste bewirthet und konnte mich noch nach Tische in aller Gemüthlichkeit ein Stündchen am Herdfeuer wärmen.

Nachdem ich mich später überzeugt, daß alles Warten vergeblich und auf eine Klärung des Himmels kaum noch zu rechnen sei, begab ich mich wieder auf den Weg und stieg in anderthalb Stunden bei ununterbrochenem Nebel nach Windisch-Matrei hinab.

Auch der Morgen des 2. September brach trübe und unfreundlich an, die Berge blieben nach wie vor in dichte Wolken gehüllt und es fehlte jegliches Anzeichen eines baldigen Umschlags der Witterung. Nichtsdestoweniger entschloß ich mich, mich von hier über die Velber Tauern nach Mittersill zu begeben und brach gegen Mittag auf.

In sanfter allmäliger Steigung in der Tiefe des Thales fortlaufend, zog sich der Weg durch waldbedeckte, romantische Felspartien zu Seiten des Baches hin, der bald durch malerische Schluchten, bald durch Wiesenterrain, über Fels und Gestein hinweg gewaltsam den Weg sich bahnend, hier schäumend vorüber braust. Das Thal war still und verlassen und es lag eine gewisse Schwermuth in der Natur; nur das laute Rauschen des Wassers unterbrach die sonstige Ruhe und gab der ganzen Umgebung, sie gewissermaßen belebend, die Weihe der Poesie.

In beschaulicher Weise dahin wandernd, hin und wieder auch wohl an einzelnen Punkten verweilend, traf ich erst um fünf Uhr Nachmittags im Matreier Tauernhaus ein. An sich primitiv gebaut, besitzt dieser Unterkunftsort doch ganz erträgliche Zimmer, dagegen sah es mit der Verpflegung zur Zeit ziemlich dürftig aus. Mit Ausnahme von Brot und Käse sowie fabelhaft sauerem Wein war eigentlich nichts zu haben. Die Hühner hatten zum Theil bei der Kälte

nicht mehr gelegt und an Fleisch existirten nur noch die mumienhaften Beaureste irgend eines geräucherten animalischen Körpertheils. Ich ließ mir trotz alledem den Humor durchaus nicht verderben und entschädigte mich durch den Genuß, den diese ebenso wilde wie romantische Einsamkeit in vollstem Maße gewährte. Mit Rücksicht auf die bevorstehende Wanderung ging ich zeitig zur Ruhe und war bei dem stillen Rauschen des dicht unter meinem Fenster vorüberfließenden Baches binnen wenigen Minuten entschlummert.

Sobald der Morgen graute, begab ich mich auf den Weg. Es war nur ein Grad Wärme und der Himmel noch immer bewölkt. Nach ungefähr einstündiger Wanderung den steilen Abhang hinauf erreichte ich ein hölzernes Kreuz, bei welchem der Baumwuchs aufhörte. Es öffnet sich hier ein ödes, mit Trümmern bedecktes Hochthal, welches, ab und zu sich verzweigend, in nicht unbedeutender Steigung hinauf zur Paßhöhe führt. Zwei kleine steinerne Hütten, an denen man vorüber kommt, berechtigen zu der Vermuthung, daß wohl an so Manchen schon das Bedürfniß herangetreten, gegen die wilden Geister der Berge hier Schutz und Obdach zu suchen.

Eine Stunde lang führte ein kleiner, zum Theil kaum sichtbarer Pfad durch Gestein und Felstrümmer aufwärts, dann begann allmälig der Schnee. Das schluchtenartige Hochthal verengte sich mehr und mehr und ein rauher, eisiger Wind durchfegte die trostlose Einöde. Obwohl noch in ziemlicher Entfernung, war die Jochhöhe deutlich erkennbar als schmaler, zwischen zwei Felskuppen sich scharf markirender Einschnitt.

Noch während ich mich eben freute, die Paßhöhe so unverdeckt und wolkenfrei anzutreffen, zog plötzlich, wie das ja oft in den Bergen zu geschehen pflegt, ein dichter Nebel herauf, der kaum noch die nächsten Umgebungen nothdürftig erkennen ließ. Es war mir eine Beruhigung, daß ich mir gerade noch kurz zuvor sowohl die Lage der Paßhöhe, wie verschiedene andere Punkte, an denen man vorüber mußte, genügend eingeprägt hatte. Dennoch hielt ich es für angezeigt, die nöthige Vorsicht zu üben, das heißt, mir für alle Fälle den etwaigen Rückweg zu sichern, indem ich mit Hülfe des Pickels zuweilen den

Schnee markirte oder aber von Zeit zu Zeit auf eines der größeren Felsstücke ein kleines Steinmännli setzte.

So stieg ich denn immer getrost durch die finstere Nebelnacht, dem heulenden Winde entgegen, die enge Felsschlucht hinauf. Ich konnte meines Erachtens kaum noch eine Viertelstunde vom Uebergangspunkte entfernt sein, als der Wolkenschleier sich theilte und in unmittelbarer Nähe, etwa hundert Fuß über mir, der oben erwähnte Einschnitt in seiner weißen Umkleidung am blauen Himmel sich abhob. In solchen schönen Momenten einer ebenso plötzlichen wie glücklichen Wendung der Dinge pflegen Eifer und Spannkraft zu wachsen, und so achtete auch ich nicht weiter des stellenweis knietiefen Schnees, noch der steilen Strecke, die mich noch von dem Ziele trennte, sondern drang unaufhaltsam vor und befand mich in kurzer Zeit auf der Paßhöhe der Velber Tauern.

Eine großartige, wilde Gebirgswelt umgab mich von allen Seiten. Der Himmel hatte sich geklärt und ließ auf die stattlichen, im Schneeschmuck prangenden Höhen der unmittelbaren Umgebung, wie hinunter auf die verschiedenen, hier sichtbaren Thalstufen schauen, die, je weiter nach dem Pinzgau hinab, um so schöner und üppiger begrünt, sich endlich in duftiger Tiefe im Waldesschatten verloren. Auch hinter mir hatten sich die Nebel zum größten Theil gelichtet, man erblickte zum ersten Mal die gewaltigen Gletscherströme wie den Gipfel des Groß-Venediger, der im schimmernden Strahlenglanz seiner Firnbekleidung aus dem Wolkenrahmen hervortrat. Nur vom Glockner war nichts zu sehen und der Himmel nach dieser Seite noch immer in Dunst gehüllt.

Zur Linken, hart an der Felswand, war bald eine Stelle gefunden, an der ich, leidlich vor dem Winde geschützt, den Proviant aus dem Tauernhaus in Ruhe verzehren konnte. Man hatte hier einen freien Blick nach der Seite hinab, wo mir nachher der Abstieg bevorstand, dessen Anfang allerdings nicht gerade sehr einladend aussah. Ein gewaltiges Felslabyrinth, noch mit tiefem Schnee überdeckt, aus welchem gleich Riffen im Meer das dunkle Gestein hervorragte, zog sich steil als zerklüftete Wand gegen zwölfhundert Fuß tief hinab, um erst weiter nach unten hin auf den dortigen Alpen zu endigen.

Sehr angenehm war diese Strecke in keinem Fall zu passiren, um so weniger, als hier die Schneemassen zum größten Theil ihre Entstehung den letzten Tagen verdankten, mithin nur locker sein konnten und mühsam zu überschreiten.

Zehn Uhr war bereits vorüber und die Zeit für den Aufbruch gekommen; ich hatte, ohne es zu wissen, auf dem 8000 Fuß hohen Sitze eine volle Stunde verweilt. Nachdem ich die langen Gamaschen zuvor erst noch angelegt und die Augen gegen den Schnee durch die dunkle Brille geschützt, begann ich den Abstieg. Recht behindernd waren hierbei die vielen verdeckten Löcher in den Zwischenräumen der Felsblöcke, da sich überall am Gestein, wo der Schnee allmälig erwärmt und von unten auf losgethaut war, tiefe Spalten gebildet hatten, die große Vorsicht erheischten. Ueberdies war es gar nicht leicht, sich auf weitere Strecken hinaus genügend zu orientiren, da in Folge der oft sehr steil sich abwärts ziehenden Wand für das Auge die Felsen sich deckten, und es kaum sich vermeiden ließ, hin und wieder an Stellen zu kommen, die nicht zu passiren waren. Es blieb dann nichts anderes übrig, als wieder zurückzukehren und sich einen anderen Weg durch das Felslabyrinth zu suchen. Wiewohl ich der Sicherheit halber erst genau mit dem Alpstock sondirte, bevor ich einen Schritt abwärts that, vermochte ich es nicht zu verhüten, daß ich hin und wieder bis über die Hüften einsank und es aller Mühe bedurfte, aus dem weichen, lockeren Schnee sich wieder hervorzuarbeiten.

Nach zweistündiger, harter Arbeit gelangte ich endlich hinab zu der oberst gelegenen Alp, dem sogenannten „nassen Boden.“ Die ziemlich heikle Passage lag glücklich nun hinter mir und ich konnte wieder behaglich, in der Richtung auf Mittersill zu, die Alpweiden abwärts schreiten.

Der Weg führte noch eine Zeit lang an der rechten Berglehne hin, dann ging es in steilem Zickzack direkt zur Thalsohle hinab und weiter zu Seiten des Baches nach dem malerisch gelegenen Schlößwend, dem Pinzgauer Tauernhaus.

Nach etwa einstündiger Rast und einem vortrefflichen Mahle, bei dem mich die junge Wirthin, eine stramme Tirolerin, deren kräftigen Hals eine sechsfache Perlschnur schmückte, in zuvorkommenster Weise

bediente, stieg ich vollends zu Thale und traf um fünf Uhr Nachmittags im Städtchen Mittersill ein.

Um die noch übrige Zeit zu benutzen und zugleich für den nächsten Tag einen kleinen Vorsprung zu haben, fuhr ich noch im Laufe des Abends mit der Pinzgauer Post bis Neukirchen, um dort über Nacht zu bleiben. Die heute zurückgelegte Wanderung mußte augenscheinlich dem Körper besonders zugesagt haben, selbst die heillosen Betten des Gasthofs vermochten nicht zu verhindern, daß ich vortrefflich schlief und durch keine Träume gestört wurde.

Ueber Kriml und die Gerlos in das Zillerthal; über das Pfitscherjoch nach Sterzing. Zum Königssee; über das Torennerjoch nach Golling und Salzburg.

Am Morgen des 4. September verließ ich gegen fünf Uhr Neukirchen und wanderte in westlicher Richtung auf der großen Straße nach Kriml. Mit Verzicht auf specielle Besichtigung der dortigen Wasserfälle begnügte ich mich damit, sie aus der Entfernung, und zwar gelegentlich des Aufstiegs nach der Gerlos hinauf zu bewundern, wo sich ohnehin für das Auge nur wenig von Interesse darbot. Um zehn Uhr überschritt ich die kahle, gegen 5000 Fuß hohe Jochhöhe, ein einförmiges Weideplateau, und gelangte zur Mittagszeit nach dem Orte Gerlos hinab.

Von hier aus führte der Weg durch schattige Waldpartien, an schönen Ausblicken vorüber, in drittehalb Stunden nach Zell, dem Hauptort des Zillerthales. Inmitten grünender Matten, von bewaldeten Höhen umschlossen, macht Zell einen sehr anmuthigen Eindruck, der noch durch das geistig geweckte und liebenswürdige Wesen, das die Bevölkerung des Zillerthales auszeichnet, gewissermaßen erhöht wird. Ich dinirte im Gasthof zur Post und wanderte noch gegen Abend durch den im üppigsten Baum- und Wiesengrün prangenden Thalgrund bis hinauf nach Mayrhofen, um hier über Nacht zu bleiben. Beim Wildauer, wo ich Quartier nahm, ging es heute sehr lustig zu, man tanzte, spielte und sang, und es mochte die elfte Stunde

schon lange vorüber sein, bevor die Töne verstummten und auch mir Gelegenheit ward, das Nachtlager aufzusuchen.

Da das Ziel für den folgenden Tag nicht fern lag, begab ich mich am anderen Morgen erst spät auf den Weg und stieg bei prächtigem Wetter das romantische Zemmthal hinauf, dessen Schönheit mit jedem Schritt immer mehr und mehr sich entfaltete. Bald erreichte ich die Dornaubergklamm, eine tiefe dunkle Schlucht, durch welche von Fels zu Fels in zahllosen Wasserfällen der wilde Zemmbach dahinbraust. Nicht mit Unrecht vergleicht man die Schlucht mit der Viamala in Graubündten. Vielleicht ist sie letzterer noch in sofern voranzustellen, als dort das Geräusch der Landstraße, sowie das Vorhandensein belästigender Individuen die schönen Eindrücke abschwächt, während hier das düster Erhabene der einsam gelegenen Klamm ergreifender an uns herantritt.

Im Begriff, die Schlucht zu verlassen, begegneten mir zwei Mädchen in hiesiger Nationaltracht, dem Anscheine nach Geschwister, von hohem stattlichen Wuchs und wahrhaft blendender Schönheit. In den kurzen und knappen Röcken elastischen Schrittes sich nähernd, erschienen sie als characteristische Typen zu der schönen Gebirgswelt hier. Ich nahm die Gelegenheit wahr, in Betreff des weiteren Weges einige Fragen an sie zu richten, was unwillkürlich Veranlassung zu einer längeren Unterhaltung gab. Es war in der That eine Freude, diese heiteren, frischen Naturkinder, die mit ihren blitzenden Prachtzähnen so fröhlich in die Welt hineinlachten, bei unserem Gespräch zu beobachten. Bevor sich die Mädchen verabschiedeten, betrauten sie mich noch mit Grüßen an die Wirthin der Breitlahneralp, wo ich heute zu nächtigen gedachte.

Um elf Uhr erreichte ich Ginzling, die letzte Dorfschaft des Thales. Ich ließ mir hier in der Laube des freundlich gelegenen Gasthauses ein bescheidenes Mittagsmahl auftischen, bei dem mir ein hiesiger Förster, der zufällig anwesend war, seine werthe Gesellschaft schenkte. Derselbe erzählte viel von seinen gar wundersamen und seltenen Jagderlebnissen, allerdings mit dem Mißgeschick, durch jedesmaliges Betheuern ihrer unanfechtbaren Wahrheit meine schon nicht sehr hohe Meinung von seiner Glaubwürdigkeit noch weiter herab-

zustimmen. Trotzdem war der Mann amüsant, so daß ich seinen Erzählungen nicht ohne Interesse zuhörte.

Die Witterung am heutigen Tage konnte gar nicht erwünschter sein. Der Himmel war wolkenlos und schaute freundlich herab auf die grün bewaldeten Höhen, hinter denen hin und wieder einmal eine weiße Spitze hervorlugte.

Nach weiterem zweistündigen Marsch durch wildromantische Landschaft gelangte ich zur Breitlahneralp, deren Sennhütten hier den Beschluß der menschlichen Wohnungen bilden. Der obere Raum eines kleinen, aus Holz aufgeführten Hauses, der einige Betten enthält, gewährt dem ermüdeten Wanderer ein gutes, reinliches Nachtlager, während unten ein freundliches Zimmer schon beim Eintritt erkennen läßt, daß man Fremde von Zeit zu Zeit an seinem Tische erwartet. Eine nette, gefällige Frau, zugleich die Empfängerin der mir jüngst übertragenen Grüße, fungirt hier als sorgliche Hausfee, zu jeder Stunde bereit, mit gutem Tiroler Wein und trefflicher Sennenkost, sowie mit den reichen Erzeugnissen eines zahlreichen Hühnervolkes, dessen wohlgeordnetes Staatswesen die selbstbewußt stolze Haltung eines mächtigen Hahnes verbürgt, ihrer Gäste Herz zu erfreuen. Vom schäumenden Bache bespült und von grün bewaldeten Höhen von allen Seiten umschlossen, gewähren die wenigen Hütten im einsamen Thalesgrund ein Bild des traulichsten Friedens.

Anderen Morgens, noch vor Tagesanbruch, verließ ich das stille Asyl und stieg durch Wald und Gestrüpp an stellenweis steilen Hängen hinauf zur Zamseralp. Von hier führt ein leidlicher Weg in der Richtung des Pfitscher Joches durch ein felsiges Hochthal aufwärts, dessen kahle Seitenwände den Blick nach außen hin abschließen.

Um neun Uhr überschritt ich die Paßhöhe, einen etwa 7000 Fuß hohen, ziemlich einförmigen Uebergangspunkt, der mit Ausnahme eines hübschen Blicks auf den nahe gelegenen Hochfeiler, nur wenig an Aussicht bietet. Nachher ging es steil hinab nach St. Jakob im Pfitscherthal, wo ich elf Uhr Vormittags eintraf.

Ich verweilte hier mehrere Stunden und ließ mir auf der Holz-Veranda des kleinen Gasthofs daselbst die Mahlzeit vortrefflich schmecken.

Dann dem Laufe des Baches folgend, der durch üppige Wiesengelände hier rauschend vorüberfließt, stieg ich zur unteren Thalstufe hinab und gelangte gegen 6 Uhr Abends nach der an der Brennerbahn in malerisch schöner Umgebung gelegenen alten Stadt Sterzing. Im ehrwürdigen Gasthof zur Post befand sich nur ein einziger Gast, ein junger englischer Maler, der noch mit der deutschen Sprache, wie es schien, auf dem Kriegsfuße stand, und meine ja allerdings nur bescheidenen Kenntnisse im Englischen sich möglichst zu Nutzen machte. Als Gegenleistung ließ er mich verschiedene Produkte seiner letzten Thätigkeit schauen, zum größten Theil Landschaftsbilder aus den nahen Tiroler Bergen, die, vortrefflich ausgeführt, so manche liebe Erinnerung in meinem Gedächtniß wachriefen.

Anderen Morgens fuhr ich bei Zeiten mit der Bahn nach Innsbruck. Mit den vielfachen Sehenswürdigkeiten dieser historisch wie kunstgeschichtlich so hochinteressanten Stadt schon aus früheren Jahren bekannt, verwandte ich die Zeit meines Hierseins zum Besuch der schönen Umgebungen, an denen Innsbruck vermöge seiner Lage eine so reiche Abwechslung bietet.

So vergingen volle vier Tage; erst am 10. September Vormittags sagte ich der Hauptstadt Tirols Lebewohl, begab mich per Bahn über Wörgl nach St. Johann und wanderte von dort nach Waidringen. Noch während des Mittagessens fing es tüchtig zu regnen an, so daß es beinahe vier Uhr wurde, bevor ich mich wieder auf den Weg machte. Ein Regenbogen hatte sich inzwischen als gewaltiges Himmelsthor in der Richtung auf Loofer zu quer über das Thal gespannt, wie zum Eintritt nach dorthin einladend, und ich wanderte nun durch die von Dünsten befreite und wieder erquickende Luft, umgeben von einer schönen und malerischen Gebirgsnatur, auf der großen Landstraße hin.

Bald nachdem ich Loofer passirt hatte, ging die Sonne unter, und nicht lange darauf entfalteten sämmtliche Gipfel der nach Unken zu gelegenen Berge ein großartiges Alpenglühen. Wie in stetem Wogen begriffen und mit feurigem Roth übergossen, erschienen die zahllosen Spitzen als glühendes Flammenmeer hoch über dem düsteren Bereich der darunter liegenden Felswände; sie riefen dabei eine Licht-

und Farbenwirkung hervor, deren unvergleichliche Pracht in nur annähernder Weise zu schildern keine Feder im Stande sein dürfte. Was sind alle Illuminationen oder sonstigen Beleuchtungen der Menschen gegen solch' ein erhabenes Schauspiel der allgewaltigen Natur, welche hier, die geheime Werkstatt dem irdischen Auge entziehend, bei fast schon nächtlichem Himmel urplötzlich und unerwartet eine feurige Gluthenwelt der Erde entsteigen läßt, die gleich einem Phänomen in den Lüften zu schweben scheint und deren erhabener Anblick das menschliche Herz zu stummer Bewunderung hinreißt. — Nach kaum zehn Minuten war die hehre Erscheinung vorüber und über das schlummernde Reich der wieder erloschenen Gipfel begann allmälig die Nacht ihre dunklen Schleier zu ziehen.

Es war inzwischen acht Uhr und völlig finster geworden, als ich schließlich in Unken anlangte. Das Gasthaus daselbst war insofern für mich von Interesse, als mein alter Freund G. aus Guernsey hier vor Jahren mit seiner Frau sehr angenehme Wochen verlebt hatte. Mein Freund hatte seiner Zeit mir viel von der Schwarzbach-Klamm und deren Schönheit erzählt, sowie von dem Sonntagshorn, welches trotz der nur mäßigen Höhe von etwa 6000 Fuß einen großartigen Rundblick gewähre. Es war meine Absicht gewesen, beide Punkte auch zu besuchen, doch mußte ich leider diesen Vorsatz aufgeben. Es regnete volle zwei Tage, und als am Morgen des dritten das Unwetter endlich nachließ, ergab sich, daß es rings in den Bergen bis tief hinunter geschneit hatte. Ich entschloß mich demgegenüber, durch die Ramsau über Berchtesgaden dem Königssee zuzusteuern.

Ungeachtet des stetigen Regens hatte ich doch Gelegenheit gehabt, mich von der günstigen Lage Unkens genügend zu überzeugen. Sich an schattige Waldungen anlehnend und von malerischen Höhen umschlossen, demnächst an der Straße gelegen, wie im Besitz eines guten Gasthofs, dürfte sich Unken wie nur wenige Orte zum Aufenthalt für Familien, die still und zurückgezogen in schöner Gebirgsnatur in Behaglichkeit leben wollen, ohne deshalb sich von der Welt wie abgeschnitten zu fühlen, nach jeder Richtung hin eignen.

Die Wanderung nach Berchtesgaden nahm volle fünf Stunden in Anspruch. Der beliebte Luftkurort hatte immer noch viele Fremde;

Gasthöfe wie Pensionen waren zum Theil noch sehr überfüllt. Mit Rücksicht auf die nebelige Witterung, die nicht dazu angethan war, der Umgebungen sich zu erfreuen, begab ich mich bald nach Tische hinunter zum Königssee, um dort über Nacht zu bleiben. In dem Gasthause hart am Ufer fand ich sehr behagliche Aufnahme und benutzte noch die Abendstunden, eine Fahrt auf den See zu machen.

Gewaltige dunkele Felswände, die sich unmittelbar aus dem Wasser beinahe senkrecht erheben und den Königssee von allen Seiten umschließen, verleihen demselben ein eignes, melancholisch ernstes Gepräge. Unstreitig gehört dieser See zu den schönsten der Alpenwelt; man kann sich immerhin vorstellen, daß so Mancher, wenn er allein, oder aber in lieber Gesellschaft im leicht beweglichen Nachen mit lautlosem Ruderschlag über die spiegelnde Fläche dahintreibt, eine gewisse Poesie empfindet; doch darf er dann eben nicht an Menschen gebunden sein, die ihm fremd oder gleichgültig sind und die schönen Eindrücke stören. Leider bleibt diese letztere Bedingung hier ein Gegenstand frommer Wünsche. Der ganze See ist verpachtet, man erhält obligatorisch, man mag nun wollen oder nicht (mit Rücksicht auf gewisse Gefahren, die indessen der Königssee mit sämmtlichen Alpenseen theilt), einige Fährleute beigesellt, die in erster Linie bestrebt sind, das gewöhnliche Ziel der Fremden, das Schloß St. Bartholomä, in kürzester Zeit zu erreichen, um sich dort mit einigen Schoppen ihre Mühen lohnen zu lassen. Auch den Rückweg pflegen diese Leute, zum Theil unter müßigem Geschwätz, in gleicher Art zu beschleunigen, sich allenfalls soviel Zeit lassend, dem Fremden, wenn sich derselbe nicht rechtzeitig energisch wahrt, ein Echo zu oktroyiren, welches einer der Ruderknechte, natürlich gegen gute Bezahlung, mit einer alten Reiterpistole den nahen Felswänden abringt.

Die Absicht, am anderen Morgen schon frühzeitig aufzubrechen, um über das Torennerjoch, einen 6000 Fuß hohen Paß, nach dem Städtchen Golling zu wandern, wurde leider durch den dichten Nebel, der bei Tagesanbruch bereits über Berg und Thal sich gelagert, einige Stündchen hinausgeschoben. Erst gegen zehn Uhr Vormittags

begannen sich die Wolken zu lichten, so daß ich der Meinung war, nicht länger säumen zu dürfen.

Der sich anfänglich durch Gehölz ziemlich steil emporziehende Pfad führte bald auf freieres Terrain, von welchem man trotz des Nebels hier und da entzückende Blicke hinab auf den Königssee, so wie auf den jenseits des See's sich stolz erhebenden Watzmann und die umliegenden Höhen hatte, deren Gipfel fast ohne Ausnahme sich hatten bequemen müssen, ihr Winterkleid anzulegen.

Bei der zur Zeit schon geräumten, ungefähr auf halber Höhe gelegenen Königsbergalp, die ich kurz vor Mittag passirte, begann allmälig der Schnee, für diese Region sowohl wie für jetzige Jahreszeit eine gewiß abnorme Erscheinung. Die Umgebung nahm immer mehr einen öden Character an, jeder Pfad hatte aufgehört und nach allen Seiten hinaus sah man nichts als eine endlose Schneefläche. Die Karte stets in der Hand, ziemlich steil und beschwerlich emporsteigend, war ich oft gezwungen, mir erst mit Mühe den Weg durch die lockeren Massen zu bahnen. Außer dem Geräusch der eigenen Fußtritte regte sich ringsumher kein Laut.

Da plötzlich wurde die Stille der scheinbar todten Natur durch ein wildes Gekreisch unterbrochen, dessen gellender Widerhall weithin durch die Einsamkeit tönte. Noch war ich nicht in der Lage, den Urheber wahrzunehmen, indem ein benachbarter Hügel die Richtung gerade verdeckte, aus welcher der Schall hervordrang; aber ich hatte auf meinen Reisen im Hochgebirge jene Laute schon früher vernommen und glaubte in ihnen den mächtigen, unverkennbaren Ruf des Lämmergeiers zu hören. Ich hatte mich nicht getäuscht. Als ich wenige Minuten darauf den Gipfel des Hügels erstiegen und mein Auge nach dorthin gewandt, von wo mit verdoppelter Kraft jenes Kreischen jetzt an mein Ohr schlug, sah ich auch den gewaltigen Vogel — der mich gewiß schon lange bemerkt, aber anscheinend ignorirte — gegen eine mir unmittelbar zur Rechten gelegene Felswand, die sich völlig senkrecht erhob, in wildester Aufregung anstürmen, und zwar gegen eine bestimmte, ungefähr in der Mitte derselben sich markirende dunkle Stelle, vor welcher er jedesmal unter noch vermehrtem Geschrei und gewaltigem Flügelschlage eine Minute lang wohl ver-

harrte, um sodann, von Neuem sich abschwingend und vereinzelte Töne ausstoßend, einen Kreis in der Luft zu beschreiben, der ihn schon nach wenigen Secunden unter gleichem, heftigen Ansturm wieder auf den besagten Punkt in der Mitte der Wand zurückführte. Diese seltsame Art des Angriffs wiederholte sich ununterbrochen.

Nachdem ich mich nach und nach, zuletzt bis auf 20 Schritt, vom Geier noch unbeachtet, der Felswand genähert hatte, vermochte ich nun zu erkennen, daß jene fragliche Stelle in einer Art Vertiefung, einer Höhlung des Felsens bestand, in deren Inneres jedoch mein Blick nicht zu dringen vermochte. Dieselbe lag ungefähr in einer Höhe von 200 Fuß und stellte sich auf den ersten Blick als unzugänglich heraus. Was die Wuth des Geiers verursachte, blieb ein völliges Räthsel für mich. War das Loch seine eigene Behausung und vielleicht ein ehelicher Zwist die Ursache seines Gebahrens? Oder hatte derselbe auch wohl — ein Fall, der ja vorkommen soll — einen ausgewachsenen Fuchs nach seinem Neste geschleppt, der in Folge zu glimpflicher Behandlung bei der unfreiwilligen Luftreise noch so viel Kräfte behalten, um nunmehr dem hohen Herrn den wohlberechtigten Zutritt in den eigenen Horst zu verwehren? Ich weiß es nicht und werde es auch wohl niemals erfahren.

Eine Viertelstunde lang aber, das seltsame Schauspiel betrachtend, stand ich noch auf dem nämlichen Flecke. In der Freiheit den Lämmergeier in derartiger Nähe zu sehen, war mir bisher nicht vergönnt gewesen und gehört auch wohl ohne Zweifel zu den seltensten Ausnahmefällen. Umsomehr interessirte mich jetzt der Anblick des mächtigen Vogels, in dessen gewaltigen Bewegungen und rauschendem Flügelschlage eine riesige Kraft sich ausprägte, und welcher nicht müde ward in seinen grimmigen Attaquen.

Geraume Zeit noch nachher, nachdem ich inzwischen bereits eine halbe Stunde gestiegen und meiner Berechnung nach der Paßhöhe nahe sein mußte, ertönte noch immer von fern die zornige Stimme des Geiers.

Der schlimmste Theil des Weges war jetzt überstanden. Bis zum letzten Augenblick noch durch tiefen Schnee mich hindurch windend, erreichte ich kurz nach drei Uhr den Uebergangspunkt des

Joches und schaute nunmehr hinab in das freundliche Blüntauthal. Nach dieser Richtung allein war die Aussicht frei, nach den anderen Seiten hinaus lag die Welt noch in dichtem Nebel, so daß man auf den Genuß der sonst hier so herrlichen Rundsicht für heute verzichten mußte.

Da die Luft ziemlich rauh und kalt und oben Alles verschneit war, nahm ich nur einen kurzen Imbiß und stieg dann unverweilt abwärts. Eine Stunde hindurch ging es noch durch fußhohen Schnee, dann begann ein leidlicher Weg, der sich längs der Bergwand zur Rechten durch Tobel und Waldpartien allmälig zu Thale zog und weiter hinaus nach dem an der Mündung des Thales gelegenen Golling führte. Sechs Uhr war eben vorüber, als ich den Gasthof zur alten Post, eines jener Häuser betrat, welche kennen gelernt zu haben der Fremde niemals bereut.

Anderen Morgens regnete es, was nur immer vom Himmel wollte. Ich hatte für die nächsten Tage verschiedene Pläne entworfen, zu denen unter anderen auch die Besteigung des Dachstein gehörte, doch glaubte ich unter solchen Verhältnissen auf Alles verzichten zu müssen. Die andauernd regnerische Witterung, die mich nun seit Wochen bereits auf meinen Wanderungen begleitet, fing doch nachgerade an, etwas unbehaglich zu werden. Ich begab mich daher auf direktem Wege nach Salzburg, mit der Absicht, den hiesigen Bergen für jetzt Lebewohl zu sagen und nach den oberitalienischen Seen bis auf Weiteres überzusiedeln.

Nach dem Garda- und Comersee; über den St. Gotthard mit Besteigung des Piz Centrale nach Andermatt.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Salzburg begab ich mich am 18. September mit der Bahn über Innsbruck nach Mori, der Station für den Gardasee, wo ich Abends um zehn Uhr eintraf. Der Entschluß, über den Brenner zu gehen, hatte sich augenscheinlich belohnt; die Witterung, die ich hier vorfand, konnte gar nicht erwünschter sein. Im leichten, offenen Wagen, bei herrlichem Sternenhimmel

und völlig windstiller Luft, ging es munter auf der Landstraße hin, und als ich um Mitternacht die Häuser von Riva erreichte, bedauerte ich fast, daß die schöne, nächtliche Fahrt schon so schnell beendet war.

Mein kleines freundliches Zimmer lag direkt nach Südosten hinaus, so daß mich am nächsten Morgen die Sonne bei Zeiten weckte. Durch das Fenster strömte eine milde, balsamische Luft hinein und unmittelbar vor mir, von der Morgensonne beleuchtet und zu kleinen Wellen gekräuselt, lag die blitzende Wasserfläche des tiefblauen Gardasee's.

Nach dem Frühstück nahm ich mir ein Boot und segelte bei mäßigem Winde hinüber zum Ponalfall. Von ziemlicher Höhe herab, gewaltige Massen von Gischt immer von Neuem wieder emporspritzend, stürzt derselbe mit lautem Getöse in eine unten am See befindliche Felsenhöhle. Zur Zeit von der Sonne beschienen, war der duftige Wasserstaub von den Farben des Prisma durchwirkt, was dem hochimposanten Bilde ein bezauberndes Ansehen verlieh.

Der Nachmittag verging mit Ausflügen in die unmittelbare Umgebung, wobei mich der Weg unter Anderem bei der Klamm von Varone vorbeiführte, deren Wasserfall an Großartigkeit den Ponalfall noch übertrifft.

Auch der folgende Tag war von prächtigem Wetter begünstigt. Ich benutzte die Vormittagsstunden, mit einem der leichteren Nachen auf dem nördlichen Theile des See's behaglich umherzukreuzen, um die wechselnden Landschaftsbilder der felsenumgürteten Ufer in Muße betrachten zu können. Der See ist fast durchgängig hier von gewaltigen Höhen umschlossen, unter denen sich in erster Linie der Monte Baldo hervorthut, ein 6000 Fuß hoher Bergrücken, der sich längs des östlichen Ufers etwa 14 Stunden weit hinzieht.

Wäre ich nicht mir bewußt gewesen, zur Zeit im Süden zu sein, würde gelegentlich eines Bades in einer der Felsenbuchten mich die ungewohnte Erscheinung einer größeren Wasserschlange hierüber aufgeklärt haben. Wohl anderthalb Meter lang, den Körper zur Schleife geschlungen, an der Oberfläche des Wassers dem Anscheine nach sich sonnend, lag sie völlig regungslos da, um jedoch, als ich

nur den Versuch machte, mich schwimmend ihr anzunähern, wie ein Blitz in die Tiefe zu schießen.

Anderen Tages brachte mich der Dampfer an den mit Citronen-Plantagen und schattigen Olivenwäldern bedeckten Ufern vorüber, nach Desenzano, der am südlichen Ende des See's befindlichen Bahnstation. Vermöge der enormen Breite, welche die Ufer nach Osten hin in der Ferne verschwinden läßt, macht hier dieser untere Theil der gewaltigen Wasserfläche beinahe den Eindruck des Meeres, an welches man noch insbesondere durch die, trotz der jetzigen Windstille und völligen Ruhe des See's, am Ufer sich brechende Welle unwillkürlich erinnert wurde.

Von Desenzano ging es mit dem Schnellzuge durch die einförmige lombardische Ebene in der Richtung auf Lecco zu, wo wir im Laufe des Nachmittags anlangten. Das Dampfschiff lag schon bereit und setzte sich bald in Bewegung. Ein leichter Wind blies aus Norden und blitzende Silberwellen bedeckten auf weit hinaus die blaugrüne Wasserfläche. Der See war heute belebt von Fahrzeugen aller Art, deren sonnenbeschienene Segel sich prächtig gegen das Grün und die dunklen Felspartien der benachbarten Ufer abhoben. Wohin sich das Auge auch wandte, überall entfaltete sich ein in stetem Wechsel begriffenes belebtes und reiches Bild.

Die stattlichen Höhen zu den Seiten, in ihren verschiedenartigen, oft seltsam zerklüfteten Formen, sowie die zahlreichen Villen und malerisch gelegenen Ortschaften, die Ufer und Hügel zierend, aus dichtem, gesättigten Baumgrün oder felsigen Schluchten hervorschauen, nächstdem die klimatischen Verhältnisse und die denselben entsprechende, zum Theil überraschende Pracht von südlicher Vegetation, dies Alles trägt dazu bei, den Comersee jederzeit den schönsten der übrigen See'n in der Alpenwelt anzureihen.

Nach zweistündiger Fahrt erreichte der Dampfer Bellagio. Ich hatte diesen durch seine Lage so hoch bevorzugten Ort mir als Standquartier ausersehen, um von hier zu Wasser und zu Lande verschiedentliche Ausflüge zu machen. Zum ersten Mal in Bellagio, besuchte ich am folgenden Tage die sehenswerthesten Villen, unter ihnen die Villa Melzi mit ihrem überraschenden Reichthum an südlichen Bäumen

und Pflanzen, demnächst die auf hohem Hügel gelegene Villa Serbelloni, von der man alle drei Arme des herrlichen See's überblickt, und endlich die Villa Carlotta mit den schönen, zum größten Theil aus Thorwaldsen's Meisterhand hervorgegangenen Skulpturen. Zur Besichtigung dieser letzteren Villa, die drüben am anderen Ufer bei dem Ort Cadenabbia liegt, nahm ich einen der zierlich gebauten, leichten Seelenverkäufer, die man hier Sandolinen nennt, und zu deren Leitung man sich einer Doppelschaufel bedient.

Auch während der nächsten Tage, wenn ich nicht mit dem Dampfer gerade eine größere Expedition nach entlegeneren Orten machte, benutzte ich diese Nachen vielfach, um diesen oder jenen Punkt in der Nachbarschaft zu besuchen, oder auch wohl gelegentlich dem Fischfange beizuwohnen, der seitens der hiesigen Fischer in großartigem Maßstab betrieben, von so manchem Interesse ist. Als ich am 28. September von einem derartigen Ausflug zurückkehrte, fand ich zwei Telegramme aus der Schweiz vor. Das erstere lautete: „Die Schweizer Berge sind frei!“ — das andere enthielt die Worte: „Barometer hoch, seit zwei Tagen Götterwetter!“

In der nächsten Stunde bereits bestieg ich den kommenden Dampfer, der mich schnell nach Menaggio brachte, fuhr von dort mit der Post nach Porlezza, und weiter wiederum per Schiff über den an romantischen Umgebungen so reichen Luganersee nach dem malerisch gelegenen Lugano. Von hier begab ich mich zu Wagen zunächst nach Bellinzona und dampfte dann mit dem Zuge die Riviera hinauf nach Biasca, wo ich im Laufe des Abends eintraf.

Anderen Morgens ging es weiter zu Fuß die Gotthardstraße hinauf. Nach etwa vierstündiger Wanderung passirte ich die Ortschaft Faido. Kastanien und Feigenbäume wurden jetzt immer spärlicher und schon nach Verlauf einer Stunde war von südlicher Vegetation weit und breit hin nichts mehr zu sehen. Mit gewisser Wonne begrüßte ich, nach so langer Trennung von ihr, bei Dazio grande von Neuem die wilde Alpennatur. Die Gotthardstraße ist hier in gewaltige Felsen eingesprengt, die den Thalboden eng umschließen, während unten in der Tiefe, über Fels und Gestein hinweg, von Stufe zu Stufe hinabstürzend, der wilde Ticino dahinbraust. Je

weiter und je höher man hinauf kam, um so kräftiger wehte die Bergluft, um so ernster und großartiger gestalteten sich die Umgebungen.

Gegen Abend saß ich bereits in Airolo im Gasthof zur Post an der reichlich besetzten Tafel und durfte mich der Hoffnung hingeben, den Witterungsanzeichen nach einen klaren Tag für morgen in Aussicht zu haben.

Die Erwarturgen bestätigten sich. Um vier Uhr am anderen Morgen, die Kehren der Gotthardstraße mit Benutzung der Fußwege abschneidend, ging es rüstig wieder zu Berge. Die Umgebungen wurden allmälig immer rauher und verödeter, tiefer Schnee bedeckte zum Theil die benachbarten Höhenzüge und ein kalter, schneidender Wind drang aus den Schluchten hervor. Bald nach sechs Uhr erreichte ich das oben auf der Paßhöhe gelegene Hospiz. Ungeachtet des scharfen Luftzuges und der ganz respectablen Höhe von nahezu 7000 Fuß war es doch in der Nähe des Hauses, wo man warm von der Sonne beschienen, vor dem Winde einigermaßen geschützt war, verhältnißmäßig erträglich, so daß ich mir den Morgenimbiß im Freien serviren ließ. Es mochten inzwischen noch nicht zehn Minuten vergangen sein, als ich mich auch schon von einem Rudel langzottiger Bernhardiner umringt sah, die, wohl den Hundefreund in mir erkennend, mit Liebkosungen mich überhäuften. Ob die Huldigungen meiner Person oder aber dem Frühstück galten, wäre freilich noch zu erörtern.

Nachdem ich mich noch zuvor mit einigem Proviant versehen, brach ich kurz nach sieben Uhr wieder auf, um den Piz Centrale zu besteigen, der als Aussichtspunkt besonders gerühmt wird. Einem kleinen Fußwege folgend, gelangte ich alsbald zu steinigen, von vereinzelten, schmalen Schneestreifen hin und wieder durchfurchten Hängen, und weiter an diesen hinauf zu jähen, schlüpfrigen Alpweiden, die, zum Theil noch mit Reif bedeckt, einige Mühe und Anstrengung kosteten, und deren Ersteigen beinahe eine Stunde in Anspruch nahm. Demnächst mich den südlichen Abstürzen des Sasso di Gottardo zuwendend und vorläufig meinen Weg über steile Schneefelder fortsetzend, umschritt ich, im weiten Bogen allmälig nach rechts hin ab-

schwenkend, den vor mir gelegenen Bergkessel, und näherte mich so mit der Zeit einem scharf hervortretenden Felskopf, den man hier zu umklettern hat, um weiter hinauf zu den Gletschern und zum Gipfel des Berges zu gelangen. Kurz zuvor nahm das abschüssige Schneefeld eine eisartige Beschaffenheit an, die das Anlegen der Fußeisen erforderte. Zum Umschreiten des Felskopfes selbst, der völlig mit Eis überdeckt, sich gegen den Abgrund vordrängte, bedurfte es erst des Pickels, um sich mit Hülfe einiger Stufen an der nahezu senkrechten Front allmälig emporzuschrägen und die andere Seite zu gewinnen.

Zum Theil mit herrlichen Blicken auf die nahen Tessiner Höhen und die Gipfel der Gotthardkette ging es nun an den Gletscher hinauf, bis ich bald nach zehn Uhr Vormittags vor einer aus mürbem Gestein bestehenden Felsmauer anlangte, deren oberstem Rande zur Linken der ersehnte Gipfel entragte. In Zeit von einer halben Stunde war die Höhe der Wand gewonnen. Ich befand mich jetzt auf einem schmalen, mehrfach zerklüfteten Grate, der jäh nach den Seiten hin abfallend zu der durch ein kleines Steinmännli bezeichneten Spitze hinaufführte.

Die Schilderungen, die man mir gemacht, waren keineswegs übertrieben. Es entfaltete sich hier ein selten schönes Panorama, wie nur wenige Gipfel der Alpen ein gleiches zu bieten vermögen. Die ziemlich bedeutende Höhe von über 10000 Fuß, verbunden mit der günstigen, centralen Lage des Berges ließen nach allen Richtungen hin bis in die weitesten Fernen die Alpenriesen erkennen, dieselben zu einem Gesammtbild von erhabenster Größe vereinigend.

Im blendenden Weiß ihrer Firnfelder beherrschten die Gipfel des Wallis, unter ihnen der Monte Rosa, die gewaltigen Mischabelhörner, das Weißhorn und Andere mehr den südwestlichen Horizont, über die Höhen des Rhonethals hinweg den Berner Genossen die Hand reichend, die mit alleiniger Ausnahme der Jungfrau sich vollzählig präsentirten und ihre blitzenden Zinnen von der Sonne beleuchten ließen. Weiterhin traten der Oberalpstock, der eisumgürtete Tödi, der Piz Tumbif mit dem Scheerhorn und die beiden Windgällen

hervor und kehrten ihre weißen Häupter dem endlosen Spitzenheer zu, das den weiten Norden begrenzte.

Zur Ostschweiz hinüber gewandt, vermochte man die Medelser-Gletscher, den benachbarten Piz Cristallina und den Cima Camadra zu erkennen, ihnen zur Seite die Adulagruppe mit dem Rheinwaldhorn in der Mitte. Dann folgten die Berge Italiens und die rauhen Höhen des Tessin, die in wildem Durcheinander dem sonnigen Süden entstiegen, einem wogenden Meere gleich sich zu heben und zu senken schienen und dem Auge es sehr erschwerten, die einzelnen Gruppen zu ordnen. Nur der schön geformte Basodino, der Nachbar der Tosafälle, wie der dreigipflige Piz Campo Tencca traten unverkennbar hervor und gaben einen gewissen Anhalt, das Berglabyrinth zu entwirren.

Die unmittelbare Umgebung bot ein bunt verworrenes Bild von zerklüfteten Graten und Spitzen, von unzugänglichen Schluchten und phantastisch geformten Felszacken, aus deren wildem Bereich der Gipfel des Piz Centrale kühn hinaus in die Lüfte ragte.

Trotz des ziemlich empfindlichen Luftzuges, der die Temperatur in der Sonne beinahe auf Null herabdrückte, vermochte ich mich nicht zu entschließen, den Abstieg zu übereilen. An Mundvorrath war kein Mangel und der feurige alte Barbera vortrefflich geeignet, die dem Körper entzogene Wärme einigermaßen wiederherzustellen. So machte ich mir denn, soweit es der beschränkte Raum und der felsige Boden gestatteten, ein bequemes Lager zurecht und erfreute mich eine Stunde lang des wunderbar schönen Rundblicks.

Der Abstieg nahm verhältnißmäßig nur kurze Zeit in Anspruch, indem man eine ziemliche Strecke am Alpstock abfahren konnte.

Im Hotel wieder angelangt, überließ ich mich zunächst der Fürsorge der freundlichen Kellnerin; erst später, nachdem ich inzwischen ein Stündchen der Ruhe gepflegt, begab ich mich wieder auf den Weg, um hinab nach Andermatt zu wandern. Das einsame Hochthal war heute in eigenthümlicher Weise belebt. Unter hellem Glockengeläut zogen zahllose Schaaren von Rindern in unabsehbaren Reihen die Gotthardstraße herauf. Unter den sie begleitenden Männern erkannte ich verschiedene Sennen aus diesen und jenen Cantonen, die

sich ebenso wie ich unserer Begegnung zu freuen schienen und zugleich mir die Mittheilung machten, daß sämmtliches Vieh für den Markt in Bellinzona bestimmt sei. Von ihnen erfuhr ich denn auch, daß schon seit mehreren Tagen die letzten Alpen geräumt seien; für die noch geplanten Touren keine eben erfreuliche, doch nicht unerwartete Nachricht.

Inzwischen wurde es Abend, bevor ich in Andermatt eintraf, woselbst ich in gewohnter Weise im Hotel St. Gotthard Quartier nahm.

Besteigung des Gurschenenstock und der Großen Mythe.

Anderen Morgens in aller Frühe, während oben am nächtlichen Himmel hier und da noch die Sterne blitzten, sah ich prüfend zum Fenster hinaus. Es war der 1. Oktober, eine Jahreszeit, die wegen der kürzeren Tage, wie der häufiger stattfindenden Schneefälle, das Besteigen des Hochgebirges in erheblichem Maße erschwert, wo nicht völlig unmöglich macht. Diese Erwägung hatte mich bestimmt, die Besteigung des Gurschenenstock, eines von hier aus am leichtesten erreichbaren, gegen 10000 Fuß hohen Gipfels, noch für heute in Aussicht zu nehmen. Mit dem Stande der Witterung zufrieden, schlug ich ohne Weiteres Alarm, ließ schnell das Frühstück herbeischaffen, sowie den nöthigen Proviant, und brach gegen fünf Uhr auf.

Gleich hinter der Kirche des Ortes erschließt sich ein Seitenthal, das sich von Andermatt in südöstlicher Richtung abzweigt und in Zeit von wenigen Minuten zu einigen Sennhütten führt. Hier verließ ich den unteren Thalgrund und stieg, mich nach rechts hin wendend, die steilen Hänge hinauf. Das schlüpfrige Gras wie das fußhohe Haidekraut, welches hier den Boden bedeckte, erschwerte das Steigen erheblich, so daß ich erst nach fünfviertel Stunden die Höhe der Bergwand erreichte.

Der Gurschenenstock, der bisher sich den Blicken entzogen, lag nunmehr völlig enthüllt als gewaltiger Bergriese vor mir. Es handelte sich jetzt darum, auf möglichst gefahrlose Weise zum Gipfel hinauf

zu gelangen. Eine mit Felsschutt bedeckte Moraine war hierbei zunächst zu ersteigen. Die darüber gelegenen Gletscher erstreckten sich bis weit hinab, und zwar in zwei mächtigen Abstürzen, die sich stufenförmig ergänzten. Beide schienen, soweit man im Stande, es von hier aus beurtheilen zu können, keine weiteren Schwierigkeiten zu bieten, wohingegen der Uebergangspunkt von dem einen Ferner zum anderen allerdings bedenklich aussah. Aus dem wellenförmig gethürmten, sich in den verschiedensten Färbungen abschattirenden Schnee vermeinte ich folgern zu dürfen, daß derselbe die Eiscascaden des oberen Gletscherstromes an dieser Stelle verdeckte und vermuthlich eine Welt von Klüften darunter verborgen lag. Aber wie diese Stelle vermeiden? Eine vorübergehende Idee, von den Gletschern ganz abzusehen und mit Hülfe der unmittelbar zur Rechten gelegenen Felswände den gewünschten Zweck zu erreichen, gab ich ebenso schnell wieder auf. Für's erste fielen diese Wände so jäh und bedrohlich ab, daß es mindestens zweifelhaft blieb, ob es möglich sein würde, an ihnen emporzuklimmen; alsdann aber kannte ich auch nicht die Breite des oberen Grates, der unpassirbar sein konnte. Es blieb schon nichts Anderes übrig, als der Sache näher zu treten, das heißt, zu dem fraglichen Punkt des Gletschers hinaufzusteigen, an Ort und Stelle zu prüfen, und darnach sich zu entscheiden.

Obwohl ziemlich steil und beschwerlich, war die Moraine schnell überwunden und ich betrat nun den unteren Gletscher. Nur mit wenigem Firnschnee bedeckt, war das Eis so spröde und glatt, daß ich bald mich gezwungen sah, die Fußeisen anzulegen. Auch zeigten sich verschiedene Spalten, allerdings von so mäßiger Breite, daß es kaum eines Sprunges bedurfte, um gefahrlos hinüberzukommen.

Nach etwa halbstündigem Steigen befand ich mich unmittelbar vor den oben genannten Cascaden, einem Chaos von wild durcheinander geworfenen Eismassen, zum größten Theil offen daliegend, zum Theil aber auch unter trügerischer Decke verborgen, die hin und wieder bereits von den Eiskanten losgelöst, vermuthlich beim ersten Schritt zusammengebrochen wäre. Ein Passiren dieser Gebilde war schlechterdings unausführbar, es blieb daher nur die Hoffnung, durch Auffindung anderer Wege das erstrebte Ziel zu erreichen.

Der obere Gletscher sowohl, wie dessen zerklüfteter Absturz waren rechts und links zu den Seiten durch jähe Felsen begrenzt, die sich fast bis zum Gipfel hinaufzogen. Die Cascaden füllten den Raum zwischen beiden vollständig aus, das heißt, es reichten dieselben von einer Felswand zur anderen, und verschlossen auf diese Weise den Zutritt zum oberen Gletscher, mit dessen Hülfe allein der Gipfel erreicht werden konnte. Es fragte sich jetzt, ob es nicht zu ermöglichen sei, mit Benutzung einer der Felswände jene Eismassen ganz zu umgehen.

Die zur Rechten gelegene Wand kam hierbei nicht in Betracht, dieselbe war derartig steil, daß ein noch so verliebter Gemsbock der oben harrenden Braut das Rendez-vous versagt haben würde. Es konnte sich somit nur um die Felswand zur Linken handeln. Leider wurde die wichtigste Stelle, nämlich die, an welcher zunächst der Aufstieg beginnen mußte, noch durch einen Eisblock verdeckt; erst nachdem ich, nicht ohne Gefahr, denselben mühsam umklettert, vermochte man einigermaßen die Lage zu übersehen.

Die jetzt nur noch wenige Schritte entfernte Felswand erwies sich zur ersten Hälfte als doch recht bedenklich steil, wohingegen ihre oberen Partien, je mehr sie sich dem Grate näherten, weniger schroff und allmäliger anstiegen. Besonders beachtenswerth erschien eine größere Eiszunge, die von der halben Höhe der Wand bis zum Rande des Gletschers hinabreichte und deren Benutzung den Aufstieg um Vieles erleichtern mußte.

So machte ich mich denn an's Werk. Eine Strecke weit war ich gezwungen, hier und da noch Stufen zu schlagen, dann genügten die Steigeeisen. Binnen Kurzem war das obere Ende der Gletscher-Zunge erreicht und ich konnte mit leichter Mühe zum Rand der Felswand emporsteigen.

Der hier sich bietende Anblick übertraf noch meine Erwartungen. Der Grat, auf dem ich mich befand, hatte durchschnittlich eine Breite von mindestens dreiviertel Meter und nur unbedeutende Steigung, so daß man völlig gefahrlos und verhältnißmäßig bequem auf demselben hinschreiten konnte. Die Sache machte sich prächtig. Man hatte jetzt auch Gelegenheit, in die geheimnißvollen Tiefen jener Eis-

gebilde zu schauen, denen ich glücklich aus dem Wege gegangen. Nach etwa 15 Minuten, in schräger Richtung gemächlich an der Felswand hinuntersteigend, betrat ich den oberen Gletscher.

Das Erreichen des Zieles war jetzt so ziemlich gewährleistet. Von diesem Bewußtsein beseelt, ging es rüstigen Schrittes aufwärts, unbekümmert um möglichenfalls noch vorhandene Gletscherspalten, die, von hartem Firn überbrückt, von keiner Bedeutung waren.

Nach Verlauf einer weiteren Stunde erreichte ich das Ende des Ferners und betrat, noch eine kurze Strecke über mürbe Felsen kletternd, wenige Minuten darauf den Gipfel.

Zehn Uhr war soeben vorüber, ich hatte mithin fünf Stunden von Andermatt aus gebraucht. Ungeachtet des klaren Himmels waren doch in der Sonne nicht mehr als fünf Grad Wärme.

In Folge der verschiedenen Schneefälle im Laufe der letzten Wochen gestaltete sich die Aussicht zu einer ganz eigenartigen. Unter weißem Leichentuch gleichsam regungslos hingestreckt, lag die Erde im Schlaf der Erstarrung, eine schlummernde Hünengestalt, deren markig geformte Glieder bald hier bald dort sich unter der Decke verriethen. Es ruhte auf dem ganzen Bilde eine tiefe Melancholie, gepaart mit unendlicher Hoheit, die in gleichem Maße ergreifend wie besänftigend und Frieden bringend an das menschliche Gemüth herantrat.

Aus der weißen Gewandung hervor erhoben die Großen der Schweiz ihre altehrwürdigen Häupter und schauten feierlich ernst auf die schlummernde Erde herab. Mir zunächst stand der Galenstock mit seinem domartigen Gipfel, nach der westlichen Seite hinaus vom Rhonegletscher umgürtet, hinter welchem die dunkle Gestalt des Finsteraarhorn sich zeigte, während weiterhin in der Ferne die Riesen des Wallis auftauchten. Vom nahen Maderanerthal blickten, dicht aneinander gereiht, die Windgällen mit dem Ruchen, das doppelgipflige Scheerhorn und der Oberalpstock herüber, und wiederum nach Süden hin, um den Piz Centrale geschaart, entwickelten sich die Höhen der gewaltigen Gotthardkette; ihnen folgte der Basodino und die fernen Berge des Tessin, die sich bis zum Horizonte hin-

zogen. Die Rundschau konnte nicht klarer, nicht schöner und vollendeter sein.

Ich genoß sie volle zwei Stunden, bevor ich den Gipfel verließ. Die Zeit meines Aufenthaltes hatte ich gleichzeitig noch benutzt, wenige Schritte von der Spitze entfernt ein Steinmännli zu errichten, in welchem ich meine Karte mit Bezeichnung des heutigen Datums so gut wie möglich verbarg.

Sodann ging es munter bergab. Der Firn war zur Zeit noch fest, ich hatte den oberen Gletscher und mit ihm die Felspartien in dreiviertel Stunden passirt. Auch die Stufen an der Eiszunge hinab waren durchweg noch wohl erhalten, so daß ich mit leichter Mühe den unteren Ferner erreichte. Der Letztere gebot jetzt auf Grund des hier schon erweichten Schnee's mehr Aufmerksamkeit wie zuvor; man hatte sämmtliche Stellen, wo das Eis noch mit Firn bedeckt war, erst genau mit dem Alpstock zu prüfen, bevor man wagen durfte, sich ihnen anzuvertrauen. Auch selbst auf das Eis der Moraine hatten mittlerweile die Strahlen der Sonne schon eingewirkt und war der Abstieg in Folge des niederrieselnden Wassers nicht eben allzu erquicklich. Um so besser ging es dafür die Weidehänge hinunter, die ich vermöge der schlüpfrigen Gräser mehr rutschend wie schreitend zurücklegte. Die Uhr zeigte eben auf drei, als ich nach zehnstündiger Abwesenheit im Hotel St. Gotthard den Bergstock wieder aus der Hand setzte.

Anderen Morgens, noch während ich ruhte, vernahm ich draußen ein Geräusch, dessen Klang mir nicht mehr ganz neu war. Die Hoffnung, es möchte vielleicht das Plätschern der unweit des Hauses befindlichen Quelle sein, erwies sich leider als irrig: es regnete wieder einmal recht nett. Umsomehr war es mir eine Genugthuung, den gestrigen klaren Tag noch so gerade benutzt zu haben; ich konnte wenigstens jetzt an den schönen Erinnerungen zehren, wozu es an der nöthigen Zeit allerdings nicht fehlen sollte. Es regnete den ganzen Tag und auch den nächstfolgenden noch bis beinahe zum späten Abend, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich am zweiten Tage auch noch ein munteres Schneegestöber dem Regen zugesellte.

Am Morgen des 4. Oktober waren endlich die Wolken verschwunden und der Himmel sah wieder so klar, so heiter und unschuldig aus, als wäre in der Zwischenzeit nicht das Mindeste vorgefallen. Durch nichts mehr zurückgehalten, brach ich bald nach dem Frühstück auf und wanderte das Reußthal hinab nach Fluelen am Vierwaldstättersee, fuhr per Dampfer weiter nach Brunnen und ging noch im Laufe des Abends von hier aus zu Fuß nach Schwyz, um im Gasthof zum Roß zu nächtigen und womöglich am nächsten Tage die Große Mythe zu besteigen.

Die Witterung schien sich zu halten. In dem eine halbe Stunde entfernten Dorf Rickenbach, wo ich gegen sieben Uhr Morgens eintraf, erfuhr ich im Hotel Bellevue, dessen Eigenthümer oben auf der Mythe eine kleine Wirthschaft besitzt, daß letztere noch geöffnet sei und ich so auf die nöthige Verpflegung mit Sicherheit rechnen könne. Ich verließ nun die große Straße und wanderte durch Gehölz, über grüne Matten hinweg, in etwa drittehab Stunden hinauf zum Fuße des Kegels, dieses ebenso seltsam geformten, wie stattlichen Fels-Obelisken.

Ein durchweg trefflich gehaltener, nur wenige Fuß breiter Weg, zum Theil in den Felsen gesprengt, zog sich nunmehr im steilen Zickzack an den schroffen Wänden empor. Personen, die zu Schwindel geneigt sind, ist derselbe nicht zu empfehlen, dagegen gewährt er Anderen durch seine malerischen Tiefblicke, sowie durch die Art seiner Anlage, die jegliches Hinderniß geschickt zu umgehen gewußt, immerhin ein gewisses Interesse.

Um elf Uhr hatte ich den Gipfel der Großen Mythe erreicht. Auf der Oberfläche, die einige Quadratschuh umfaßt, erhebt sich als noch besonderer und eigentlicher Aussichtspunkt ein durch ein hölzernes Kreuz bezeichneter kleiner Felskopf, der nur für wenige Personen Raum bietet. Einige Schritte weit abwärts von ihm, im Schutz eines Felsvorsprungs, befindet sich eine Hütte, die außer dem kleinen Gaststübchen, der Küche und einigen Verschlägen, auch noch einen größeren Raum mit drei Betten für Fremde enthält. Was die weitere Verpflegung betrifft, so hat man Gelegenheit, sich an Butter, Käse und Brod, an Eiern, Salamiwurst, wie an Milch und Wein

zu erfreuen. Von besonderem Werthe ist noch das Vorhandensein trefflichen Trinkwassers, welches nicht allzu fern vom Gipfel aus dem Innern der Felsen hervorquillt. Ueber alle diese Schätze gebietet, gewissermaßen als Wirth, der Knecht des Hotel Bellevue, ein gefälliger, praktischer Mann. Seit über acht Tagen vereinsamt und schon im Begriff, die Zelte hier abzubrechen, war er augenscheinlich erfreut, noch einmal Besuch zu bekommen, und holte, um diesem Gefühl entsprechenden Ausdruck zu geben, aus dem schon geschlossenen Schrein die Mythenflagge hervor, um sie jetzt von hoher Stange lustig wehen zu lassen. Ob er hierbei zugleich den Hintergedanken hatte, auch andere Sterbliche noch auf sein einsames Bergschloß zu locken, vermag ich nicht zu entscheiden.

Der beschränkte Raum auf dem Gipfel, sowie die zu allen Seiten in jähem, senkrechten Absturz sich niederziehenden Felswände, erwecken ganz das Gefühl, als hielte man Umschau hier von dem Haupt einer Riesensäule; gerade hierin liegt das Hochcharakteristische und Schöne der Mythenaussicht. Während man auf die Wasserbecken des Zuger- und Züricher See's wie des Vierwaldstättersee's hinabblickt und das Auge über die Legionen der zahllosen Gipfel hinwegschweift, die kühn und trotzig dareinschauen, und über welche hinaus die schneegepanzerten Riesen wie gewaltige Heerführer ragen, senden unmittelbar aus der Tiefe die rings um den Mythenkegel gelegenen Dörfer und Hütten ihre stillen Grüße empor, und ernst und feierlich tönt von den Thürmen der Gotteshäuser das Geläut der Glocken herauf.

In Anbetracht der nur mäßigen Höhe von 6300 Fuß, giebt es kaum einen Berg in den Alpen, der bei ähnlich sich gestaltender Aussicht die gleichen Vorzüge hätte. Das eigenartige Gefühl, mit der Erde gewissermaßen außer Verbindung zu sein, kann allein nur herbeigeführt werden durch einen Aufbau der Formen, wie die Große Mythe ihn hat.

Als völligen Gegensatz möchte ich einen der nächsten Nachbarn, den bekannten Rigi hier nennen, der vermöge seiner hügelartigen abgeplatteten Form jener Vorzüge gänzlich entbehrt. Die gewaltigen Eindrücke, die an das Gemüth des Menschen herantreten, wenn

derselbe von hoher Wart in die Gottesnatur hinausschaut, habe ich niemals empfinden können, wenn ich hin und wieder einmal den genannten Gipfel besuchte. Für interessant halte ich den Rigi nur als Orientirungsberg für die nördliche Schweiz, der durch seine Lage im Stande, in die allerverschiedensten Winkel und Ecken hinein zu schauen, der, wenn ich nicht irre, allein auf 20 Seen hinabblickt und einen beträchtlichen Theil der bekannteren Schweizer Spitzen in seinen Gesichtskreis zieht. Nächstdem hat der Gipfel des Rigi, als jederzeit leicht — zumal mit der Bahn — zu erreichen, einen Werth für Solche, die, sei es aus Mangel an Neigung, oder aber in Folge von Alter sich des Bergsteigens ganz begeben, sowie außerdem für die große, vielleicht überwiegende Zahl aller derjenigen Reisenden, die jede Entbehrung scheuen und auch auf den Bergen selbst den gewohnten Comfort des Lebens ungeschmälert genießen wollen.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, das Essen steht auf dem Tisch! Befehlen der Herr Markgräfler oder Veltiner?" Dies waren die gewichtigen Worte, mit denen der Schloßcastelan meine Betrachtungen unterbrach, um mich demnächst zur Tafel zu führen. Ich fand hier als ersten Gang Salami mit Rühreiern vor, dem als zweiter und gleichzeitig letzter ein trefflicher Käse folgte, eine Zusammenstellung, die in Verbindung mit einem Schoppen Veltiner noch gar nicht so übel war.

Es war meine Absicht gewesen, noch heute weiter zu wandern, das herrliche Wetter jedoch, wie die Aussicht vom Mythenkegel, ließen bald den Entschluß in mir reifen, die Nacht über hier zu bleiben.

Gemeiniglich pflegt der Mensch, wenn nicht Pflichten ihn daran verhindern, die Neigung zu haben, nach Tische ein wenig zu ruhen. Der Wirth hatte jenes Bedürfniß bei mir wohl vorausgesetzt und in unermüdlicher Sorge um meine Behaglichkeit vermittelst eines der Strohsäcke am Fuße des hölzernen Kreuzes ein Lager improvisirt. Als Schutzmittel gegen die Sonne war ein blauer Familienschirm darüber hinweggespannt, dessen Ueberzug allerdings von bedenklichem Alter zeugte und einer im Kugelregen erprobten Regimentsfahne glich. Ich streckte mich trotz alledem mit größter Behaglichkeit auf

meinem Feldlager aus, mich allein an die Vorzüge haltend, die solches in sich vereinigte.

So mochte ich ein halbes Stündchen geschlummert haben, als ein leises Geräusch mich weckte. Auf die Alpstöcke gestützt, standen vor mir zwei junge Mädchen von hübschem, stattlichen Aeußern, die schelmisch lachend, augenscheinlich sich behindert sahen, den Aussichtspunkt zu betreten. Wie ich später erfuhr, hatte wirklich die gezogene Flagge sie allein veranlaßt, den Gipfel noch heute zu besuchen. Beide Mädchen waren aus Schwyz, die Töchter eines dortigen Beamten, und hatten den Gipfel der Mythe schon wiederholt bestiegen. Die Eine war ein reizendes Kind von schönem, kräftigen Wuchse, mit langem, pechschwarzen Haar und frischen, blühenden Wangen. Gleich der Schwester besaß sie ein heiteres, glückliches Temparement, so daß ich den Besuch dieser Mädchen als willkommenes Intermezzo betrachtete. Nachdem der Wirth noch zuvor einen kleinen Imbiß gebracht und den Strohsack beseitigt hatte, suchten wir uns jeder ein passendes Plätzchen in der nächsten Umgebung des Kreuzes, um uns so bei munterem Geplauder der herrlichen Alpenluft wie der Aussicht erfreuen zu können.

So war es fünf Uhr geworden, ohne daß meine schönen Gefährtinnen an den Aufbruch zu denken schienen. Hatten solche vielleicht die Absicht, hier oben zur Nacht zu bleiben? Drei Betten waren vorhanden, aber nur ein einziges Zimmer — immerhin ein wenig prekär! Und doch wiederum, was konnte die Damen abhalten? Mit Hülfe der alten Flagge oder einiger vorhandenen Brodsäcke war ein Bettschirm leicht zu beschaffen. Auch die Denkerstirn unseres Burgvogts, der uns hin und wieder einmal seine werthe Gesellschaft schenkte, beschäftigte sich augenscheinlich mit der mit jeder Minute immer brennender werdenden Frage.

Die jungen Mädchen indessen überhoben uns aller Bedenken, indem sie nicht lange darauf die Alpstöcke ergriffen und vergnügt ihren Heimweg antraten. Ihr heiteres, fröhliches Lachen war lange Zeit noch zu hören und als eine Stunde vergangen, da sahen wir sie unten bereits im schattigen Waldesgrün in munterem Tempo dahinschreiten.

Der Tag ging nun schnell zu Ende; alsbald erglühten nur noch die äußersten Spitzen des Mönch und der ihm benachbarten Jungfrau in den letzten Strahlen der Sonne, dann versank binnen Kurzem Alles in tiefe dunkele Nacht. Inzwischen hatten die Häuser der rings um die Große Mythe gelegenen zahlreichen Ortschaften die verschiedenen Fenster erleuchtet und unter mir nach und nach einen Sternenhimmel geschaffen, der zu dem erhabeneren, an nichts Irdisches erinnernden Bruder, welcher jetzt seinen funkelnden Dom über die schlummernde Erde wölbte, bescheiden und demuthsvoll aufschaute. Gegen acht Uhr ging auch der Mond auf und erhellte das nächtliche Bild. Nur stellenweis drang sein Licht hinab in die schwarzen Tiefen, die als unheimlich düstere Abgründe den Kegel der Mythe umlagerten, während ringsum die hohen Gipfel, vom milden Schein übergossen, in deutlich erkennbaren Linien am Sternenhimmel sich abhoben.

Das Bild veränderte sich jetzt beinahe mit jeder Minute, je höher der Mond emporstieg. Bald erglänzten von nah und fern die beschneiten Spitzen und Höhen in strahlendem Silberlicht, und vor den Blicken erstand ein schimmerndes Zauberland, das — scheinbar der Erde fremd — mich unwillkürlich in andere, noch schönere Welten versetzte. Der wackere Wächter der Hütte war lange zur Ruhe gegangen und unten in der Tiefe bereits ein Licht nach dem anderen erloschen, nur oben die himmlischen Leuchten, sie leisteten mir noch Gesellschaft und freuten sich mit dem winzigen, hier weilenden Menschenkinde des stillen, erhabenen Friedens in der weiten Gottesnatur.

Die Uhr zeigte jetzt auf elf; ich schritt zur Hütte hinab, das Nachtlager aufzusuchen. Der gute Genius des Hauses hatte mich, wie ich nun erst entdeckte, mit einem förmlichen Berg von Kopfkissen ausgestattet, bei deren Benutzung der Körper in jene Lage gerieth, die man einzunehmen pflegt, wenn man sitzend ein Schneefeld hinabrutscht. Mit Zurückbehaltung des kleinsten der vorhandenen Exemplare expedirte ich den übrigen Rest nach den nebenstehenden Betten, und war, durch nichts mehr gestört, in wenigen Minuten entschlummert.

Noch lag tiefe Nacht auf der Erde, als ich mich anderen Morgens

fünf Uhr wieder hinauf zum Kreuze begab. Der Mond hatte nach wie vor noch immer das Regiment, doch sein Glanz war im Abnehmen schon und nahte seinem Ende. Das Zauberland war verschwunden; in fahlem, verlöschenden Lichte, wie vom nächtlichen Festestreiben ermattet, lag jetzt die weite Gebirgswelt in apathischer Ruhe da, und wie überwacht erschienen ringsum die verblaßten Gestalten der gewaltigen Schweizer Riesen, von einer Minute zur anderen immer leichenhafter sich färbend. Die ganze weite Natur war ein großer, endloser Friedhof.

Inzwischen verkündete schon ein schwaches Dämmern im Morgen die Boten der Auferstehung. Im langsamen Uebergang vom matten lichtlosen Gelb zum feurig strahlenden Purpur erglühte in kurzer Zeit der östliche Horizont, und Mond und Sterne verblaßten vor dem kommenden Tagesgestirn. Noch lagen sie schattenhaft da, die dicht aneinander gedrängten, zahllosen Schaaren der Bergspitzen, aber schon sah man hier und da die Großen aus ihrer Mitte den nahenden Tag begrüßen und schnell und in kurzer Folge vergoldeten sich die Gipfel der Jungfrau, des Eiger und Mönch, des Roth- und des Silberhorn. Gegen sechs Uhr stieg majestätisch über'm Glärnisch die Sonne empor und gleich darauf stand die Gebirgswelt im hellen Glanz ihres Lichtes; die ganze Natur war erwacht.

Ich ließ mir vom biederen Wirth, der soeben sein rosiges Antlitz zu Thüre hinausgestreckt und mir guten Morgen gewünscht, das Frühstück zum Kreuze hinaufbringen und lauschte, zu Seiten desselben auf den Felsen gelagert, dem Geläut der fröhlich zur Weide ziehenden Rinderheerden, welches hell und vernehmlich jetzt aus der Tiefe des Thales heraufdrang. Dann griff ich zum Wanderstabe, drückte dem von Neuem nun wieder vereinsamten, wackeren Thurmwart zum Abschied noch freundlich die Hand und stieg hinab von der luftigen Höhe den sonnigen Thälern zu.

Von Einsiedeln, mit Besteigung des Klein-Auberg nach Hinter-Wäggithal und Netstall. Besteigung des Frohnalpstock; über Mühlehorn am Wallensee nach Luzern.

Die nach Einsiedeln führende Straße war größtentheils schattenlos; nur selten fand sich ein Baum, der vorübergehenden Schutz gegen die glühende Sonne gewährte. Bei solchen Gelegenheiten pflegt der Anblick eines kühlen Getränkes etwas äußerst Verlockendes zu haben. Auch ich sollte dies erfahren, als ich kurz vor dem Dörfchen Alpthal, von der Hitze schon sehr belästigt, ein Bauerngehöft passirte und am Fenster des dortigen Wohnhauses ein weibliches Wesen wahrnahm, das soeben ein mächtiges Glas Milch mit sichtlichem Behagen leerte. Auf die Frage, ob dieses Getränk auch verkäuflich sei, ward mir freundlich die Thür geöffnet und die Hausfrau erschien alsbald mit einem gigantenhaften, mit Milch angefüllten Topf, den sie nebst einem Stück Brod mir vorsetzte.

Die noch blutjunge Bäuerin war während der letzten vier Jahre zu drei wiederholten Malen eines Zwillingspaares genesen, eine Vergünstigung, auf welche die Frau nicht wenig stolz zu sein schien. Sie ermangelte denn auch nicht, die ganze Nachkommenschaft der Reihe nach vorzuführen, wohl jedenfalls mit dem Wunsch, meine Bewunderung wachzurufen. Der Anblick der kleinen Gesellschaft war denn auch in der That überraschend; die Kinder strotzten vor Gesundheit, eines war immer runder wie das andere, so daß man es der glücklichen Mutter allerdings nicht verdenken konnte, wenn sie stolz auf diesen Besitz war.

Von Alpthal führte der Weg durch üppig begrünte Landschaft. Nach wenigen Stunden erreichte ich das als Wallfahrtsort vielbesuchte und freundlich gelegene Einsiedeln. In der Mitte des Ortes erhebt sich das stattliche Kloster, der Sage nach vom heiligen Meinrad, einem Sohne des Grafen von Sulgen im Jahre 850 gegründet, ein mächtiger Gebäudecomplex, an dessen vorderer Front sich auf ziemlich geräumigem Platze eine Reihe von Verkaufs-Buden hinzieht. Das Innere der alten Abtei bietet neben der Bibliothek eine Reihe der kostbarsten Sammlungen. Auch an Kunstschätzen fehlt es nicht. Im

sogenannten Fürstensaal sieht man neben den prachtvollen Oelbildern verschiedener Könige und Päpste, auch das lebensgroße Portrait von Kaiser Wilhelm I. Die Zahl der im Laufe des Jahres einpassirenden Pilger soll gegen hundertfünfzigtausend betragen, woraus sich auch der Umstand erklärt, daß nahezu in jedem Hause für Unterkunft hier gesorgt ist.

Gegen sechs Uhr am anderen Morgen begab ich mich wieder auf den Weg und wanderte über Willerzell, durch Waldung und Weideland, zur Alp Ober-Staffel hinauf. Mit der Alp hatte ich eine Höhe von 5000 Fuß erreicht und zugleich das Ende des Weges. Um auf möglichst bequeme Weise nach Hinter-Wäggithal zu gelangen, ohne all' die verschiedenen Tobel und Schluchten passiren zu müssen, die hier die Richtung durchkreuzen, kam es jetzt zunächst darauf an, sich stets auf der Höhe zu halten. Daß solches ausführbar war, ersah ich aus meiner Karte. Zum Theil sich einander ergänzend, zogen sich breite und abgeflachte, mit Graswuchs bedeckte Grate, die netzartig sich verzweigten, gleich riesigen Festungswällen wohl drei bis vier Stunden weit hin, und konnte es bei richtiger Benutzung derselben nicht schwierig sein, mit Vermeidung sämmtlicher Schluchten den gewünschten Zweck zu erreichen.

So wanderte ich denn, fast ohne jegliche Steigung auf weichem Grase dahinschreitend und allmälig von einem Grat zu andern hinübertretend, in entsprechender Richtung weiter, zuweilen mit herrlichem Blick auf den Zürichersee zur Linken, sowie auf die schneebedeckte, rauhe Gebirgslandschaft, die zur Rechten und vor mir sich ausdehnte, und aus welcher der Tödi und Glärnisch mit ihren Gletschern hervorragten. Nach ungefähr vierstündigem Marsch, von Einsiedeln aus gerechnet, gelangte ich zum Klein-Auberg, der bei einer Gipfelhöhe von 5500 Fuß direct dem Grate entsteigt, auf dem ich mich zur Zeit befand. In Anbetracht der großen Nähe wie der prächtigen Witterung überlegte ich nicht erst lange und hatte noch vor elf Uhr, an den abschüssigen Rasenhängen nicht ohne Mühe emporklimmend, die Spitze des Berges erreicht.

Wiewohl die Aussicht von hier mit der vom Hügelkamm eine gewisse Aehnlichkeit hat, übertrifft sie die letztere doch durch größere

Vielseitigkeit und ist durch den freier gelegenen und isolirteren Standpunkt, den der Gipfel eben gewährt, eine ungleich großartigere. Durch irgend ein Naturereigniß muß dieser Berg seiner Zeit in der Mitte auseinandergeborsten und die nicht mehr sichtbare Hälfte in die Tiefe gesunken sein. Während nach der Seite hinaus, an der ich emporgestiegen, sich die Wände in Halbkreisform und conisch allmälig zulaufend, bis zum äußersten Gipfel emporziehen, einen halben Kegel somit in ihrer Gestaltung darstellend, fällt die andere nördliche Seite in senkrechtem Absturz ab und läßt von der Spitze aus in schwindelnde Tiefen blicken; ein Umstand, welcher das Schöne und Pittoreske der Aussicht noch gewissermaßen erhöht.

Nach einstündigem Aufenthalt stieg ich wieder zum Grat hinab und setzte den beschaulichen Weg nach Hinter-Wäggithal fort. Gegen zwei Uhr zum äußersten Ende der Höhenzüge gelangt, betrat ich alsbald einen Pfad, der im steilen Zickzack sich senkend, durch Erlen- und Fichtenwald hinab zur Thalsohle führte und mich in anderthalb Stunden zum Ziel meiner Wanderung brachte.

In dem kleinen Kurhaus daselbst fand ich alles sehr sauber und nett, eine ganz vortreffliche Küche, sowie einen liebenswürdigen, äußerst zuvorkommenden Wirth, aber nicht einen einzigen Gast; das Jahr ging eben zur Rüste. Zehn Minuten vom Hause entfernt befindet sich eine Quelle, die nach Aussage weiser Männer, wie nach sorglicher Analyse das beste und chemisch reinste, mithin gesündeste Wasser in den Alpen enthalten soll.

Gegen sechs Uhr am anderen Morgen zum Ende des Thales gelangt, stieg ich die hier zunächst gelegene, romantische Schlucht hinauf, um über die Höhen hinweg nach Netstall im Linththal zu wandern. Es wehte eine ziemlich frische kräftige Octoberluft, die mich rüstig ausschreiten ließ. Um sieben Uhr passirte ich die Hütten der von hohen Felsen umschlossenen, vereinsamten Aberlialp. Seit längerer Zeit schon geräumt, gewährte die Alp augenblicklich das Bild einer trostlosen Einöde; ich ließ unwillkürlich, wie um dem Herzen Luft zu machen, einen lauten Jagdruf erschallen, der, von Fels zu Fels getragen, erst in weiter Ferne verhallte. Nicht wenig erstaunt, den Ruf erwidert zu hören, sah ich aus einer der nächsten

Hütten einen jungen Sennen hervortreten, einen kräftigen, stattlichen Burschen, der nach kurzem, freundlichen Gruß und nachdem er erfahren hatte, wohin ich zu gehen beabsichtige, den Wunsch zu erkennen gab, mich durch das zunächst gelegene, zum Theil sehr coupirte Terrain eine Strecke weit führen zu dürfen. Ich nahm gern das Anerbieten an, zumal die Gesellschaft des hübschen und munteren Burschen mir zusagte. Inzwischen bemerkte ich erst jetzt die großen Mengen von Wurzeln, die rings um die Hütten herum an den Felsen aufgehängt waren, und welche mein junger Begleiter als Rhabarberwurzeln bezeichnete, mit deren Sammeln und Trocknen er schon seit geraumer Zeit auf der Alp hier beschäftigt sei, um sie später, und zwar für den Preis von 16 Franken per Centner an hiesige Droguisten zu verkaufen. Welche Anzahl von Menschenkindern, und gegen welch eine Summe, mag von solch' einem Centner wohl beglückt werden?

Von nun ab führte der Pfad, sich immer rauher emporwindend, durch ein wahres Steinlabyrinth, wo man sehr wohl zu achten hatte, vom Wege nicht abzukommen. Es war mir daher ganz erwünscht, mich noch von dem jungen Sennen einstweilen begleiten zu lassen. Späterhin, nachdem er sich verabschiedet, betrat ich ein Trümmerfeld von bemoosten Steinen und Felsblöcken, die wild und in allen Größen hier übereinander gethürmt, den Boden der Bergschlucht bedeckten, und, wie die gewaltige Lücke an der Felswand zur Rechten bekundete, vom oberen Rande derselben ihrer Zeit herabgestürzt waren.

Gegen neun Uhr hatte ich die Höhe des Ueberganges erreicht und stieg unter Beibehaltung der innegehabten Richtung von hier aus weiter zu Thale. Wohl in Folge von Unachtsamkeit gerieth ich nach kurzer Zeit in dichtes Gestrüpp von Wachholder- und Brombeer-Sträuchen, was mich über eine Stunde aufhielt, so daß ich erst um elf Uhr Vormittags in dem hochromantisch gelegenen, vom herrlichsten Waldesgrün umgebenen Richisau eintraf. Wie in Wäggithal so auch hier, wo sonst in der Sommerszeit das Haus mit Gästen gefüllt ist, fand ich nur noch die Wirthsleute vor, die, auch schon zum Aufbruch gerüstet, bereits für den nächsten Tag das Beziehen der Winter-Quartiere in Aussicht genommen hatten.

Um ein Uhr ging es wieder weiter, in der ersten Zeit steil

bergab, alsdann aber auf ebenem Wege das liebliche Klönthal entlang und am Bad Vorauen vorüber nach dem kleinen Klönthalersee, in dessen kristallenen Fluthen sich die schneeüberdeckten Wände des Ruchen=Glärnisch spiegelten. Ich kenne nur einen See, der an Pracht seiner Spiegelung es dem eben genannten sowohl, wie dem Königssee noch zuvorthut. Es ist dies der unscheinbare, kleine Oberblegisee, an dem man vorüberkommt, wenn man gleich von dem Urnerboden, einer Alp auf dem Clausenpaß, anstatt sich unmittelbar in das Linththal hinab zu begeben, sich mit letzterem parallel, an dem Oertchen Braunwald vorüber und über die Bächealp an den oberen Bergwänden hinzieht, um später auf direktem Wege nach Glarus hinabzusteigen. Man passirt dann den See an der Stelle, wo derselbe die dunklen Wände des Hinteren Glärnisch berührt, die, wie im Klönthalersee, doch noch schärfer und wirkungsvoller hier wiedergespiegelt werden.

Die Straße senkte sich jetzt und folgte dem Laufe des Baches, der durch schönes Tannengehölz hier munter zu Thale eilt. Gegen fünf Uhr gelangte ich nach Netstall, woselbst mich ein guter Stern in den Gasthof zum Adler führte.

Es pflegt Orte und Menschen zu geben, die vom ersten Augenblick an einen sympathischen Eindruck machen; so war auch ich überzeugt, ein Haus betreten zu haben, in dem ich mich wohl fühlen würde. Mein Stübchen hatte ganz das Gemüthliche eines angenehmen Privatraumes und nichts gemein mit dem Aussehen gewöhnlicher Gasthofszimmer. Vor Allem aber machte die Familie einen trefflichen Eindruck auf mich. Herr Sigrist, der Wirth, eine stattlich hohe Erscheinung mit prächtigem Silberhaar, war der Urtypus eines würdigen Mannes, der bei rüstiger Gesundheit noch, sich des Besitzes einer ebenso tüchtigen wie rechtschaffenen Frau erfreute. Die Töchter, zwei wohlerzogene und liebenswürdige junge Mädchen, hatten der Mutter bereits die Sorgen der Hauswirthschaft abgenommen, so daß man sich in jeder Beziehung vortrefflich aufgehoben sah.

Gegen Abend versammelte sich die ganze Familie im Gastzimmer, einem hübschen, wohnlichen Raum mit holzgetäfelten Wänden und mächtigem Kachelofen, welcher heute der Kälte wegen zum ersten Male geheizt, seine innere Wärme ausstrahlte. Es wurde musizirt

und geplaudert, und die Hausfrau erzählte viel von den in Beyrut und Cairo seit Jahren weilenden Söhnen, die Beide sich dort als Kaufleute ein glückliches Heim gegründet und deren Besuch, wie sie hoffte, noch im Laufe des Winters bevorstand. So vergingen die Abendstunden im traulichen Beisammensein und der Wächter hatte bereits seinen ersten Rundgang beendet, bevor wir uns zur Ruhe begaben.

Gegen sieben Uhr am anderen Morgen verließ ich das gastliche Haus und schritt dem am Ausgang des Ortes gelegenen Bahnkörper zu. Unmittelbar aus der Thalsohle aufsteigend, erheben sich gleich hinter Netstall der Frohnalp- und Fähristock. Der 6000 Fuß hohe Grat, der beide Berge mit einander verbindet, war das nächst zu erreichende Ziel; über ihn beabsichtigte ich im Laufe des heutigen Tages nach Mühlehorn am Wallensee zu wandern.

Der anfänglich durch Gehölz und später über grünende Alpen im Zickzack hinaufführende Weg begann gleich von vornherein mit recht erheblicher Steigung. Auch die Luft war auffallend schwül, so daß drei Stunden vergingen, bevor ich zum Grate gelangte. Die Berge zu beiden Seiten, deren ich vorhin Erwähnung gethan, überragen denselben noch um mindestens tausend Fuß. Der zur Rechten gelegene, gerundete Fähristock bietet dem Auge wenig Anziehendes, wohingegen der zugespitzte und steil aufragende Gipfel des Frohnalpstock mich so fesselte, daß ich mich entschloß, ihn sofort zu besteigen.

Eine Strecke weit ging es an begrasten, ziemlich abschüssigen Hängen hinauf, bis ich nach einer halben Stunde zu kahlen Wänden gelangte, die, aus mürbem Gestein bestehend, terrassenförmig sich aufbauten. Es begann nunmehr eine steile beschwerliche Kletterpartie, welche die eben genannte Zeit noch einmal in Anspruch nahm, so daß ich erst um elf Uhr Vormittags den äußersten Gipfel erreichte.

Der Frohnalpstock hat eine eigene, ganz seltsame Formation. Der obere, über die Höhe des Grates hinausragende Theil des Berges hängt weit nach Osten hin über, so daß man nach dieser Seite in eine senkrechte Tiefe von 300 Meter schaut. Der Blick in den Abgrund hinab, verbunden mit dem Bewußtsein, auf hoher,

felsiger Zinne wie über demselben zu schweben, hat etwas Ergreifendes, und es bedarf erst einiger Zeit, an den Anblick sich zu gewöhnen.

Die Aussicht war überaus großartig. Von den dunklen Wänden des Glärnisch und der langen, stattlichen Reihe seiner schneegekrönten Genossen nach der westlichen Seite hin begrenzt, sowie von dem Gletschergebiet des gewaltigen Bifertenstock, des Tödi und der Clariden nach Süden hin abgeschlossen, lag unten im tiefen Grunde das weithin verzweigte Linththal mit all' seinen Dörfern und Städtchen, durchströmt von den Fluthen der Linth, die als glänzender Silberfaden durch die grünen Matten sich hinzieht. Einem Riesensarkophage vergleichbar, erhob sich zur Rechten des Schildhorn, über den Wald von Bergspitzen hinweg, die mächtige Sardonagruppe, in deren Nähe noch jüngst der muntere Sprung einer Gemse immerhin dazu angethan war, meinen Wanderungen möglicherweise für immer ein Ziel zu setzen.

Gegen Osten, über den Abgrund hinweg, mir unmittelbar gegenüber, starrten wild und phantastisch zerklüftet die kahlen, düsteren Wände des Mürtschenstock hervor, ihre seltsam gezackten Spitzen und nadelförmigen Ausläufer hoch hinaus in die Lüfte sendend. Durch das nebengelegene Thal vermochte man in ferner Tiefe die blaugrüne Wasserfläche des Wallensee's zu erkennen, hinter welchem die dunklen Gestalten der Churfirsten sich erhoben. Ein Bild verdrängte das andere, und alle waren so schön und so stimmungsvoll, wie allein nur die Hand und der Pinsel der unerschöpflichen Natur sie malen und formen kann.

Das Fläschchen Hallauerwein war mittlerweile geleert. Im Begriff, mich hinab zu begeben, fiel mein Blick auf den Eisenbahnzug, der in diesem Augenblick gerade das untere Linththal entlang von Glarus nach Weesen dampfte. Der sonst so geflügelte Renner machte hier, von der Höhe aus gesehen, den Eindruck eines langen Heerwurmes, welcher träge und mühsam dahinkriechend, nur langsam sich fortbewegte.

Gegen drei Uhr befand ich mich wieder auf dem Grat und setzte mit Beibehaltung der zuvor unterbrochenen Richtung unverweilt meine Wanderung fort. Eine Strecke weit noch über ödes Weide=

land hinschreitend, erreichte ich alsbald eine Schlucht, die anfänglich steil sich senkend, und allmälig nach Norden hin abbiegend, etwa 1000 Fuß weiter abwärts, unter den Wänden des Mürtschenstock endete. Von nun ab verlor die Umgebung immer mehr ihren rauhen Character, hier und da sah man schon einen Baum oder kleinere Wiesenflecke, und bald entfaltete sich, vom lieblichen Plattensee, einem schmalen Gewässer, durchzogen, ein üppig begrünter Thalgrund, der mit jedem Schritt weiter hinab an Romantik und Schönheit zunahm.

Nach Verlauf einer halben Stunde, vom genannten See ab gerechnet, verließ ich die bisherige Richtung, überstieg den zur Rechten gelegenen, bewaldeten Hügelkamm und erreichte alsbald ein zweites, mit dem vorigen fast parallel hinlaufendes Seitenthal, durch welches ich in kurzer Zeit hinab nach Mühlehorn gelangte. Inzwischen war es finster geworden, so daß ich meinen eigentlichen Plan, noch am heutigen Abend per Nachen nach Quinten überzusetzen, um am folgenden Tage von dort die Churfirsten zu besteigen, unter solchen Umständen aufgab und statt dessen mir im Gasthof zur Tellsplatte ein Zimmer anweisen ließ.

Leider sollten die schönen Pläne buchstäblich zu Wasser werden. Schon lange vor Tagesanbruch hatte sich düsteres, schweres Gewölk am Himmel zusammen gezogen, um bald unter heulendem Sturm eine wahre Sündfluth von Regen auf Mühlehorn nieder zu senden. Erst gegen Mittag ließ das Unwetter nach und die Umgebungen traten allmälig aus der Nebelhülle hervor. Die Oberfläche des See's war dicht mit Blasen bedeckt und der Schnee an den Wänden der Churfirsten reichte fast bis Quinten herunter. Die Witterung hatte über Nacht ihren Character völlig geändert, und zwar, allen Anzeichen nach, keineswegs vorübergehend; der Winter hier in den Bergen war augenscheinlich im Anzuge und die Zeit der Wanderungen in der schönen Gottesnatur schien mit heute zu Ende zu gehen.

So benutzte ich denn den nächsten Zug, der von hier direkt nach Luzern ging. Die ganze Welt machte heute einen trüben, schwermüthigen Eindruck, die Höhen und Thäler ringsum lagen völlig in Dunst gehüllt, und über den Züricher see, den der Eilzug später passirte, war ein London's würdiger Nebel als dichter Schleier gebrei-

tet. Erst nachdem ich Luzern erreicht, begann sich das Wetter zu klären und an einzelnen Stellen auch schon der Himmel sichtbar zu werden; aber gleichwie im Glarnerland lag auch hier auf den Bergen der Schnee und die ganze Natur hatte winterlich sich gekleidet.

Der 11. Oktober verging noch mit Vorbereitungen zur Abreise, anderen Tages sagte ich Luzern und mit ihm der Schweiz Lebewohl, um nach nunmehr halbjähriger Trennung in die Heimath zurück zu kehren.

Besteigung des Hohenkasten und des Leistkam. Ueber den Pragelpaß nach dem Vierwaldstättersee.

Es war am 29. Juni, als ich Morgens sechs Uhr von dem am Fuße des Sentis gelegenen Oertchen Weißbad in der Richtung auf Brülisau die grünen Matten hinanstieg. Von den Strahlen der Sonne beleuchtet, schauten rings die vergoldeten Höhen auf die vom nächtlichen Schlummer erquickten Fluren hinab, die im Perlenglanze des Thaues als üppige Wiesengelände hier Hänge und Hügel schmückten. Aus dem lieblichen Thalgrund zur Linken ertönte das Glockengeläut der zu Berge ziehenden Rinder, und vom Gipfel des Hohenkasten wehte die weiße Fahne herab, als Zeichen, daß man oben willkommen sei.

Nach dreiviertel Stunden gelangte ich zum Fuße des Berges und stieg auf bequemem Wege zur Höhe des Sattels hinauf, der hier den genannten Gipfel mit dem nahen Kamor verbindet. Die grünen Alpen des Letzteren, die sich bis zur äußersten Spitze des Berges hinauferstrecken, waren heute der Tummelplatz zahlreicher Schafe und Rinder, die bunt durcheinander laufend, durch die übermüthigsten Sprünge ihr Wohlbehagen bezeugten und ein freundliches Bild gewährten, während ich am Felskopf des Hohenkasten gemächlichen Schrittes emporstieg.

Gegen neun Uhr erreichte ich das bescheidene, nur wenige Minuten vom Gipfel entfernte Unterkunftshaus und begrüßte hier

als alten Bekannten den biederen Bergwirth, der gleich der überwiegenden Mehrzahl seiner Appenzeller Kollegen mit dem Namen „Dörig“ behaftet, mich freundlich willkommen hieß. Ich fand ihn damit beschäftigt, an der Hand eines Sachverständigen um sein einsam gelegenes Häuschen einen eng geschlossenen Cordon von Blitzableitern zu ziehen, da in neuester Zeit die Gewitter diesen Berg wiederholt bedroht hatten.

Ohne großartig gerade zu sein, war doch der Blick von hier oben bei dem heutigen, klaren Wetter ein immerhin lohnender. In unmittelbarster Nähe, durch einen davorgelegenen, bewaldeten Hügelkamm mit dem Hohenkasten verbunden und zum Theil noch mit Schnee gefüllt, entfalteten sich die düsteren Schluchten und wildromantischen Hochthäler der benachbarten Sentisgruppe, deren steil aufragende Felswände gleich gewaltigen Riesenmauern immer weiter hinauf sich fortpflanzten, um schließlich mit dem Altmann und dem Hohen Sentis zu endigen. Von den Gipfeln des Prätigau, wie von den Vorarlberger Höhen nach der östlichen Seite hin begrenzt, dehnte sich unten das Rheinthal aus, dessen Lauf man von Chur bis Ragaz und weiter von hier, an Buchs, an Feldkirch und Rheineck vorüber, bis hinunter zum Bodensee mit dem Auge verfolgen konnte. Die tiefblaue Wasserfläche lag heute in der ganzen Pracht ihrer endlosen Ausdehnung da, und über den See hinaus, zum Theil schon in Nebel verschwimmend, hoben sich Bayerns ferne Gebirge am Horizonte ab.

Bei längerem Aufenthalt und entsprechender Witterung gewährt noch der umfangreiche, gegen 6000 Fuß hohe Gipfel durch seine verschiedenen Vorsprünge, deren jeder ein neues Bild nach Außen hin dem Auge vorführt, und welche zu recht interessanten und lohnenden Kletterpartien die erwünschte Gelegenheit gaben, einen nicht zu verkennenden Reiz, wie denn auch die hübschen Spaziergänge nach dem nahegelegenen Kamor eine reiche Abwechslung bieten.

Die Ruhe des Nachmittags wurde leider alsbald gestört durch einige zwanzig Kantonschüler, die unter Gejodle und Lärmen, den in Schweiß gebadeten Mentor im unmittelbaren Gefolge, nach einander heraufgestürmt kamen, um hier, in den höheren Luftschichten, um die

Fahnenstange versammelt, nach allen Seiten hinaus die Kraft ihrer Lungen zu prüfen. Erst als es zu dämmern begann, begaben sie sich wieder auf den Heimweg, und nur noch von Zeit zu Zeit vernahm man aus weiter Ferne vereinzelte Jubellaute, während oben auf dem Gipfel jetzt eine wohlthuende Stille eintrat, die nur noch in später Stunde, nachdem die Sonne inzwischen schon lange untergegangen, durch den eintönigen Ruf eines Nachtvogels hin und wieder unterbrochen wurde.

Anderen Morgens hatte sich der Himmel mit dichten Wolken bezogen. Zum genannten Sattel gelangt, verließ ich, nach links hin mich wendend, den gestern benutzten Weg, umschritt auf der westlichen Seite den Felskopf des Hohen-Kasten und stieg an der abschüssigen Bergwand, zum Theil über wüstes Geröll, in Zeit von drittehalb Stunden nach dem Orte Saletz hinab, um weiter das Rheinthal entlang mit dem Zuge nach Buchs zu dampfen. Von hier aus benutzte ich die Landstraße und wanderte im Laufe des Nachmittags nach Starkenbach im Toggenburg, wo ich bei strömendem Regen eintraf.

Auch am Morgen des 1. Juli war der Himmel noch immer verschleiert. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, die einmal geplante Besteigung des Leistkam aufzugeben, und begab mich um fünf Uhr auf den Weg. Dem schmalen Seitenthal folgend, das sich hier in südlicher Richtung direkt bei Starkenbach abzweigt und in drei verschiedenen Stufen sich ganz allmälig emporzieht, gelangte ich nach dreistündigem Marsch, durch schönes Nadelgehölz und weiterhin längs des Baches an grünen Alpen hinaufsteigend, zu dem über 5000 Fuß hohen, den Leistkam und Fliegenspitz mit einander verbindenden Grat. Die jäh aufstrebende Felswand, die gleich einem Riesendach zum Gipfel des ersteren hinaufführt und aus plattenartig geformten, mit Haidekraut und Gestrüpp, hier und da auch mit Alpenrosen bedecktem Gestein besteht, war zum Aufstieg ziemlich beschwerlich und nahm über eine Stunde in Anspruch.

Gegen neun Uhr hatte ich die schmale, gegen 7000 Fuß hohe Schneide, die den Gipfel darstellt, erreicht. Der Anblick, der sich hier darbot, überraschte insofern nicht, als die Witterung mich während

des Aufstiegs schon genügend vorbereitet hatte. Die drüben gelegenen Höhen, sowie das gesammte Linththal mit den es umschließenden Bergen lagen in undurchdringlichem Nebel, der schon auf der anderen Seite des Wallensee's sich erhebend, einem düsteren Vorhange gleich, dem Auge nach dorthin ein Ziel setzte und nur die dunklen Fluthen des soeben genannten See's, von der übrigen Schöpfung getrennt, verlassen und einsam zurückließ. Wie der Unterwelt angehörig, in senkrechter, schwindelnder Tiefe von über 4000 Fuß, traten unten die lichtlosen Wasser aus dem dichten Nebel hervor; alles, was sie umgab, lag völlig in Dunst gehüllt, nur die wilden Gestalten der Churfirsten blickten kalt und ernst auf sie nieder.

Auch zur Rechten und hinter mir, vom Speer bis zur Sentis-gruppe, und weiter von hier bis zum Rheinthal und den Höhen Vorarlbergs deckte dunkle Wolkennacht die nach dorthin gelegenen Bergketten. Es beschränkte sich somit Alles, was heute vom Leist-kam aus dem Auge zugänglich war, auf den eben geschilderten Blick in den nahen Abgrund hinab, ein ernstes, düsteres Bild, welches trotz des begrenzten Umfanges nicht minder ergreifend war.

Mich den großartigen Eindrücken hingebend, verharrte ich auf der schmalen Dachfirst, mit der man die Gipfelschneide dieses seltsam geformten Berges wohl füglich vergleichen darf, bis nahezu elf Uhr Vormittags.

Etwa dreiviertel Stunden später stand ich wieder unten am Grate und wanderte von hier durch Gehölz, über Wiesen- und Weideflächen nach dem malerisch gelegenen Amden, wo ich zwei Uhr Nachmittags eintraf.

Mit der körperlichen Verpflegung hatte ich heute kein besonderes Glück. Das mir im Gasthof empfohlene junge Hähnchen war weder Hähnchen noch jung, vielmehr ein schon hochbetagter, ehrwürdiger Patriarch, der, bevor seinem ruhmvollen Leben die gefühllose Hand der Köchin ein jähes Ende bereitet, auf ein reich gesegnetes Wirken mit Befriedigung zurückblicken konnte. Wie der Cid noch nach seinem Tode, in glänzender Waffenrüstung auf seiner Babieca sitzend und dem Feinde entgegengeführt, Furcht und Schrecken um sich verbreitete,

so senkten sich auch scheu und entmuthigt Messer und Gabel heute vor der Achtung gebietenden Erscheinung.

Leichten Fußes, vom Mittagsessen in keiner Weise belästigt, schritt ich schon in der nächsten Stunde durch Gärten und Wiesengrün den nahen Abhang hinunter und gelangte um fünf Uhr Nachmittags nach Weesen am Wallensee, um noch im Laufe des Abends mit der Bahn nach Glarus zu fahren.

Nachdem ich mich hier der regnerischen Witterung wegen zwei Tage lang aufgehalten, begab ich mich am 4. Juli wieder auf den Weg und wanderte bei heiterem Himmel, aber drückender, schwüler Luft zum Klönthalersee hinauf, um über den Pragelpaß, ein 6000 Fuß hohes Joch, mich dem Muottathal zuzuwenden. Nach vierstündigem Marsch in Richisau angelangt, fand ich die in der Nähe des Hauses gelegenen Waldpartien von zahlreichen Kurgästen belebt, die zum Theil im Schatten der Bäume in malerischen Gruppen gelagert, hier Kühlung und Schutz gegen die glühende Sonne suchten. Schon während ich mich dem Gasthause näherte, hatte ich kleine, zerrissene Wölkchen von dunkler Färbung bemerkt, die schnell am Himmel herauf zogen und allem Anscheine nach auf Aenderung der Witterung deuteten, eine Wahrnehmung, die mich veranlaßte, nur kurze Zeit zu verweilen.

Nach weiteren fünfviertel Stunden erreichte ich den Ausgang des Waldes, passirte die dortigen Sennhütten und war soeben im Begriff, zwischen kahlen Felsen hinauf meine Wanderung fortzusetzen, als ich vor mir düsteres Gewölk aus den Bergen emporsteigen sah und das ferne Rollen des Donners sich deutlich vernehmen ließ. So weit es die maßlose Schwüle und die Steigung gestatteten, beschleunigte ich meine Schritte, um womöglich noch vor dem Gewitter den Uebergangspunkt zu erreichen. Es folgte jetzt Blitz auf Blitz und krachend hallte der Donner an den dunklen Felswänden wieder.

Um ein Uhr überschritt ich die Paßhöhe. Ein dichter, schwarzer Knäul von Wolken trat mir entgegen, der Berg und Thal in nächtliches Dunkel hüllte und kaum eine Strecke weit die Landschaft erkennen ließ. In schlangenartigen Windungen fuhren grelle, blendende Blitze gleich feurigen Meteoren an der vorderen Wolkenwand nieder, während es

gleichzeitig hier und da aus dem Innern der düsteren Massen wie aus einer geheimnißvoll verborgenen Flammenwelt aufleuchtete. Im Geschwindschritt nunmehr dahin eilend, hatte ich während des Gehens bereits den Tornister vom Rücken genommen, um den Regenrock klar zu machen, als ich nicht allzu weit von mir einen kleinen Holzbau entdeckte, der nach einer Seite hin offen, im Uebrigen ziemlich dicht mit Brettern verkleidet war und neben dem nöthigen Schutz durch eine im Innern befindliche Bank eine gewisse Behaglichkeit darbot.

Kaum befand ich mich unter Dach, als auch schon vom Himmel herab eine wahre Sündfluth hereinbrach, und der mit lautem Geprassel zur Erde stürzende Regen bis zur Mitte der Hütte hineinspritzte. Von mäßigem Winde begleitet, bewegten sich die Wolkenmassen nur allmälig und langsam vorwärts, so daß an baldige Erlösung vor der Hand nicht zu denken war. Ich glaubte unter solchen Umständen nichts besseres thun zu können, als einige versäumte Notizen im Tagebuch nachzuholen und draußen die Elemente nach Gefallen toben zu lassen.

Nach nahezu dreistündiger Dauer hörte endlich der Regen auf. Das Wasser hatte inzwischen den Pfad derartig erweicht, daß ich es für richtiger hielt, auf den Alpweiden abwärts zu schreiten, bis ich später die Stelle erreichte, wo jegliche Auswahl aufhört und wo man gezwungen ist, auf dem denkbar schlechtesten Wege über glatte, steinerne Stufen und holperige Felsen hinweg, an der Bergwand nieder zu steigen. Mit Wonne begrüßte ich gegen Abend das unten auf grünem Grunde entzückend gelegene Muotta, um hier im Gasthaus zum Hirsch, von der alten, würdigen Wirthin auf das Allerbeste verpflegt, den Tag zu beschließen.

Der folgende Morgen erwachte bei herrlichem Sonnenschein. Nach ungefähr vierstündigem Marsch durch das anmuthige Muotta-Thal, welches seit dem Kampf der Franzosen mit den Russen (1799) eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, erreichte ich gegen neun Uhr Brunnen und fuhr mit dem nächsten Dampfer über den Vierwaldstättersee nach Luzern.

Im Gasthof daselbst wurde ich in auffallend zärtlicher Weise von dem Hund des Hauses begrüßt, während sonst dieses Thier,

wie die Wirthin wiederholt versicherte, die Fremden im Allgemeinen nur wenig zu beachten pflegte. Wir konnten uns diese seltsame Zuneigung anfänglich garnicht erklären, bis wir uns schließlich Beide entsannen, daß ich den nämlichen Hund im Laufe des vergangenen Herbstes, da er kaum neun Monate alt war, aus dem Wasser gezogen hatte und zwar in dem Augenblick, wo ihn die See zu verschlingen drohte. Obschon es etwas gewagt schien, ein solches Gedächtnißvermögen bei dem Thiere vorauszusetzen, vermochten wir doch andererseits keine bessere Erklärung zu finden.

Ich hielt mich diesmal in Luzern eine volle Woche lang auf, um auf dem Vierwaldstättersee, der, ohne den übrigen Seen der Schweiz und Oberitaliens, wie denen der österreichischen Alpen zu nahe treten zu wollen, doch immer die Perle bleibt, mit dem Segelboot wieder einmal nach Gefallen umherzukreuzen.

Am Abend vor meiner Abreise, als ich, eben von Gersau kommend, schon den vorderen Seearm erreicht hatte, rief die untergehende Sonne noch im Scheiden ein Alpenglühen von bezaubernder Schönheit hervor. Der See hatte nach und nach seine bisherige Färbung verändert und schimmerte augenblicklich im reinsten malachitfarbenen Grün, wie man solches nur in vereinzelten und seltenen Beleuchtungs-Momenten am Meer zu beobachten pflegt. Als großartiges Amphi-Theater prangten rings die niederen Höhen in allen Schattirungen des Prisma, während oben die beschneiten Kuppen in goldigem Glanze erglühten, hin und wieder, wie nochmals geschürt von unterirdischem Feuer, intensiver und heller aufflammend. Mit blutrothem Schein übergossen, hob sich das firnbedeckte Haupt des Titlis vom nächtlichen Himmel ab und die Felswände des nahen Pilatus entwickelten eine Farbenpracht, wie sie selbst Tirols Dolomiten bei gleicher Veranlassung nicht schöner hervorzaubern können. Der ganze See war belebt von Gondeln und kleineren Nachen, die das abendlich schöne Schauspiel noch spät hinausgelockt hatte, und zur Rechten vom Ufer her, vom Hotel National herüber, ertönte in weichen Accorden der Brautmarsch aus Lohengrin.

Das Boot glitt inzwischen geräuschlos auf dem sanft gekräuselten Wasser bei leichtem Winde dahin, und als ich in Luzern an

Land stieg, war Alles bereits vorüber und an Stelle des lange entschwundenen verloschenen Tagesgestirns zog jetzt, immer mehr und mehr seinen funkelnden Glanz entfaltend, das endlose Sternenheer am nächtlichen Himmel herauf.

Besteigung des Pilatus. Durch das Maderanerthal zum Brunnigletscher und über den Kreuzlipaß nach Dissentis.

Am 12. Juli Vormittags verließ ich Luzern und dampfte nach Hergiswyl, um endlich einmal dem Pilatus, den ich bisher noch immer vernachlässigt, den schuldigen Besuch zu machen. In Folge der schon vorgerückten und wärmeren Tageszeit, sowie der entzückenden Umblicke, die mich mehrfach verweilen ließen, vergingen beinahe vier Stunden, bevor ich das Klimsen-Hotel am Fuße des Kegels erreichte. Der Baumwuchs hörte hier auf und kahle Felsengebilde erhoben sich zu den Seiten, die mit jedem Schritt höher hinauf einen rauheren Charakter annahmen.

Vom Hotel ab zieht sich der Weg zum Theil durch Geröllpartien mit stellenweis strenger Steigung zu einer sich frei und senkrecht erhebenden Wand empor, die, hier in der Mitte durchbohrt, mit Hülfe einer Treppe passirt wird. Zum oberen Ausgang gelangt, ist man in hohem Grade überrascht, den bis dahin dem Auge verdeckten, gegen 7000 Fuß hohen Gipfel, sowie das hart an demselben gelegene Hotel Bellevue ganz nahe vor sich zu sehen.

Die Aussicht war heute leider eine verhältnißmäßig beschränkte. Das ganze Berner Oberland lag völlig in Wolken gehüllt, dagegen blickten die Häupter des schneeüberdeckten Scheerhorn, des Titlis und Uri-Rothstock über das Meer von Spitzen hinweg und im Vordergrund tauchten die Höhen des bewaldeten Bürgenstock, des Rigi und seiner Nachbarn, gewaltigen Inseln gleich, aus den blaugrünen Fluthen des Vierwaldstätter- und Zuger See's empor. Zur Stunde prächtig beleuchtet, umstanden die Glarner Berge wie die Gipfel von Appenzell den östlichen Horizont und die Gletscher des nahen Glärnisch erglänzten im Sonnenlichte. Insbesondere gewährte Luzern mit seinen zahl-

reichen Villen, seinem lebhaften Hafenverkehr, wie den kommenden und gehenden Dampfern, aus der Vogelperspective gesehen, einen sehr interessanten Anblick.

Anderen Morgens war der Himmel bedeckt und jegliche Aussicht benommen. Ich begab mich daher bei Zeiten hinunter nach Hergiswyl, fuhr von dort per Dampfer nach Fluelen und wanderte dann über Amstäg nach dem Oertchen Bristen hinauf, wo das Maderanerthal beginnt. In dem bescheidenen Pfarrhaus daselbst fand ich ganz vortreffliche Aufnahme. Der Kaplan war ein äußerst charmanter und liebenswürdiger Herr, während die stramme Köchin desselben alle Eigenschaften in sich vereinigte, die dem Fremden den Aufenthalt behaglich und angenehm machen.

Das Maderanerthal zieht sich über drei Stunden weit hin. Am oberen Ende desselben liegt der Gasthof zum Alpenklub, wo ich am nächsten Vormittag eintraf. In einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, steht das Haus hoch oben auf dem Kamm eines bewaldeten Hügelrückens, der dem grünen Thalgrund entsteigt. Von dunklen Tannen umgeben, die nach allen Richtungen hin von Promenadenwegen durchkreuzt sind, gewährt das Hotel nach der Seite, von der ich gekommen war, einen prächtigen Blick hinab auf das vielfach sich windende Thal und weit darüber hinaus auf die ferner gelegene Gebirgswelt. Immerhin ein schöner Punkt, um einige Wochen hindurch, dem geräuschvollen Treiben entrückt, beschaulich leben zu können!

Da ich im Laufe des nächsten Tages über den Brunnipaß, ein ziemlich beschwerliches, gegen 9000 Fuß hohes Joch, nach Dissentis zu wandern gedachte, machte ich nur noch vor Abend einen Spaziergang zum benachbarten Hüfigletscher und begab mich dann zeitig zur Ruhe.

Die Witterung am folgenden Morgen war trotz des klaren Himmels nicht sehr vertrauenerweckend. Ich entschloß mich dennoch zum Aufbruch, verließ gegen vier Uhr das Haus und begab mich zunächst hinab zu den nahe gelegenen Sennhütten. Gleich hinter denselben beginnen ziemlich abschüssige Weidehänge, die zuvor zu erklimmen sind, um zum richtigen Weg zu gelangen, der sodann an steiler Bergwand zu einem felsigen Hochthal hinaufführt.

Von hier ab wurde die Umgebung mit jeder Minute öder, die rauhe, einsame Felsschlucht verengte sich mehr und mehr, um später an einem Gebirgsbach gewissermaßen ihren Abschluß zu finden. Ueber ersteren, der in der Tiefe, durch die Felsen zu beiden Seiten in beschränktere Bahnen gedrängt, mit Donnergetöse dahinbraust, führte eine kleine Brücke hinweg, zwei dürftige, schmale Bretter, die indessen vollkommen genügten, zum anderen Ufer zu gelangen. Drüben zog sich ein leidlicher Fußweg an der sanft ansteigenden Bergwand einige hundert Fuß empor, um sodann, eine kurze Strecke fast eben an der Halde hinlaufend, sich mit dem in gewaltigen Sprüngen der Tiefe zueilenden Bach allmälig wieder zu vereinigen. Das Uferterrain wurde hier mit jedem Schritt weiter hinauf beengter und schwieriger. Ich sah mich lange vergeblich nach irgend einer Brücke um. Erst nach ziemlich mühsamem Klettern zu Seiten des eingezwängten, in zahllosen Wasserfällen zu Thale stürzenden Baches, gelangte ich zu einer Stelle, wo derselbe noch einige Schritt weit mit Lawinenschnee überwölbt war, mit dessen Hülfe ich in wenigen Minuten das jenseitige Ufer gewann. Ich stieg nun in schräger Richtung an der Bergwand zur Rechten hinauf, überschritt noch ein kleines Schneefeld und erreichte sodann, nach nunmehr dreistündiger Wanderung, ein enges, hier den einzigen Durchgang bildendes Felsenthor. Nur wenige Schritte noch, und ich trat hinaus in das obere Brunnithal.

Ein großartig schöner Anblick bot hier sich dem Auge dar. Von mächtigen, fast senkrechten Felsen und schneeüberdeckten Kuppen amphitheatralisch umschlossen, und in zwei gewaltigen Terrassen aus der Höhe von 9000 Fuß zum genannten Hochthal herabstürzend, lag der Brunnigletscher jetzt vor mir, auf dessen äußerstem Kamm, dem Auge noch einstweilen verborgen, sich der Uebergangspunkt befand, über den mich heute der Weg nach Dissentis führen sollte. Der untere Auslauf des Gletschers war noch 15 Minuten entfernt, so daß es an Zeit nicht gebrach, über die richtige Art des Aufstiegs sich vorher schlüssig zu machen.

Ich wählte die Moraine zur Rechten, die nicht allzu steil und zum Theil noch mit Schnee bedeckt, sich zum Aufstieg vortrefflich eignete. Einen hochimposanten Anblick gewährte die spiegelblanke,

zur Linken gelegene Eisfläche, die in ziemlich beträchtlicher Breite und jähem, gewaltigen Absturz sich steil in die Tiefe senkte. Zum Ende der Moraine gelangt, betrat ich ein ausgedehntes, fast ebenes Gletscherplateau, dessen linken Rand zu gewinnen bei den wenigen vorhandenen Spalten keine weitere Schwierigkeit hatte.

Soweit es sich beurtheilen ließ, lag jetzt der beschwerlichere Theil der heutigen Wanderung vor mir. Nur mäßig mit Schnee bedeckte, von Felsköpfen hier und da unterbrochene, jähe Eiswände führten weiter hinauf zu der oberen Gletscherterrasse. Mit möglichster Schonung der Kräfte, mich vielfach im Zickzack bewegend, ging es langsam und vorsichtig aufwärts. In der nächsten Umgebung der Felsköpfe wurde die Eiswand an einzelnen Stellen so glatt und bedenklich steil, daß nur durch Schlagen von Stufen der Aufstieg zu ermöglichen war.

Nach manchem mühsamen Schritt erreichte ich um zehn Uhr Vormittags das obere Gletscherplateau. Ich befand mich jetzt inmitten einer großartigen Eiswelt. Zwischen mir und dem Oberalpstock, der drüben auf der anderen Seite seine wildzerklüfteten Eismassen auf den Brunnigletscher hinabsandte, senkte letzterer sich in jähem Absturz mit seinen verschiedenen Terrassen der nämlichen Tiefe zu, der ich erst vor Kurzem entstiegen, während über mir, im unmittelbaren Anschluß an die äußerste Gletschererhebung, die Gipfel des Piz Cavadires und Piz d'Acletta hervorragten, zwischen denen — der Karte nach — sich die Paßhöhe befinden mußte. Starr und ernst, ein Bild voller Hoheit, lag die herrliche Firnenwelt da und kein Geräusch unterbrach die lautlose Stille ringsum; was tief im Inneren der Gletscher die Bäche sich unten erzählten, drang nicht an die Oberwelt.

Es ist stets eine eigene Empfindung, inmitten der Eisregionen, von ihrer bezaubernden Pracht, doch zugleich auch von ihren Schrecken und verborgenen Gefahren umgeben, von menschlicher Hülfe fern sich völlig allein zu wissen und nur auf die eigene Vorsicht und Kraft angewiesen zu sein, und beschleicht wohl den Muthigsten selbst zuweilen ein banges Gefühl, wenn er sich dem Gedanken hingiebt, es könne ein plötzlicher Unfall unerwartet an ihn herantreten. Und doch ist wiederum der Reiz, mit der Schöpfung allein zu sein, ein so

überwiegend großer, daß derartige Reflektionen gottlob nur selten sich Bahn brechen.

Ich betrat nun alsbald einen breiten, fast horizontalen Eisrücken, dem ich wenige Minuten folgte, um sodann im Bogen nach rechts der Paßhöhe zuzusteuern, zu der sich die Gletscherwand in allmäliger Steigung emporzog. Das Eis war hier mehr zerklüftet und erfordert e größere Vorsicht.

Eine halbe Stunde vielleicht mochte ich vom Uebergangspunkt noch entfernt sein, als ich mich plötzlich von allen Seiten von Nebel umgeben sah. Wohlbekannt mit dem tückischen Feinde, überlegte ich nicht erst lange, sondern hemmte sofort die Schritte. An ein Auffinden des Paßüberganges, so lange der Nebel anhielt, war schlechterdings nicht zu denken, wohl aber Gefahr vorhanden, in eine der Spalten zu stürzen oder sich in dem unbekannten und wilden Gletschergebiet noch schließlich ganz zu verwirren. Und doch wurde es wiederum mir schwer, an sofortige Umkehr zu denken, indem ich noch immer hoffte, die Dunstmassen würden sich zertheilen. So suchte ich mir denn in der nächsten Umgebung einen möglichst spaltenfreien Fleck auf und spazierte hier auf und ab, um der Kälte mich zu erwehren.

Die Cigarre, die ich zum Trost mir inzwischen angezündet, war indessen schon längst beendet, ohne daß ein Weichen des Nebels sich hätte wahrnehmen lassen; derselbe wurde vielmehr mit jeder Minu te dichter und entließ einen bitter kalten, eisigen Niederschlag, der alsbald in strömenden Regen und Schneetreiben überging. Es war jetzt die höchste Zeit und kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn ich nicht für den Rückweg selbst das Schlimmste befürchten wollte. Noch waren zum Theil meine Spuren auf dem harten Firnschnee erkennbar, in wenigen Minuten schon konnten sie gänzlich verwaschen sein.

So eilte ich denn, mir nur soviel Zeit noch nehmend, in den Waterproof mich zu hüllen, im Geschwindschritt den Gletscher hinab, nicht ohne gewisse Besorgniß an die abschüssige Eiswand denkend, die schon beim Aufstieg so schwierig gewesen. Bald lag sie unmittelbar vor mir, in jähem Absturz allmälig in der Nebelnacht unten verschwindend und gepeitscht von fallendem Regen, der in Strömen an ihr

hinabfloß und die erst kürzlich geschlagenen Stufen bereits hinweggespült hatte. Recht schmerzlich vermißte ich die Fußeisen, die ich thörichter Weise nebst einigen Karten und Plänen nach Dissentis vorausgeschickt hatte. Auf die gut benagelten Bergschuhe und den Alpstock allein mich verlassend, stieg ich so denn mit äußerster Vorsicht an dem abschüssigen Gletscher hinab. Die eisigen Niederschläge im Verein mit der nur langsamen Fortbewegung machten fast die Glieder erstarren und nahmen ihnen jene Geschmeidigkeit, die bei derartig steilem Abstieg, wie beim Stufenschlagen an glatter und jäher Wand gerade jetzt so dringend erwünscht war. Um so mehr fühlte ich mich erleichtert, als die schlimmsten Stellen passirt waren und das untere Gletscherplateau aus dem Nebelschleier hervortrat; allerdings blieb noch eine Strecke von mindestens 100 Fuß, bevor ich mich als geborgen und gesichert betrachten durfte.

Ich bin in der That nicht im Stande, mir Rechenschaft abzulegen, ob es etwa das Bedürfniß war, mich kräftiger fortzubewegen, oder aber der beruhigende Anblick des unten ganz frei von Schründen fast eben verlaufenden Gletschers, was mich schließlich dennoch veranlaßte, der gebotenen Vorsicht zuwider den Abstieg mehr zu beschleunigen, als rathsam war. Indessen mochte ich wohl kaum einige zwanzig bis dreißig Schritte von Neuem zurückgelegt haben, als plötzlich mein rechter Fuß ausglitt und ich auf den Rücken schlug, um schon in der nächsten Secunde mit rasender Geschwindigkeit an der Eiswand niederzufahren. Zum Glück behielt ich hierbei soviel Geistesgegenwart noch, mich mit Hülfe des Pickels, den ich fest nach oben hin einstemmte, in der richtigen Lage zu erhalten und jede Drehung des Körpers, oder gar ein Kopfüberstürzen von vornherein zu verhindern.

Unten angelangt, rutschte ich auf dem Eise noch eine ziemliche Strecke weit fort, während Hut und Tornister, welch' letzterer durch Platzen der Riemen sich vom Rücken losgelöst hatte, vereinzelt allmälig nachfolgten. Gottlob war ich unversehrt. Mittelst einiger Reserveschnüre war auch der Tornister alsbald wieder dienstfähig hergestellt, so daß ich, in beschleunigtem Tempo auf dem ebenen Gletscher dahinschreitend, die starren und steifen Glieder wieder einigermaßen erwärmen konnte.

Zur anderen Seite des Ferners und zugleich zur Moraine gelangt, stieg ich weiter hinab und befand mich alsbald am Ende der Eisregion. Ich betrat jetzt die Brunnialp, um hier zwischen tiefen Pfützen eine Zeit lang umher zu waten. Sehr willkommen war ein seitwärts gelegener, etwas überhängender Felsblock, der Schutz gegen den Regen gewährte und so Gelegenheit bot, ein wenig sich auszuruhen.

Nicht lange darauf durchschritt ich das Felsenthor und gelangte hinab in das untere Brunnithal. Der Hoffnung, von hier aus den Marsch etwas mehr beschleunigen zu können, um möglichst vor Dunkelwerden das Club-Hotel noch zu erreichen, stellten sich leider Hindernisse verschiedener Art entgegen. Kleine Wildbäche, die ich am Morgen nur wenig beachtet hatte, stürzten jetzt als reißende Ströme von den nahen Felsen herab und versperrten den Weg. Wiederholentlich war ich gezwungen, an der Bergwand hinaufzusteigen, um erst eine Stelle zu suchen, wo man mit Hülfe der hier und da aus dem Wasser hervorragenden Felsstücke den Bach überspringen konnte. Auch war es in Folge des Nebels wie des noch immer strömenden Regens nachgerade so finster geworden, daß es aller Umsicht bedurfte, vom Wege nicht abzukommen.

Durchnäßt und erschöpft langte ich endlich gegen acht Uhr Abends im Gasthofe an, um in dessen behaglichen Räumen von der Wanderung auszuruhen.

Es regnete die Nacht über weiter und hörte erst am Morgen auf. Mit Rücksicht darauf, daß Tage vergehen konnten, bis das Brunnijoch wieder passirbar, hatte ich mich inzwischen entschlossen, zum Uebergang nach Dissentis den Kreuzlipaß zu benutzen, der um 1000 Fuß niedriger, auch selbst unter jetzigen Verhältnissen nicht besonders schwierig sein konnte. Ich begab mich daher bald auf den Weg und wanderte zunächst das Maderanerthal bis zu der Stelle hinab, wo sich zur Linken die Bergschlucht aufthut, die den Eingang zum Etzlithal bildet. Auch hier sah man überall noch die Folgen des gestrigen Regens. Mit gewaltigen Wassermassen tobte donnernd die schäumende Etzli durch die enge Felsklamm dahin, hin und wieder entwurzelte Baumstämme und Steinblöcke mit sich führend. Auch

am oberen Ausgang der Schlucht, wo das Thal sich erweiterte, boten die zu den beiden Seiten von den Bergen stürzenden Wildbäche das nämliche Schauspiel dar. Die wenigen Brücken und Stege hatte während der letzten Nacht das Wasser mit fortgespült, und der eigentlich übliche Weg am linken Ufer der Etzli, der dort über Wiesen und Alpen allmälig zu Berge führt, war schlechterdings unpassirbar. Es blieb daher nur der Ausweg, baldmöglichst auf die andere Seite des Baches überzutreten und hier den Versuch zu machen, ohne Pfad oder sonstigen Anhalt die Paßhöhe zu erreichen. Wie gestern im Brunnithal fand sich bald eine geeignete Stelle, wo man mittelst Lawinenschnee den Bach überschreiten konnte, so daß ich mit leichter Mühe zum jenseitigen Ufer gelangte.

Einstweilen an den abschüssigen Hängen über Fels und Gestein emporsteigend, ohne hierbei auf Hindernisse erheblicher Art zu stoßen, sah ich mich schon nach Verlauf einer Stunde durch einen Gebirgsbach gehemmt, der in zwei über einander gelegenen, gewaltigen Wasserfällen von hoher Felswand herabstürzte. Auf der anderen Seite begannen ziemlich schwierige Kletterpartien, die indessen ebenso wenig wie der Bach zu umgehen waren. Die einzige passirbare Stelle war der zwischen beiden Cascaden befindliche Zwischenraum, ohne deßhalb behaupten zu wollen, daß dessen Benutzung gerade sehr verlockend gewesen wäre. Vier größere, scharfkantige Felsstücke, einige Fuß weit von einander entfernt und vom tosenden Bergstrom umbraust, vermittelten den Weg zur anderen Seite des Baches. Nichtsdestoweniger, auch selbst auf die Gefahr hin, ein tüchtiges Sturzbad zu bekommen, entschloß ich mich zum Uebergang. Die Augen stets unverrückt auf das nächste Felsstück gerichtet, um nicht durch den zufälligen Blick auf das schäumende und wirbelnde Wasser die Sinne zu irritiren und Schwindel hervorzurufen, sprang ich mitten durch das Gewoge und den wahrhaften Höllenlärm der mich umtobenden Massen, von dem niederstürzenden Fall mit gewaltigen Mengen von Gischt und Staubregen überschüttet, von einem Felsstück zum andern und gelangte so wohlbehalten zum jenseitigen Ufer hinüber.

Längs der Bergwand nunmehr an schmalen Felsbändern aufsteigend, betrat ich nach dreiviertel Stunden ein mit Moos bedecktes

Gesims und entdeckte hier nach kurzem Suchen einen engen, kaminartigen Einschnitt, mittelst dessen ich in wenigen Minuten, mit Hülfe der Hände am rauhen Gestein emporkletternd, die Höhe der Wand erreichte.

Ich befand mich jetzt auf einer kahlen, mit Trümmern bedeckten Halde. In Ermangelung irgend eines Weges hatte ich mich hier zwischen mächtigen Felsblöcken mühsam hindurchzuwinden, bis ich später zu einer Schneeschlucht gelangte, die in allmäliger Steigung hinauf zur Paßhöhe führte.

Ein Uhr war eben vorüber und die Zeit gekommen, sich des Mundvorraths zu erinnern, der noch immer in den Tiefen des Tornisters der Erlösung entgegen sah. Zum Ruhesitz während der Mahlzeit benutzte ich ein schneefreies Felsstück, das zugleich einen schönen Blick auf den Oberalpstock gewährte, als dem einzigen Punkt von Interesse, der sich hier dem Auge darbot.

Nach anderthalbstündiger Rast ging es weiter, dem Kreuzlithal zu. Mit Ausnahme der ersten Strecke, wo die schlüpfrigen Rasenhänge zum Theil noch mit Schnee bedeckt waren und einige Vorsicht erheischten, machte der Abstieg sich möglichst leicht, so daß ich in kurzer Zeit hinab zur Thalsohle gelangte. Von hier ab dem Bache folgend, passirte ich alsbald die Sennhütten, bei welchen im vorigen Jahre die merkwürdig dummen Gesichter zweier dort stationirter Gaisbuben die herrliche Poesie der Morgenstunde gestört hatten, und erreichte, auf leidlichem Wege nun rüstig zu Thale schreitend, um fünf Uhr Nachmittags Sedrun.

Angesichts der schon späten Stunde verweilte ich nur kurze Zeit und wanderte noch gegen Abend durch das Rheinthal nach Dissentis, um hier im Gasthof zur Krone — allerdings in der tröstlichen Gesellschaft verschiedener Leidensgenossen — drei Tage lang einzuregnen.

Besteigung des Rheinwaldhorn.

Am weiten Himmelsgewölbe war nicht ein Wölkchen zu schauen und die aufgehende Sonne beschien eine freundlich lachende Landschaft, als ich am Morgen des 20. Juli von Dissentis in südlicher Richtung die Lukmanierstraße hinaufwanderte. Ich gebrauchte so ziemlich eine Stunde, bevor ich die enge Schlucht mit den vielen Tunneln passirt hatte, und wandte mich dann zur Rechten einem wenige Schritt von der Straße gelegenen Häuschen zu, vor dessen Thür mich ein Mann von rüstigem Aeußeren, mit Seil und Pickel versehen, bereits erwartete. Es war der Gemsjäger Pally, den ich Tags zuvor für den Ausflug in die nahe Adulagruppe als Führer gedungen hatte. Der Umstand, daß die dortige Bevölkerung ausschließlich romanisch spricht und man weder mit Hülfe der deutschen noch italienischen Sprache eine Verständigung herbeiführen kann, hatte mich ausnahmsweise bestimmt, mir Pally zum Begleiter zu nehmen, der sowohl des Romanischen mächtig, wie auch mit dem dortigen Terrain in jeder Beziehung vertraut war.

So machten wir uns denn auf den Weg und erreichten nach achtstündigem Marsch das am Ende der Lukmanierstraße, inmitten stattlicher Höhen auf üppigem Wiesengrunde gelegene Dorf Olivone, wo wir im Gasthofe gleichen Namens vortreffliche Aufnahme fanden.

Den nächsten Vormittag benutzte ich zu verschiedenen kleinen Spaziergängen in der unmittelbaren Umgebung. Erst nach Tische, nachdem wir uns zuvor noch mit einigem Proviant versehen, begaben wir uns auf steilem Wege, an schönen Gebirgssceneriem und herrlichen Ausblicken vorüber, zur Alp Bresciana hinauf, um von hier aus das Rheinwaldhorn — oder Piz Valrhein, wie der Berg im Romanischen heißt — einen Gipfel der Adulagruppe, der sich über 11000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, am folgenden Tage zu besteigen.

Gegen sechs Uhr hatten wir die Hütten der reichen und fruchtbaren Alp, einige dreißig wohl an der Zahl, eine Art von Sennen-Kolonie von seltenem Umfang erreicht. Entgegengesetzt dem Brauch und der sonstigen Schweizer Sitte, die Bereitung von Butter und Käse, wie die Aufsicht über das Vieh durch Männer besorgen zu lassen, trifft man hier

beinahe ausschließlich nur Frauen und Mädchen an. Mein wackerer Reisegefährte, der gerade auf hiesiger Alp besonders bekannt zu sein schien, quartierte mich bei zwei Schwestern, zwei schönen, stattlichen Mädchen, für die Zeit unseres Hierseins ein. Die Hütte war eine der besseren und ziemlich geräumig. Während unten der Stall für die Rinder nebst Molkenstube und Küche das Innere derselben ausfüllten, befand sich unter dem Dache ein kleiner Bretterverschlag, der, mittelst einer Leiter zugänglich, den Mädchen als Schlafstätte diente. Heute hatten sie mir diesen Raum zu dem gleichen Zweck abgetreten, um sich selbst, wie mir Pally verdolmetschte, in einer der anderen Hütten für die Nacht zu Gaste zu bitten. Mit dem Lager, welches die Mädchen mit äußerster Sorgfalt bereitet, konnte man sehr wohl zufrieden sein. Dasselbe bestand aus frischem, sauber gewonnenen Heu, über welches ein Laken gedeckt war, während ein Kissen das Kopfende zierte, für eine bescheidene Sennhütte eine immerhin luxuriöse und selten gebotene Ausstattung.

Auch zum Abendessen schienen die Schwestern ihr Bestes bieten zu wollen. Eine Schüssel warmer Polenta, in frischer Butter bereitet und mit kaltem Rahm übergossen, fungirte als Hauptgericht, dem sich später noch eine Mischung von süßer, gequirlter Sahne und weichem Käse anreihte, die den Namen „Puina“ führt und deren delikater Geschmack an Eiscreme lebhaft erinnert.

Nach der Mahlzeit begann es allmälig vor den Hütten lebendig zu werden. Es kehrten die Kühe und Ziegen von den Weideplätzen zurück und die ganze Umgebung erklang von dem hellen Geläut der Glocken. Erst späterhin wurde es ruhiger, die Rinder waren inzwischen in den Ställen untergebracht, und die Bewohner der kleinen Kolonie begannen nun nach und nach vor unserer Hütte sich einzufinden, um die Fremden sich anzuschauen und sich demnächst, die Frauen mit dem Strickstrumpf, die Männer mit dampfender Pfeife, auf dem weichen üppigen Rasen im weiten Kreise zu lagern, ein buntes, anmuthiges Bild, wie es oben im stillen Hochthal an laulichem Sommerabend kaum schöner gedacht werden kann.

Gegen zehn Uhr zog ich mich zurück, um mein Nachtlager aufzusuchen, wobei mir die älteste der Schwestern, ein Mädchen von

muskulösem, fast herkulischem Körperbau, mit der Laterne voranleuchtete, um, nachdem sie sich überzeugt, daß Alles in bester Ordnung, mit dem Wunsch für angenehme Ruhe geräuschlos wieder zu verschwinden.

Wohl in Folge des Anschlags der Glocken der unten befindlichen Kühe, sowie des Rumorens der Ziegen, die auf dem Dache umherstolzirten, lag ich noch eine Stunde lang wach und hatte so Gelegenheit noch, die Bemühungen Pally's zu beobachten, der jetzt die Leiter heraufkam und vorsichtig, um nicht zu stören, mit den Händen umhertastete, um auch für sich auf dem weichen Heu ein Lagerplätzchen zu suchen.

Das Tageslicht schien bereits zu den Fugen des Daches herein, als ich anderen Morgens erwachte. Noch halb im schlaftrunkenen Zustande die müden Augen reibend und eben noch so überlegend, ob es wohl schon Zeit sei zum Aufstehen, glaubte ich kaum meinen Sinnen zu trauen, als ich plötzlich zur Rechten und Linken zwei schlanke Mädchengestalten aus dem Heu emportauchen sah. Es waren die Sennerinnen, die, ohne in Wirklichkeit über irgend einen anderen Raum für die Nacht verfügen zu können, mir liebenswürdiger Weise den ihrigen abgetreten, um sich später still und geräuschlos neben mich niederzulegen. Nach einem ungemein heiteren und harmlosen Morgengruß stiegen wir jetzt, von Pally gefolgt, die Leiter hinab, um demnächst an dem vor der Hütte befindlichen Wassertroge in äußerst naiver Weise mit einander Toilette zu machen. Als schließlich auch diese Prozedur zu Aller Befriedigung beendet, begaben sich die beiden Schönen zur Bereitung des Frühstücks in das Innere ihrer Behausung, während Pally und ich einstweilen noch draußen blieben, um die Witterung uns anzuschauen.

Wenn nicht alle Anzeichen trügten, war der 22. Juli für die Ausführung unserer Pläne ein glücklich gewählter Tag. Die Luft war kühl und erquickend, der Himmel fast wolkenlos. Ich ging mit der Absicht um, vom Gipfel des Piz Valrhein mit Benutzung des Zapportgletscher nach Hinterrhein abzusteigen, um von dort aus das Lentathal, wie die Gipfel des Vogelberg und des Gufferhorn zu

besuchen. Wir hatten uns in Olivone mit Wein genügend versehen und überließen es den Sennerinnen, den noch fehlenden Proviant zu ergänzen.

Nachdem uns die Mädchen noch zum Abschied einen Strauß auf den Hut gesteckt, verließen wir um vier Uhr die Hütte und wanderten auf grüner Alp, an felsigen Schluchten vorüber, hinauf zur Gletschermoraine. Noch bevor wir letztere erreichten, sahen wir über uns hoch an der Bergwand ein Rudel Gemsen äsen, während unmittelbar zur Rechten auf einem der nahen Felsköpfe ein einzelnes Thier sich zeigte, das, wie es den Anschein hatte, die ungewohnte Erscheinung zweier Menschen um diese Zeit mit Interesse beobachtete. Mein Begleiter hatte mich schon wiederholt darauf vorbereitet, daß wir heute auf unserer Tour vermuthlich noch verschiedenen Vertretern dieser harmlosen Bergbewohner begegnen würden, die sich hier in den einsamen Höhen der wilden Adulagruppe vor Nachstellung sicher wissen und weniger Scheu beim Anblick der Menschen zeigen.

Nach etwa anderthalb Stunden war die jähe Moraine erstiegen und wir standen nun vor den Gletschern. Ein Bild von unendlicher Hoheit entfaltete sich hier vor den Blicken. Bis zur Höhe von 1000 Fuß erhoben sich in Halbkreisform die von Schründen zerklüfteten Wände des gewaltigen Gletscherkessels, der sich unmittelbar vor uns aufthat, und dessen mit Lawinenresten überschütteten unteren Boden zu betreten wir jetzt im Begriff waren. Hoch oben zog sich im Anschluß ein weites Firnplateau hin, dessen höchster Erhebung zur Rechten ein dunkler Felskopf entragte, hinter welchem das Rheinwaldhorn im blendenden Schneegewande zum Blau des Himmels emporstieg.

Schon Willens, den ersten Fuß auf den Rand des Gletschers zu setzen, sahen wir plötzlich hinter den Felsen zur Linken vier Gemsen hervorbrechen, die, hoch an der Eiswand hin einen weiten Bogen durchmessend, der drüben gelegenen Seite in geflügeltem Laufe zueilten. Entzückend war es, zu sehen, mit wie sicherem Sprung diese Thiere über die zahllosen Schründe dahinstürmten, um in einigen wenigen Minuten eine Strecke dabei zu durchjagen, die ein Mensch in ebensoviel Stunden wohl kaum zurückgelegt hätte. Wir kamen uns

dem gegenüber recht schwach und ungeschickt vor, als wir mühsam zwischen den Resten der gefallenen Lawinen hindurch, die stellenweis hügelartig bei einander aufgethürmt lagen, der Gletscherwand näher rückten.

Als zum Aufstieg weniger beschwerlich hatten wir die linke Seite gewählt, überzeugten uns indessen bald, daß es auch hier an Gelegenheit nicht fehlte, die Fußeisen anzuwenden. Nach dreiviertel Stunden war die Höhe der Wand gewonnen. Wir verbanden uns nun durch das Seil und holten zum Schutz für die Augen die dunklen Brillen hervor. Der mit festem Firnschnee bedeckte, nur sanft geneigte Gletscher gestattete uns, ohne Gefahr und rüstig aufwärts zu schreiten, so daß wir um acht Uhr bereits den genannten Felskopf erreichten. Unmittelbar zur Linken desselben brach plötzlich das Firnplateau ab und man sah an senkrechten Wänden mehrere tausend Fuß hinunter in die Tiefen des Lentathales, ein schauerlich düsterer Abgrund, der uns zugleich vom Gufferhorn trennte, welches rings von Gletschern umschlossen, als stolze Schneepyramide auf der anderen Seite emporragte. Nicht minder schön war der Blick über das soeben durchschrittene, im Glanze der Sonnenstrahlen funkelnde Firngebiet bis hin zu dem Gletscherkessel, dessen eisige Wände man fast bis zur Hälfte hinab mit dem Auge verfolgen konnte.

Allzu lange durften wir uns nicht diesen großartigen Eindrücken hingeben, denn über uns thronte noch immer die weiße hohe Gestalt des gewaltigen Rheinwaldhorn, von dessen beschneitem Gipfel uns so mancher Schritt noch trennte. Wir gönnten uns nur soviel Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen und stiegen dann unmittelbar an der rechten Seite des Felsens den steilen Gletscher hinauf. Im Anfang waren wir gezwungen, hin und wieder Stufen zu schlagen, da die Fußeisen auf der abschüssigen Fläche keine genügende Sicherheit boten. Auch später hielt die Steigung des Gletschers noch immer derartig an, daß wir, um genügend bei Athem zu bleiben, bei weitem die größere Strecke im Zickzack zurücklegen mußten. Auch war, ungeachtet der Brillen, der blendende Schimmer des Firnschnees im hellen Sonnenreflexe von so intensiver Wirkung, daß Pally von Zeit zu Zeit über heftige Augenschmerzen und Schwindel im Kopfe

klagte, während mich jene plötzliche Art von Müdigkeit überkam, die sich in einer Höhe von über 10000 Fuß bei Manchem zu zeigen pflegt, um nach einigen Minuten wieder ebenso schnell zu verschwinden.

Um zehn Uhr Vormittags war das Ziel unserer Wünsche erreicht und wir betraten die Gipfelschneide, um hier von der eisigen Höhe, die Tornister als Sitzplatz benutzend, behaglich Umschau zu halten.

Der Rundblick sollte indessen ein bei Weitem beschränkterer sein, als der anscheinend klare Himmel es hätte vermuthen lassen. Der ganze Süden und Osten, sowie der größere Theil der westlich befindlichen Bergketten, lag leider in dichten Wolken, die sich auch über den Zapportgletscher derart gelagert hatten, daß die ganze Seite des Abstiegs in völliges Dunkel gehüllt war. Mit alleiniger Ausnahme des Blickes auf die nördlich gelegenen Gebirgszüge, mit dem Gletschergebiet des Piz Medel und der ihm benachbarten Spitzen, beschränkte die Aussicht sich auf die allernächste Umgebung. Inmitten der Nebelwüste, im engen Rahmen der Wolken, gewissermaßen ein Reich für sich, erglänzten im Sonnenlichte, vom Blau des Himmels überwölbt, die hohen schimmernden Zinnen des Fanella- und Gufferhorn, sowie die des Vogelberg, eine großartige Firnenwelt von wunderbar herrlicher Pracht, deren Anblick die versagten Fernblicke gern verschmerzen ließ.

Während Pally das Mahl servirte, beriethen wir in Betreff des Abstiegs. Wiewohl mein Begleiter bereit war, den oft schon gemachten Weg über den Zapportgletscher hinab auch beim heutigen Nebel zu versuchen, verhehlte er sich doch keineswegs die damit verbundenen Gefahren und erklärte sich außer Stande, einem hierauf bezüglichen Plan seine Zustimmung geben zu können. Gottlob war ich selbst zu vernünftig und durch manche Erfahrung geschult, als daß es noch einer Ueberredung von seiner Seite bedurft hätte; vielmehr war ich längst entschlossen, die früher gehegte Absicht, nach Hinterrhein abzusteigen, im jetzigen Fall aufzugeben und wieder auf gleichem Wege nach Olivone zurückzukehren, um von dort über den Greinapaß nach Vrin im Lugnetz zu wandern. Warum sollte man sich überdies, abgesehen von sonstigen Bedenken, in nebeliges Dunkel begeben, so

lange man noch die Wahl hatte, sich der sonnigen Landschaft zu freuen? Ein Adler, der hoch in der Luft seine stillen Kreise beschrieb, schien ebenso zu denken, indem er sich jedes Mal, sobald er sich dem Rande der Wolken zu weit genähert hatte, zum blauen Himmel zurückwandte.

Unter den schönen Natureindrücken war inzwischen eine Stunde vergangen. Wir verbanden uns nun wieder durch das Seil und fuhren dann unmittelbar vom Rande der Gipfelschneide, den Alpstock zur Seite gestemmt, an der steilen Gletscherwand ab, so daß wir den Weg bis zum Felskopf in 20 Minuten zurücklegten, mithin in dem fünften Theile der beim Aufstieg verwendeten Zeit. Auch der Schnee auf dem Firnplateau war die ersten dreiviertel Stunden noch zuverlässig und fest; dann brachen wir hin und wieder an einzelnen Stellen durch, um schließlich noch eine Strecke durch knietiefen Schnee zu waten, bevor wir die eisigen Abstürze, den Weg zur Moraine erreichten.

Es lag jetzt kein Grund mehr vor, uns ferner zu übereilen, und so ließen wir uns denn, vom Seile befreit, in warmer, glühender Sonne auf den Rand einer hier aus den Schnee hervorragenden Felsplatte nieder, um uns nicht allzu frühzeitig schon von der herrlichen Eiswelt zu trennen. Wir hatten 19 Grad Wärme, während vorher auf dem Gipfel des Rheinwaldhorn das Thermometer auf kaum sieben Grad über Null zeigte. Pally schien den Genuß der Cigarre den Naturfreuden vorzuziehen; er hatte sich auf dem Rücken der Länge nach ausgestreckt und bemühte sich, künstliche Ringe aus dem blauen Dampfe zu formen, um solche der Reihe nach in die Lüfte entsteigen zu sehen. Ich selbst hatte das Gefühl, daß sich beide Genüsse sehr wohl mit einander vereinigen ließen. Der Punkt für den Lagerplatz konnte gar nicht schöner gewählt sein. Während sich ringsum und über ihm, mit dem Piz Valrhein in der Mitte, ein bezauberndes Firnbild entrollte, blickte man unmittelbar hinab in die wilden Tiefen des Eiskessels, und über das Dach der Moraine, über Felsen und Schluchten hinweg, bis zur grünenden Alp hinunter.

Nach anderthalbstündiger Rast erhoben wir uns wieder zum Aufbruch. Der Abstieg machte sich besser, als wir eigentlich erwartet

hatten. Mit Hülfe der scharfen Eisen vermochten wir sicheren Schrittes an der Gletscherwand niederzusteigen und gelangten nach kurzer Zeit zum oberen Rand der Moraine. Auch diese war bald überwunden und wir näherten uns schnell dem Thalgrunde. Um vier Uhr empfing uns bereits, wie zum ersten Willkommengruß, das laute Gebrüll der Rinder und nicht allzu lange darauf betraten wir wohlbehalten die Hütten der Alp Bresciana.

Die Sennerinnen waren nicht wenig erstaunt, schon so bald uns wiederzusehen, begrüßten uns indessen sehr freundlich, um sich demnächst der Zubereitung eines Alpendiners zu widmen. Während die Mädchen in der Küche beschäftigt, begab ich mich unweit der Hütten den Abhang hinauf, woselbst ich im Grase gelagert den Blick auf die grüne Alp und die weidenden Heerden hatte. Das, was hier sich dem Auge darbot, verbunden mit der Erinnerung an das noch soeben Erlebte, ließ die nachstehenden Strophen entstehen:

Der hehren Gletscherwelt entstiegen,
Wo Piz Valrhein im Aether thront,
Wo sich im Raum die Adler wiegen
Und hoch am Fels der Geyer wohnt,
Wo durch der Gletscher wilde Schründe
Mit flücht'gem Sprung die Gemse stürmt,
Und niederdonnernd in die Gründe
Sich wirbelnd die Lawine thürmt —

Ruh' ich nun hier auf weichem Moose,
Rings prangt der Alpe saftig Grün,
Entringen will dem Mutterschooße
Sich, was nur keimen kann und blüh'n.
Der schmucken Rinder bunte Schaaren
Zieh'n fröhlich brüllend d'rüber hin,
Mit frischen Blumen in den Haaren
Geht leichten Schritt's die Sennerin.

Dort oben geisterhafte Stille,
Ein Ort des Schreckens, rauh und wild —
Und hier — des Frohsinns reiche Fülle,
Des warmen Lebens lieblich' Bild.

Mit Vatergüte Gott bereitet
Hier Erdenfreuden früh und spät —
Und dort — auf eis'gen Höhen schreitet
Der Gottheit strenge Majestät.

Der Wechsel und die Gegensätze,
Sie sind der Schöpfung weiser Plan,
So mancher Krösus reicher Schätze
Ist morgen schon ein armer Mann;
Zum Kranken, der schon bang verzaget,
Kehrt die Gesundheit froh zurück,
Manch' armes Herz, von Gram zernaget,
Jauchzt wieder auf in Freud' und Glück.

Wenn endlich weicht nach langem Bangen
Des harten Winters düst're Nacht,
Mit reichen Gaben kommt gegangen
Der Lenz in heller Farbenpracht;
Die Jugend muß dem Alter weichen,
Doch beide haben Lust und Freud',
Die Jugend denkt der Zukunft Zeichen,
Das Alter der Vergangenheit.

So schauet hoffend auf die Seele
Zu fernen lichten Himmelshöh'n,
Wo wir nach ird'scher Schuld und Fehle
Zum schön'ren Leben aufersteh'n;
Und eine Stimme aus dem Herzen,
Sie ruft vertrauensvoll uns zu:
„Mit Gleichmuth trage Lust und Schmerzen,
Dort oben lohnt Dich seel'ge Ruh'!"

Pally schwenkte bedeutsam den Hut. Ich verstand den Wink und stieg zu den Hütten hinab. Das warme Polenta-Mahl stand schon auf dem Tische bereit und wurde nach der anstrengenden Wanderung nach besten Kräften gewürdigt. Um fünf Uhr nahmen wir sodann von den jungen Sennerinnen Abschied und schritten munter thalabwärts.

Nach fünfviertelstündigem Marsch gelangten wir zu dem Wege,

der links nach Olivone hin abbiegt. Da Letzteres für uns kein anderes Interesse wie eben als Nachtquartier hatte, machte Pally die Proposition, die Richtung beizubehalten und von hier auf direktem Wege durch eine bewaldete Schlucht nach Chivrone hinabzusteigen, einem Ort, den wir anderen Tages bei Benutzung des Greinapasses ohnehin zu passiren hatten. Der Vorschlag war viel zu einleuchtend, um nicht gern auf ihn einzugeben, doch sollte derselbe uns schließlich noch bitter zu stehen kommen. Durch Unterholz und Gestrüpp, zum Theil durch sumpfiges Terrain immer steil und beschwerlich bergab steigend, mochte wohl eine Stunde allmälig vergangen sein, als plötzlich senkrechte Felswände den weiteren Schritten ein Ziel setzten.

Mein Begleiter, der diesen Weg schon einmal gemacht haben wollte, ersuchte mich ein wenig zu warten, bis daß er die geeignete Stelle zum Abstieg gefunden habe. Nach zehn Minuten indessen kehrte er schweißgebadet, zerrissen und geschunden vom Gestrüpp, sehr niedergeschlagen zurück mit den wenig trostreichen Worten: „Mein Herr, wir sind im Gefängniß!“ Und so war es auch in der That. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die urwaldartige Schlucht wieder mühsam emporzusteigen und auf dem gewöhnlichen Wege hinab nach Olivone zu wandern.

Neun Uhr war bereits vorüber, als wir endlich den Ort erreichten. Ungeachtet der späten Stunde entschloß ich mich angesichts des für morgen bevorstehenden Marsches noch bis Chivrone zu gehen, umsomehr, als Pally versicherte, daß dort, in Ermangelung eines Gasthofes, eine recht gute Unterkunft beim Pfarrer zu finden sei. Der breit in den Felsen gehauene, auch für Maulthiere gangbare Weg führte steil eine Schlucht hinauf und brachte uns in einer Stunde, oft an tiefen Abgründen vorüber, nach dem aus nur wenigen Häusern bestehenden, ärmlichen Oertchen. In der Pfarrerwohnung brannte noch Licht, und es erschien auf bescheidenes Klopfen von Seiten meines Begleiters der Geistliche selbst am Fenster, um sich von der Ursache der späten Störung persönlich zu überzeugen. Zunächst durch den Gemsjäger Pally, und hierauf durch mich in italienischer Sprache, die er sehr wohl verstand, über unser Gesuch unterrichtet, beeilte sich der würdige Herr, uns einfach begreiflich zu machen,

daß seine Behausung kein Gasthof und er nicht in der Lage sei, unseren Wünschen entgegen zu kommen. Nach dieser bündigen Erklärung, und ohne uns auch nur im Geringsten weitere Beachtung zu schenken, schloß der treffliche Mann das Fenster.

Für uns war die freundliche Eröffnung nicht gerade allzu erhebend. Es blieb nur die Wahl, entweder im grünen Grase unter freiem Himmel zu nächtigen, oder aber in stockfinsterer Nacht auf steilen, felsigen Wegen nach Olivone zurückzukehren. Beide Aussichten waren wenig verlockend und kaum dazu angethan, sich besonders für sie zu begeistern. In dieser Bedrängniß trat aus einer Gruppe von Menschen, die unweit der Kirchhofsmauer das Gespräch mit Sr. Hochwürden vermuthlich mit angehört hatten, eine alte Frau auf mich zu, die in schlechtem Deutsch mir anheimstellte, ein in ihrem Besitz befindliches, zur Zeit disponibles Bett für die heutige Nacht zu benutzen, und zugleich sich bereit erklärte, auch für Pally auf einem der Heuställe einen Lagerplatz herzustellen. Nachdem ich ihr Anerbieten mit Dank entgegengenommen, geleitete sie uns demnächst zu ihrer ärmlichen Hütte, mit der Bitte, uns im Küchenraum einstweilen niederzulassen. Auf dem Herde stand noch ein kleiner, mit Reisbrei gefüllter Topf, dessen Inhalt uns die freundliche Frau, als das einzige Nahrungsmittel, über welches sie heute verfügte, zum Abendessen anbot. Auch dieses Entgegenkommen wurde dankbarst acceptirt, indem wir mit dem Proviant, der nur noch in wenigem Wein und einem Stück Brod bestand, und dessen Erneuerung wir eben im Pfarrhaus sicher erhofft hatten, sehr haushälterisch umgehen mußten, um noch für den morgenden Marsch, der nur einmal Gelegenheit bot, bei Sennhütten vorzusprechen, einen kleinen Rückhalt zu haben.

Als wir uns später zur Ruhe begaben, schlug es zwölf auf dem nahen Kirchthurm; ein schöner, ereignißreicher Tag war hiermit zu Ende gegangen.

Ueber den Greina- und Disrutpaß nach Vrin im Lugnez; über den Valserberg nach Splügen.

Es lachte über Chivrone ein freundlicher, blauer Himmel, als ich am anderen Morgen hinaus vor die Hütte trat. Auch Pally war schon bei Wege und soeben damit beschäftigt, die Bergschuhe einzufetten. Nachdem wir der guten Alten noch einmal herzlich gedankt, brachen wir kurz nach vier Uhr auf und gelangten nach halbstündigem Marsch zu den Hütten der Alp Camadra. Sich steil an der Bergwand emporwindend, führte von hier ein leidlicher Fußweg zu einer felsigen Erhebung, dem sogenannten Paß Crapp, um sich später, eine Strecke weit noch durch ödes Weideland hinlaufend, allmälig im Schnee zu verlieren. Der letztere war fest und gangbar und kaum noch tausend Fuß Steigung bis zur Jochhöhe zu überwinden, so daß wir bereits um acht Uhr den 7000 Fuß hohen Kamm des Greinapasses erreichten.

Eine Stunde lang ging es von hier über Schnee und Steingeröll abwärts, dann betraten wir eine üppig bewachsene, von der Sonne beschienene Graskuppe, die gleich einer grünen Insel aus den öden, einförmigen Schneeflächen des erweiterten Thales hervorragte und vermöge des durchwärmten Bodens einen willkommenen Lagerplatz darbot. Zum gewaltigen Kreise geformt, umgaben uns der Piz Camadra, Piz Medels und Piz Cristallina, sowie ein Theil der Adula-Riesen mit ihren Gletschern und Schneefeldern, und die vier gesonderten Thalschluchten, in die man zu blicken vermochte, ließen überall in verlassene, tief verschneite Einöden schauen. Nur die grüne, sonnige Oase, auf der wir uns zur Zeit befanden, unterschied sich von der Umgebung und bildete gewissermaßen das lachende Element in der starren Alpennatur.

Nach zweistündigem Sonnenbade begaben wir uns wieder auf den Weg, um vorläufig noch über Schnee, weiterhin über Weideterrain im behaglichen Tempo bergab schreitend, dem Disrutpaße zuzusteuern.

Nicht lange nach ein Uhr Mittags gelangten wir zu einer Felsschlucht, an der sich zur Rechten ein Pfad ziemlich steil in die Höhe

zog, um später, nachdem er zuvor einen kleinen Gebirgsbach gekreuzt und nach links hin übergetreten, sich in ganz allmäliger Steigung der Paßhöhe zuzuwenden. Sobald wir den Bach erreicht hatten, nahm ich Abschied vom biederen Gemsjäger, der von hier auf direktem Wege, an der Halde der Schlucht entlang, dem Somvirerthale zuschritt.

Der von Neuem beginnende Schnee war bereits von der Sonne erweicht, was den Marsch zur Paßhöhe hinauf in erheblichem Maße erschwerte. Auch jenseits derselben, bis hinunter zur Alp Disrut fanden sich gleiche Verhältnisse vor, so daß es an Zeit nicht gebrach, bei der langsamen Fortbewegung sich der malerischen Bergscenerien in Muße erfreuen zu können. Zu den Hütten der Alp gelangt, erreichte ich zugleich einen Weg, der mit oft entzückenden Blicken auf die grünen, fruchtbaren Matten und bewaldeten Tobel des Lugnetz, hinab nach dem ärmlichen Buzatsch und von da in dreiviertel Stunden nach Vrin, meinen Tagesziel führte. Um vier Uhr betrat ich diesen kleinen, sehr romantisch gelegenen Ort, unter dessen fast hüttenartigen, von der Witterung geschwärzten Holzhäusern sich der Gasthof der Frau Casanova bezüglich der Architektur nur wenig auszeichnete. Man wies mir ein Dachstübchen an, von dem man einen prächtigen Blick auf die nahen Bergketten hatte. Einstweilen ahnte ich noch nicht, daß ich in diesen bescheidenen Räumen fünf Nächte zubringen sollte.

Frau Maria, wie sich schlechtweg meine freundliche Wirthin nannte, war seit längeren Jahren Wittwe und hatte neben den Pflichten als Besitzerin dieses Hotels noch für Vrin und dessen Umgebung ein gewisses Amt übernommen, welches zum Klapperstorch und dessen willkommenen Geschenken in naher Beziehung steht, und bei Ausübung dieses Berufes sich Kenntnisse mehrfacher Art auf dem Felde der Heilkunst erworben, ein Umstand, der nicht verfehlte, den Ruf der Frau Doctorin in kürzester Zeit zu begründen.

Nach beendetem Abendessen geleitete mich Frau Casanova zunächst in ihr Consultationszimmer, um mich hier mit den Sehenswürdigkeiten genauer bekannt zu machen. Aus den Schubladen zweier Kommoden, auf welche die geehrte Dame nicht wenig stolz zu sein schien, schauten ganze Batterien von Fläschchen und Salbentöpfchen

hervor, sowie auch der nöthige Bedarf an Charpie und Bandagenstücken. In einem der unteren Kasten bemerkte ich eine größere Sammlung von Zahnzangen aller Art, von den Zeiten des Hippokrates bis zu den allervollkommensten und neuesten Erfindungen der Jetztzeit, während wiederum ein anderes Gelaß eine wahre Gewerbe-Ausstellung von jenen Instrumenten enthielt, deren Aeußeres an die Löschapparate der Feuerwehr lebhaft erinnert.

Anderen Morgens hatte sich der Himmel mit dichten Wolken bezogen. Im Begriff, mich hinab zu begeben, vernahm ich schon auf der Treppe ein anhaltend lautes Gebrüll, welches nerven- und markerschütternd durch die ganze Behausung schallte. Es öffnete sich eben die Thür des genannten Consultationszimmers, und von der Frau Doctorin mit huldvollem Lächeln entlassen, trat, um einen Backzahn erleichtert, der Ziegenhirt der Gemeinde mit verbundenem Gesicht heraus, sich noch einmal dankend verabschiedend.

Frau Maria war sichtlich bemüht, mir die Zeit meines Aufenthaltes, den ich der regnerischen Witterung wegen auf vier Tage ausdehnen mußte, so angenehm wie möglich zu machen. Es prangten jetzt auf der Tafel alle möglichen Fleischgerichte, die bald an Hammel- und Rindfleisch, bald wieder an Hasenragout oder Schweinebraten erinnerten, und gerade durch diese in der That überraschende Wechselwirkung in ihrem verschiedenen Geschmack meine schon nicht geringe Achtung vor der Kunst meiner trefflichen Wirthin, welche eben die Gabe besaß, mit einfachem Ziegenfleisch einen solchen Effekt zu erzielen, bis zur höchsten Bewunderung fortriß. Auch die Zubereitung des Blutkuchens, einer weichen, braunroth gefärbten, aus Ziegenblut hergestellten, gallertartigen Speise, die mir bisher noch unbekannt war und für welche speciell die Penchuenchen, ein berittener Indianerstamm in den Steppen Amerika's, sich glühend begeistern sollen, gehörte zu den glänzendsten Leistungen meiner gütigen Gönnerin.

Solche Zeiten einer längeren Haft sind oft geradezu unschätzbar, um sich einmal generaliter der brieflichen Pflichten zu entledigen. So widmete auch ich mich denn mit Eifer dieser Beschäftigung, obschon es kaum möglich war, das Geschriebene abzusenden. Der Postsekretär, der romanischen Sprache nur mächtig, erfreute sich nur

äußerst selten des Besitzes der nöthigen Briefmarken, auch pflegte er im Laufe der Woche den Boten derartig zu prügeln, daß derselbe für mehrere Tage den Dienst nicht versehen konnte, während zahlreiche Beulen und Striemen am Körper des schwer Geprüften das Amtsgeheimniß beinahe zu verrathen drohten.

In der vierten Nacht erwachte ich von einem Krach, unter welchem das ganze Haus in seinen Fugen erbebte. Es war ein außergewöhnlich gewaltiger Donnerschlag, ein Donnerschlag, wie man ihn nur in den Bergen zu hören pflegt. Die Wolken hatten sich entladen und ganz unglaubliche Mengen von Wasser stürzten hernieder. Ein Blitzstrahl jagte den anderen, und krachend folgte der Donner, um noch lange Zeit hinterher mit dumpfer, grollender Stimme an den Bergwänden wiederzuhallen. Dazwischen hörte man zuweilen verworrenes Geräusch und Getöse, wie wenn große, wuchtige Massen mit Gewalt aufeinander gerathen. Es mochten ferne Lawinen oder aber Bergrutsche sein, die sich jetzt in finsterer Nacht den Weg in die Tiefe bahnten.

Als ich am anderen Morgen erwachte, fiel der Regen noch immer in Strömen. Ungeachtet des über der Kammer befindlichen Bodengelasses hatte doch das Wasser den Weg in mein stilles Gemach gefunden und nach und nach die Decke in eine Art Douchevorrichtung verwandelt, so daß ich gezwungen war, die Toilette schnell zu beenden und schleunigst die Treppe hinab in das Frühstückszimmer zu flüchten. Gegen Mittag klärte sich der Himmel und man durfte mit ziemlicher Gewißheit auf Besseruug der Witterung hoffen.

Der 28. Juli brachte endlich die ersehnte Erlösung. Zum Abschied nahm ich noch Veranlassung, auf Wunsch der Frau Casanova ihr Stammbuch um die nachstehende Wiedergabe meiner Empfindungen zu bereichern.

Im Bündnerland im stillen Thale
Da liegt das kleine Oertchen Vrin,
Als prächt'ger Kern in schlichter Schale
Stellt es sich bald dem Wand'rer hin.
In einer Reihe armer Hütten,
Fast hart am grünen Thalesgrund,

Von Holz gebauet, steht inmitten
Ein kleines Wirthshaus noch zur Stund'.

Frau Casanova ernst und sittig,
Mit klugen Augen freundlich hell,
Sie breitet ihren milden Fittig
Als Hausfrau über dies Hotel.
Als Wittwe mit drei guten Kindern,
An denen sich ihr Herz erfreut,
Ist Tag und Nacht sie da, zu lindern
Der lieben Nächsten Kreuz und Leid.

Ihr Amt ist es, den Kinderschaaren,
Die den Planeten wollen seh'n,
Als treuer Führer, reich erfahren,
Nach besten Kräften beizusteh'n.
Ein wahrer Schatz von Salbennäpfchen
Befähigt sie zu mancher Kur,
Besond'rer Freund von Seifenzäpfchen,
Hilft sie der störrischen Natur.

Erfahr'ner Arzt in allen Leiden,
Ein Haupt-Universalgenie,
Wirkt mit Erfolgen sie in beiden,
In Medizin und Chirurgie;
Wo schon des Kranken Pulsschlag stille,
Gebrochen schon des Auges Blick,
Ruft sie mit einer kräft'gen Pille
Ein fliehend' Leben schnell zurück.

Gebroch'ne Glieder, zu abnormen
Und Miß-Gebilden hingewandt,
Erhalten bald Apolloformen
In Frau Maria's kund'ger Hand;
Mit einer reichen Auswahl Zangen,
Einseit'ger Heilkunst weit voraus,
Zieh't auf besonderes Verlangen
Sie auch die größten Zähne aus.

Als wack'rer Koch unübertroffen,
Hält sie den besten Tisch bereit,
Das Auge sieh't den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
Mit Backwerk und geschmorten Früchten,
Polenta, Hammelfleisch in Wein,
Und and'ren köstlichen Gerichten
Tritt sie als guter Genius ein.

Ein prächt'ger Kern in schlichter Schale,
Wirkt sie nach Kräften weit und breit
In diesem trauten Schweizerthale
In Stille und Verborgenheit.
„D'rum, lieber Wand'rer, willst Du schauen
Die gute, treue Pflegerin,
So ziehe nach Graubünden's Gauen
Zum kleinen, stillen Oertchen Vrin!"

Gegen neun Uhr begab ich mich auf den Weg und wanderte längs des Thales in Zeit von drittehalb Stunden durch Gehölz und Wiesen nach Furth, um von hier aus der Waldschlucht zu folgen, die weiter nach Vals am Platz führt und mit zu den schönsten und malerischsten der Schweizer Alpen gehört. Von der steil aufragenden Bergwand, an welcher der Pfad sich hinzieht, hat man dauernd den Blick hinab auf den unten in fast senkrechter Tiefe im Uebermuthe der Jugend vorüberbrausenden Rhein, der wild durch die Klamm dahinstürmt und der Felsen zu spotten scheint, die sich hindernd ihm in den Weg stellen.

Nach etwa anderthalb Stunden beginnt der Pfad sich zu senken, um alsbald, nachdem man zuvor eine kleine Brücke passirt, nach der drüben gelegenen Seite der Bergschlucht überzutreten. Vier prächtige Wasserfälle, im blitzenden Silberschaum an den Felswänden niedergleitend, vereinigen hier ihr Rauschen mit dem wilden Kochen und Brausen des vorübereilenden Stromes.

Bald nach drei Uhr gelangte ich nach Vals, das sich hart am Ausgang der Schlucht auf grünem Thalgrunde ausbreitet. Als geeignetes Standquartier für lohnende Excursionen gewährt dasselbe

zugleich durch den Besitz zweier trefflichen Gasthäuser den im Sommer hier weilenden Fremden eine behagliche Unterkunft.

Am Morgen des folgenden Tages hatte sich dichtes Nebelgewölk über Berg und Thal gelagert. Ich entschloß mich dennoch zum Aufbruch und stieg an steinigen Grashalden, durch gelichtete Waldpartien hinauf zur Mattenalp. Die Wege theilen sich hier. Der zur Linken führt zum Valserberg, einem 6000 Fuß hohen Joch, und zieht sich mit mäßiger Steigung über üppig begrünte Alpwiesen an steiler Berglehne hin. Trotz des Nebels vermochte man sich auf mindestens hundert Schritt weit genügend zu orientiren, so daß ein Fehlen der Richtung, so lange man den Pfad nicht verließ, nicht wohl zu befürchten war.

Nach zweistündiger Wanderung gelangte ich zu einem Gebirgsbach, auf dessen jenseitigem Ufer, einige hundert Fuß über mir, die Hütten der Alp Wallatsch aus dem Nebelschleier hervortraten. Der Weg zur Paßhöhe hinauf war nunmehr nicht schwer zu finden, indem von den Hütten aus eine fortlaufende Reihe von Stangen die Richtung genau markirte. Ueber steinige Weideflächen und späterhin noch über Schnee ziemlich streng und steil emporsteigend, erreichte ich um zwölf Uhr Mittags den Uebergangspunkt des Joches.

Mit Ausnahme der nahen Felswände sah man nichts als Nebelgewölk. Ich verweilte nur wenige Minuten und wanderte dann, wiederum von den Stangen geführt, über hügeliges Wiesenterrain den Abhang hinab zu Thale. Inzwischen hoben sich die Wolken; man vermochte nach kurzer Zeit die Häuser von Hinterrhein, die sich unten in der Tiefe zeigten, ganz deutlich zu unterscheiden. Vom Thalgrund aus schlängelte sich die Straße nach St. Bernhardin an der jenseitigen Bergwand hinauf, um erst später oben auf der Höhe in der Nebelnacht zu verschwinden.

Gegen zwei Uhr saß ich bereits im Gasthof zu Hinterrhein an sauber gedeckter Tafel und ließ mir vom Wirth das Neueste vom Tage erzählen. Als am Sonntag, war heute die Gaststube mit Dorfbewohnern gefüllt, welche hier beim Schöppchen versammelt, die verschiedenen Berichte der Wurstblättchen, die in mehrfachen Exem-

plaren an keinem der Tische fehlten, in eingehendster Weise besprachen.

Als ich später, nach zweistündiger Wanderung das liebliche Rheinthal hinab, die Ortschaft Spülgen erreichte, hatte der Himmel sich völlig entschleiert und die Spitzen der umliegenden Berge erglühten im röthlichen Lichte der untergehenden Sonne.

Durch das Ferrera- und Apersthal über die Forcellina und den Septimerpaß nach Casaccia. Ueber den Malojapaß und die Fuorcla da Surlei, mit Besteigung des Piz Corvatsch nach Pontresina. Besteigung des Piz Languard. Ueber den Comersee nach Pallanza am Lago maggiore.

Von Splügen aus hat man zunächst drei Stunden der Straße zu folgen, bevor man den Punkt erreicht, wo sich zur Rechten, unweit Andeer, das schöne Ferrerathal abzweigt. Dasselbe darf sich mit Recht seiner landschaftlichen Vorzüge rühmen. Auf breitem, bequemen Wege, mit kaum bemerkbarer Steigung, durchschreitet man nach und nach eine Welt von Anmuth und Liebreiz. Gar herrliche Waldpartien und malerische Felsformationen ziehen wechselnd am Auge vorüber, durchrauscht von dem Avers-Bach und dessen oft wunderbar schönen, zahllosen Wasserfällen, deren funkelnder Silberschaum aus weiter Ferne bereits aus den dunklen Tannen hervorblitzt. Ein Landschaftsbild jagt das andere und durch die ganze Natur weht ein Hauch von Anmuth und Frische, der nur hin und wieder einmal einer ernsteren Stimmung Platz macht, wenn der Weg sich den alten Ruinen der verlassenen Schmelzöfen nähert, die als ehrwürdige Stätten der Arbeit entschwundener Generationen durch die Großartigkeit ihrer Anlage noch heute unsere Bewunderung in Anspruch nehmen.

Gegen zehn Uhr tauchten allmälig die Häuser von Canicul auf, ein erwünschter Anblick für den, der volle sechs Stunden hindurch

wie ich, nichts genossen hatte. Die Frau Pfarrer, welche hierselbst eine kleine Gastwirthschaft führt, war ganz die Persönlichkeit, in solchen Fällen der rettende Engel zu sein. Dieselbe war eine kleine, kugelrunde Gestalt mit herzensgutem Gesicht und vortrefflicher Speisekammer. Ihr erster, seit mehreren Jahren verstorbener Mann war Geistlicher hier gewesen, wohingegen der jetzige Gatte das Amt eines Landpostboten für den nächsten Bezirk bekleidete, ein Umstand, der sie nicht abhielt, noch heute in den Reminiscenzen ihrer ersten Liebe zu schwelgen und sich nach wie vor Frau Pfarrer zu nennen.

Ein guter, alter Veltliner gab später Gelegenheit, ein Glas auf das Wohl meiner prächtigen Wirthin zu leeren, wobei die charmante Frau auch ihrerseits nicht verfehlte, recht wackeren Bescheid zu thun und den Lauf ihrer munteren Erzählungen nur hier und da unterbrach, um aus einer riesenhaften, gerundeten Schnupftabaksdose eine gewaltige Prise zu nehmen.

Gegen Mittag verabschiedete ich mich und stieg, von Frau Pfarrer noch eine kurze Strecke begleitet, durch dichte Waldung zu Berge. Nach Verlauf einer halben Stunde lief der Pfad wieder eben fort und führte zu Seiten des Baches über flache Felsplatten hin, die hier von der weisen Natur wie trottoirartig angelegt, mich rüstig ausschreiten ließen. Ungeachtet der fehlenden Fernblicke bot der Weg wie bisher eine Fülle entzückender Landschaftsbilder und jede Biegung der Schlucht fügte neue Ueberraschungen hinzu.

Bald nach zwei Uhr passirte ich eine Brücke und stieg ziemlich steil, den Thalgrund nunmehr verlassend, an der linken Bergwand hinauf. Bei der glühenden Mittagssonne vergingen wohl zwanzig Minuten, bevor ich die Höhe erreichte.

Ich befand mich jetzt im Averstthal und nur wenige Schritte entfernt von dem malerisch gelegenen Cresta, einem kleinen, ärmlichen Orte, der sich hier in der stattlichen Höhe von über 5000 Fuß auf grünenden Matten ausbreitet. Das Häuschen zu Seiten der Kirche, dessen äußerst bescheidene Räume der hiesige Geistliche bewohnt, ist die einzige Zuflucht für Fremde, die hin und wieder einmal dieses einsame Hochthal besuchen. Der Pfarrer der kleinen Gemeinde, ein Mann in den besten Jahren, mit dunklem, kräftigen Vollbart, hieß

mich freundlich willkommen und bedauerte nur, mich der beschränkten Wohnräume wegen nicht besser aufnehmen zu können.

Nach Tische, unweit des Hauses an der Seite des gesprächigen Wirthes auf dem Rasenplatz hingestreckt, hatte ich Gelegenheit, an den Männern und Frauen, die mit Sensen und Rechen versehen, inzwischen vorüber passirten, den außergewöhnlich schönen und kräftigen Menschenschlag, der dieses Gebirgsthal auszeichnet, gebührend bewundern zu können. Was den Geistlichen selbst anbetraf, schien derselbe neben den Amtspflichten sich dem Studium der Wasserheilkunde mit Vorliebe hinzugeben, auf die er, nächst den politischen oder sonstigen Tagesfragen besonders gern das Gespräch lenkte. Ueberhaupt war mein Wirth ein Mann von gewecktem Geist, der trotz seines einsamen Lebens im stillen entlegenen Hochthal der Zeitbewegung gefolgt war, so daß mir in seiner Gesellschaft die Abendstunden nicht lang wurden.

Von herrlichem Wetter begünstigt, verließ ich am anderen Morgen um vier Uhr das gastliche Pfarrhaus und schritt über üppige Wiesen das Averstthal weiter aufwärts. Bei Juf, einem kleinen Weiler, der von Cresta eine Stunde entfernt, zu den höchst gelegenen der Schweiz zählt, hören die menschlichen Wohnungen auf, der Thalgrund verengt sich hier zu einer steinigen Schlucht, um schließlich weiter hinauf an felsigen Höhen zu endigen.

Einem kleinen Fußwege folgend, der stellenweis kaum erkennbar, zur Linken sich steil emporwand, gelangte ich nach dreiviertel Stunden zum oberen Felskamm hinauf, einem rauhen, mit Trümmern bedeckten und vielfach zerklüfteten Grat, der ein förmliches Paradies für Murmelthiere zu sein schien, wie das unaufhörliche Pfeifen, welches hier aus dem Inneren der Felsen aus allen Ecken hervordrang, zur Genüge bekundete. Derselbe führte allmälig zu einer im rechten Winkel nach links abbiegenden Schneemulde, durch welche man, mäßig noch ansteigend, in ungefähr zwanzig Minuten zur 7000 Fuß hohen Paßhöhe der Forcellina gelangt. Schon im Begriff, den Grat zu verlassen und demnächst den Schnee zu betreten, sah ich 100 Fuß über mir ein Rudel von 13 Gemsen die Schneefläche überschreiten und weiter an der Bergwand zur Rechten am rauhen Gestein emporklimmen.

Die Thiere hatten, wie es schien, mich bis dahin noch nicht bemerkt, so daß ich in aller Ruhe, hinter einem der Felsen verborgen, eine Viertelstunde lang wohl ihre gewandten, zierlichen Bewegungen bequem beobachten konnte.

Um sieben Uhr erreichte ich die Jochhöhe. Der beschränkten Fernsicht wegen hielt ich mich nur kurze Zeit auf und stieg über Schnee und Alpwiesen zu dem eine starke Stunde entfernten Septimerhaus in gerader Richtung hinab. Eine alte Ruine nur noch, gewährte dasselbe zur Stunde ein äußerst belebtes Bild. Drei langbärtige Bergamasker in ihrer phantastischen Kleidung, hatten hier sich mit ihren Pferden, ihren Maulthieren und zahlreichen Schafen, welche letzteren zum Theil hoch oben auf dem alten Gemäuer ruhten, als bunte Gruppe gelagert. Da ich ohnehin zu rasten beabsichtigte, gesellte ich mich zu den Hirten, die sich freuten, aus dem Munde des Fremden ihre Muttersprache zu hören, und sich dem Genuß der gebotenen Cigarre mit sichtlichem Behagen hingaben. Alljährlich hier in den Bergen, hatten die Leute so Manches erlebt, was für mich von Interesse war, so daß ich gern ihren Erzählungen zuhörte.

Beim Abschied erhoben sich die Männer und über die wettergebräunten, von Strapazen durchfurchten Züge glitt ein freundlich treuherziges Lächeln, als sie sämmtlich die Hand mir reichten und mir glückliche Reise wünschten. Kaum einige Minuten entfernt, hörte ich hinter mir lebhafte Zurufe und sah, als ich demnächst mich umwandte, die noch halb volle Flasche Inferno, die ich den wackeren Hirten geschenkt, jetzt fröhlich die Runde machen, während die Männer die Hüte schwenkend, mit kräftig gehobener Stimme ein „Evviva il buon Signore!“ in die Lüfte erschallen ließen.

Eine halbe Stunde darauf erreichte ich die Septimerstraße, einen mit Steinen gepflasterten Weg aus den Zeiten der alten Römer, der sich in unregelmäßigen Windungen durch verödete Bergpartien allmälig zu Thale senkt. Unwillkürlich mußte ich daran denken, wie schon vor Jahrtausenden diese wilden, verlassenen Schluchten von dem wuchtigen Massenschritt der stolzen Legionen erdröhnten, und sah noch heute im Geiste die langen, endlosen Reihen von blanken Speeren und Schilden an den Bergwänden langsam hinaufziehen.

Nachdem ich später in Casaccia, wo ich zwei Uhr Nachmittags eintraf, einen kurzen Imbiß genommen, überschritt ich den Maloja-Paß und wanderte, der Landstraße folgend, an Sils und den Seen vorüber, in ungefähr drittehalb Stunden nach dem schön gelegenen Silvaplana, um hier über Nacht zu bleiben.

Der nächste Morgen brach heiter und freundlich an. Ich begab mich um drei Uhr auf den Weg, um zeitig, und zwar mit Benutzung der nahen Fuorcla da Surlei, nach Pontresina zu gelangen. Die gegen 7000 Fuß hohe Jochhöhe ist verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Nachdem man den Thalgrund durchschritten und die wenigen Häuser erreicht, die dem Paß den Namen gegeben, steigt man weiter durch Tannengehölz, zum Theil über steiniges Terrain, an der steilen Bergwand empor und betritt nach anderthalb Stunden einen ziemlich bequemen Weg, der, durch grüne Alpweiden hinlaufend, in etwa vierzig Minuten hinauf zur Jochhöhe führt.

Der Blick auf die während des Aufstiegs noch immer verdeckt gewesene gewaltige Berninagruppe, welche jetzt sich vor mir entfaltete, war von so überraschender Wirkung, daß der Wunsch in mir rege ward, derselben näher zu treten. Der zur Rechten gelegene Piz Corvatsch, dessen stattliches, weißes Haupt in der Morgensonne erglänzte, war hierzu am Besten geeignet; ich entschloß mich daher, dem 11000 Fuß hohen Gipfel einen kurzen Besuch zu machen.

Nachdem ich nicht ohne Mühe die wüst durcheinander geworfenen, über den Grat hin zerstreuten Felsstücke durchklettert hatte, erreichte ich nach dreiviertel Stunden den unteren Auslauf des Gletschers. Derselbe, zum größten Theil mit noch festem Firnschnee bedeckt, führte in mäßiger Steigung zum genannten Gipfel hinauf. Mit Ausnahme weniger Schründe, die leicht zu umgehen waren, zeigten sich keinerlei Hindernisse, so daß man ohne Unterbrechung an den Firnfeldern aufsteigen konnte. Erst später, auf der letzten Strecke, wurde der Gletscher allmälig steiler und nahm noch auf kurze Zeit die geschonten Kräfte in Anspruch.

Gegen zehn Uhr betrat ich den Gipfel. Einem Bilde gleich aufgerollt, lag die ganze Berninagruppe mit ihren Bergriesen vor mir, die zum Theil so nahe erschienen, als bedürfte es nur eines

Sprunges, sich auf ihre Gipfel zu schwingen. Mit den wilden, trotzigen Gestalten des hohen Bernina selbst, des nahe gelegenen Piz Tschierva, Piz Rosegg und Morteratsch beginnend, zog sich die mächtige Reihe der Schneehäupter, einen weiten Bogen beschreibend, bis hin zum Piz Palü, der gegen Italien hin als gewaltiger Flügelmann Front macht, und dessen blendendes Firnkleid nur von dem des Walliser Weißhorn noch vielleicht übertroffen wird. Unten dehnten sich die weiten Eisflächen der zahlreichen Gletscher aus, deren mächtige, den Riesengipfeln allmälig entquollenen Ströme mit ihrem alles Lebendige erstarren machenden Hauche sich verheerend den Thälern zuwälzten.

Nach Norden und Nordwesten zu, als lieblicher Gegensatz, erglänzten in duftiger Tiefe die grünen Gewässer der Seen von Sils und von Silvaplana; vom Maloja bis hinter Samaden reihte Ortschaft an Ortschaft sich, und der weite üppige Thalgrund war ein lachendes Erdenparadies von unendlicher Anmuth und Frische. Auf der anderen Seite des Thales erhoben sich die Felspyramiden des Julier und des Piz Ot mit den sie verbindenden Bergketten, und zur Rechten in weiter Ferne, ein endloses Meer von Spitzen, wogten die Gipfel des Unterengadin.

Unter den großartigen Natureindrücken vergingen beinahe zwei Stunden, bevor ich mich zum Aufbruch anschickte. Ungeachtet der zehn Grad Wärme, auf welche das Thermometer in der Sonne inzwischen gestiegen, war der Schnee noch so hart und fest, daß man mühelos und bequem die Eisflächen hinabschreiten konnte.

Bald, nachdem ich den Gletscher verlassen, gelangte ich zur Alp Surovel, stieg von hier über Weideterrain hinunter zum Roseggthal und wanderte, dem Thalgrunde folgend, durch schönes Nadelgehölz nach Pontresina hinaus, wo ich um vier Uhr Nachmittags eintraf.

Die zufällige Anwesenheit zweier älteren, mir befreundeten Herren bestimmte mich, gegen meine Absicht den Aufenthalt hier auf längere Zeit auszudehnen. Allerdings gingen unsere Neigungen ziemlich weit auseinander, indem sich die Ausflüge meiner Freunde ausschließlich auf kleinere Spaziergänge in der nächsten Umgebung beschränkten. Die einzige größere Unternehmung, zu der sich die Herren

entschlossen, war die Besteigung des Piz Languard, eines 10000 Fuß hohen Gipfels, der verhältnißmäßig bequem und leicht zu erreichen ist.

Wir hatten uns hierzu einen kühlen und klaren Tag auserseben und uns früh auf den Weg gemacht. Durch schattige Waldpartien und weiter über üppige Alpwiesen gemächlichen Schrittes bergauf steigend, gelangten wir nach viertehalb Stunden zur sogenannten „Roßstation", bei welcher der Reitweg aufhört und der Kegel des Berges beginnt. Ein sorgfältig angelegter, sich in längeren und kürzeren Windungen über Geröll emporziehender Pfad führt von hier zum Gipfel hinauf. An den steileren und schwierigeren Stellen hat man Felsplatten stufenförmig derart über einander gelegt, daß man bequem, wie auf einer Treppe, an der Wand hinaufsteigen kann.

Gegen zehn Uhr war der Gipfel erreicht, der selbst für eine größere Gesellschaft hinreichenden Raum gewährt. Leider hatte sich inzwischen der Himmel zum Theil mit Wolken bedeckt. Die ganze Berninagruppe lag völlig in Dunst gehüllt, und nur hin und wieder einmal, wenn die Wolken sich lichteten, präsentirte sich auf blauem Grunde eines der weißen Schneehäupter, um sich jedoch schon nach wenigen Secunden, wieder hinter dem Schleier verborgen, dem Auge seiner Bewunderer von Neuem zu entziehen. Dafür um so schöner und klarer entfaltete sich im Osten die nahe Gebirgswelt Tirols, aus deren Mitte der Ortler dominirend und stolz hervorragte. Nicht minder schön war der Blick auf die blitzende Wasserfläche des unten in verblauender Tiefe, im Schooße des Waldesgrün gelegenen See's von St. Moritz, sowie in die Gründe und Schluchten, die, zum Theil noch mit Schnee bedeckt, den Kegel des Berges umgaben.

Wir waren in heiterster Stimmung und schwelgten in dem Genuß der trotz der beschränkten Rundschau noch immer großartigen Alpennatur. Selbst der ziemlich empfindliche Luftzug vermochte uns nicht zu bestimmen, den Aufenthalt abzukürzen, so daß es fast Mittag wurde, bevor wir auf gleichem Wege nach Pontresina zurückkehrten.

Mit dem 16. August ging die Zeit unseres Hierseins zu Ende. Meine Freunde, die gleichfalls beabsichtigten, über Belaggio weiter

zu reisen, hatten sich den Wagen zu sieben Uhr Morgens bestellt, um zunächst über den Malojapaß nach Chiavenna zu fahren. Ich zog die Fußwanderung vor und brach gegen drei Uhr auf, um möglichst bei guter Zeit, mit Benutzung des gleichen Weges den genannten Ort zu erreichen. Mit Ausnahme einer kurzen Rast im Dörfchen Vicosoprano, hinter welchem bereits die Kastanien die rauhe Alpennatur mit den dunklen Tannen verdrängen, hielt ich mich nirgends weiter auf und traf noch vor vier Uhr Nachmittags am Ziel meiner Wanderung ein. Bald folgten auch meine Gefährten, so daß wir uns noch später nach Tische das rebenumkränzte Chiavenna in Muße ansehen konnten.

Nach weiterer dreistündiger Fahrt durch ziemlich einförmige Landschaft gelangten wir am nächsten Mittag nach Colico am Comersee und begaben uns von hier per Dampfer nach dem an der Gabelung des See's in malerisch schöner Umgebung gelegenen Belaggio. Der Witterung des Tages entsprechend, war der heutige Abend entzückend; Mond und Sterne erglänzten im reinsten Lichte, und nicht ein Lüftchen bewegte die ruhige Wasserfläche. Mit lautlosem Ruderschlag trieb der heitere Bootsmann Lorenzo die Gondel an den Lampions und zahlreichen Candelabern der verschiedenen Hotels vorüber, deren weithin leuchtende Flammen als lange Feuerlinie, vom Wasser wiedergespiegelt, sich am Rande des Ufers hinzogen. Wir hatten uns möglichst behaglich in der Barke lang hingestreckt und lauschten, vom milden Hauch balsamischer Lüfte umgeben, den lieblichen Klängen der Musik, die vom nahen Hotel Bretannia zu uns herüber tönte, und genossen in vollen Zügen die verschiedenartigen Eindrücke des echt italienischen Abends.

Anderen Tages ging es über Menaggio, Lugano und Ponte Tresa nach Luino am Lago maggiore. Auf dem Dampfschiff hatten wir die Bekanntschaft einer jungen Florentinerin, einer Signorina Virginia B., und deren Gesellschafterin gemacht, die gleichfalls beabsichtigten, noch heute Pallanza zu erreichen. Da das letzte Schiff inzwischen schon abgedampft war, engagirten wir die nöthigen Bootsleute, und bald darauf glitt unsere Barke auf der spiegelnden Wasserfläche im flüchtigen Laufe dahin. In merklichem Gegensatz zur

Schwüle während der Landfahrt wehte jetzt ein erquickender Luftzug, dessen kühler, erfrischender Hauch belebend auf Alle wirkte. Als wären wir schon Jahre lang miteinander bekannt gewesen, verbrachten wir die nächsten Stunden in zwanglos heiterem Geplauder und waren nicht wenig erstaunt, als plötzlich der Mond über den Bergen als feurige Kugel emporstieg und uns gewissermaßen gemahnte, daß der Abend im Anzuge war. Einige dreißig Minuten später bog die Barke rechts um die Landecke und zwischen den Bäumen des stattlichen Parkes tauchte das Hotel von Palanza auf. Die Umgebungen lagen bereits im Bereich der nächtlichen Schatten und das glänzende Licht des Mondes fiel silbern auf die Terrasse, als wir langsam vom Wasser aus an der Landungstreppe emporstiegen und unter den dunklen Magnolien und mächtigen Lorbeerbäumen dem nahen Asyle zuschritten.

Im Laufe des folgenden Tages, während meine Freunde sich im Gasthofe ruhten, machte ich in Gesellschaft unserer Reisegefährtinnen einen Ausflug nach den Borromeïschen Inseln. Die Besichtigung der Isola Bella nahm hierbei allein den halben Nachmittag in Anspruch. Ursprünglich öde und kahl, wurde die Insel im siebenzehnten Jahrhundert durch den Grafen Vitaliano Borromeo mit den kunstvollsten Anpflanzungen und Gartenanlagen geschmückt. Neben Cedern, Cypressen und Pinien, Orangen- und Citronenbäumen, sieht man blühende Myrthen und Camelien, wie Oleander und mächtige Cacteen, hin und wieder auch schöne Exemplare von Kampfer- und Sassafrasbäumen, wie von Algaven und Yuccastämmen. Auch befindet sich hier der riesige Lorbeerbaum, in dessen Rinde Napoleon I. vor der denkwürdigen Schlacht bei Marengo das Wort „Battaglia“ einschnitt.

Als wir so durch die Laubengänge der Isola Bella dahinschritten, trat mir unwillkürlich der Titan Jean Pauls vor die Seele, der sich bekanntlich zum Theil hier abspielt, und ich stellte in Gedanken Vergleiche zwischen jener so schön und bezaubernd von ihm geschilderten Linda und der reizenden Virginia an, welche jetzt mir zur Seite ging. Dieselben fielen entschieden zu Gunsten der Letzteren

aus, mit wie blendenden Farben Jean Paul die Heldin seines Romans auch ausgeschmückt haben mochte.

Da der Kutscher die Ordre hatte, sich am anderen Morgen schon frühzeitig fertig zu halten, nahm ich noch am Abend von den Damen Abschied. Als Antwort auf meine Frage an die schöne Virginia, ob ich später mir erlauben dürfte, im Fall ich Florenz berührte, ihr meinen Besuch zu machen, erbat sie sich mein Notizbuch und schrieb mir höchsteigenhändig ihre dortige Adresse hinein. Wir sagten uns gegenseitig ein herzliches Lebewohl, und mit einem freundlichen „A rivederci dunque a Firenze!“ zog sich das heitere, anmuthige Mädchen in seine Gemächer zurück.

Ueber den Simplon durch das Rhone- und Visptthal nach Saas. Ueber den Monte Moro nach Macugnaga; über den Turlopaß nach Alagna; über den Col de Val Dobbia nach Gressoney St. Jean.

Unter lustigem Peitschengeknall, wie Italiens Kutscher es lieben, verließen wir am Morgen des 20. August im bequemen, viersitzigen Wagen die sonnigen Gestade Palanza's und rollte in munterem Tempo der Simplonstraße entgegen. Gegen Mittag, nach fünfstündiger Fahrt, erreichten wir Domo d'Ossola. Kastanien und Feigenbäume wurden jetzt immer spärlicher und es traten die Nadelhölzer allmälig an ihre Stelle. Nachdem wir nach einiger Zeit die wilden Tunnelpartien mit den Wasserstürzen passirt, war die südliche Vegetation wie mit einem Schlage verschwunden, um den grünen Matten der Schweiz nun mehr und mehr Platz zu machen.

Den Windungen der Straße folgend, die ziemlich steil sich emporzogen, gelangten wir um sechs Uhr nach Simpeln, einer rings von Bergen umschlossenen, hochromantisch gelegenen Ortschaft, um hier im gemüthlichen Gasthof zum Fletschhorn über Nacht zu bleiben.

Gegen Mitternacht weckte uns ein Schlag, unter dessen gewaltiger Wucht das ganze Haus erbebte. In den Zimmern war es hell wie am Tage, während draußen die Atmosphäre, von grellen Blitzen durchzuckt, in bläulichem Lichte leuchtete, und mit wahrhaft betäubendem Lärmen der Donner die Luft durchdröhnte. An Schlafen war gar nicht zu denken. Erst am Morgen ließ das Unwetter nach, wiewohl noch von Zeit zu Zeit vereinzelte Tropfen fielen und die Luft noch mit Nebel erfüllt war. Meine Freunde verabschiedeten sich jetzt, um demnächst im geschlossenen Wagen nach Pallanza zurückzukehren, während ich noch ein Stündchen verweilte und sodann in entgegengesetzter Richtung die Simplonstraße hinaufwanderte.

Je näher ich der Paßhöhe kam, um so mehr nahm der Nebel an Dichtigkeit zu, so daß man sich schließlich kaum auf zehn Schritte weit orientiren konnte. Dabei wehte ein eisiger Wind und der Nebel näßte derart, daß ich bald mich genöthigt sah, den Waterproof klar zu machen. Ein Mann, der des Weges kam, überraschte mich noch mit der Nachricht, daß auf der anderen Seite des Joches die Straße an mehreren Stellen durch einen Erdsturz gesperrt und einstweilen unpassirbar sei.

Um zehn Uhr überschritt ich die Paßhöhe und gelangte alsbald hinab zum Ort der Verschüttung. Der Nebel hatte sich inzwischen auf kurze Zeit gelichtet, so daß man die Situation jetzt gut übersehen konnte. Wohl in Folge des schweren Regens hatte sich ein Theil der Gletschermoraine, die oben an der Bergwand zur Rechten in der Höhe von fünfhundert Fuß schon allmälig vorgerückt war, in Bewegung gesetzt und ganze Strecken der darunter gelegenen Straße mit Steinen und Schlamm überschüttet. Gegen 50—60 Arbeiter waren hier schon in Thätigkeit und hofften noch vor Dunkelwerden die Räumung soweit zu bewerkstelligen, daß die theilweis gefährdeten Stellen, natürlich mit einiger Vorsicht, von Wagen passirt werden konnten.

Für mich, als bescheidenen Fußgänger, zeigte sich keinerlei Schwierigkeit, mit Ausnahme eines Wildbaches, der in seinem gewohnten Laufe unter der Straße hinweg durch Verschüttung der Oeffnung behindert, entfesselt und zügellos über den Fahrdamm schäumend hin=

wegstürzte. Das Wasser hatte zugleich verschiedene Steine und Felsstücke von der Höhe aus mit sich geführt, deren Benutzung das Ueberspringen des Baches wesentlich erleichterte. Ueber Schlamm und Felsschutt hinwegsteigend erreichte ich nach fünfzehn Minuten die wieder freie Straße und gelangte, durch dichten Nebel nun munter zu Thale schreitend, gegen Mittag nach Berisal, wo ich im Gasthof zur Post Quartier nahm.

Auch während des nächsten Tages hielt die regnerische Witterung noch an, so daß ich erst am Morgen darauf meine Wanderung fortsetzen konnte. Zuvörderst nach Brieg hinabsteigend und weiter dem Rhonethal folgend, gelangte ich zu Mittag nach Visp, um nunmehr dem Thal gleichen Namens mich zuzuwenden. Der Himmel hatte inzwischen sich wieder völlig geklärt, und die Sonne sandte von Neuem ihre glühenden Strahlen hernieder.

Im Gasthof zur Traube in Stalden, wo ich zwei Uhr Nachmittags eintraf, vergönnte ich mir längere Rast, um später, nachdem sich die Luft ein wenig abgekühlt hatte, auf stellenweis steilem Pfade durch bewaldete Felspartien das Saasthal aufwärts zu steigen. Noch bevor ich nach vierstündigem Marsch die Häuser von Grund erreichte, die, auf grünen Matten erbaut, sich über dem Thalboden ausdehnen, begann es bereits zu dunkeln und der aufgehende Mond ließ allmälig die nahen, beschneiten Höhen ihre schimmernden Silberlinien am nächtlichen Himmel ziehen.

Der folgende Tag, den ich hier zu verweilen gedachte, war vom prächtigsten Wetter begünstigt. Ich benutzte die Morgenkühle zu einem Ausflug nach Fee, einer kleinen, ärmlichen Ortschaft, die, von Grund eine Stunde entfernt, sich unerwartet dem Auge darbietet, sobald man den letzten Schritt an der Bergwand hinauf gethan und das kleine Plateau betreten, dessen Ausdehnung kaum genügt, der bescheidenen Ansiedlung, wie deren Feldern und Gärten den entsprechenden Raum zu gewähren. Vom Alphubel und den Mischabelhörnern, die hier ihre Gletscherströme nach allen Seiten herabsenden, im engen Halbkreis umschlossen und nur nach dem Saasthal hin offen, liegt Fee auf grüner Oase inmitten einer großartigen Eiswelt, die als mächtiger Stufenbau sich bis zur gewaltigen Höhe von

4000 Meter erhebt. Trotzdem sich der untere Feegletscher bis auf zehn Minuten Entfernung der kleinen Ansiedlung nähert, gedeihen noch Gerste und Roggen in der unmittelbarsten Umgebung. Auf der anderen Seite des Saasthales, über die Gipfel der Vorberge hinweg, sieht man neben dem stattlichen Fletschhorn die benachbarte Weißmies emporragen, zwei prächtig geformte Schneespitzen, deren endlose Eisgefilde, mit denen der oben genannten zum Riesenkranz sich vereinigend, die lachenden Fluren von Fee gegen die Außenwelt völlig abschließen.

Durch die Freundlichkeit eines der Bewohner, der eben von der Arbeit heimkehrte, gelangte ich in den Besitz von etwas Schwarzbrod und Milch, so daß ich nun länger noch, als zuvor meine Absicht gewesen, die schöne Gebirgsidylle in Ruhe genießen konnte. Eine solche Fülle von Anmuth mit den starren, ernsten Gebilden einer großartigen Alpennatur so nahe vereint zu finden, hatte ich nicht vermuthet. Auf dem unteren Theile der Gletscher und den grünen Matten umherwandernd, brachte ich volle fünf Stunden hier zu, bevor ich nach Grund zurückkehrte.

Der nächste Tag war bestimmt, mich über den Monte Moro, einen ziemlich beschwerlichen, gegen 9000 Fuß hohen Paß, nach Macugnaga zu bringen. Ich hatte zu diesem Zweck dem Saasthal weiter zu folgen und gelangte nach dreistündigem Marsch durch kahle, einförmige Landschaft gegen neun Uhr zum Mattmarksee, einem rings von Felsen umschlossenen, in der Höhe von 6000 Fuß vereinsamt gelegenen Gewässer. Nach einem vortrefflichen Frühstück in dem kleinen Wirthshaus daselbst überschritt ich zunächst die benachbarte Distelalp und erreichte nicht lange darauf ein wildromantisches Hochthal, in dessen oberem Theil ein mächtiger Gletscherstrom seine Eiscascaden hinabsenkt.

Der kaum noch erkennbare Pfad zog sich jetzt, den Thalgrund verlassend, über wüstes Steingeröll, und weiter hinauf über Felsplatten an der rechten Bergwand empor. Schon nach Verlauf einer Stunde lag der Gletscher tief unter mir und die Umgebung wurde nunmehr immer wilder und verlassener. Zwischen rauhem, felsigen Geschiebe und gewaltigen Schieferblöcken immer steil und mühsam

emporsteigend, erreichte ich kurz vor Mittag die noch theilweis mit Schnee bedeckte, von Felsen umstarrte Jochhöhe, um unter dem Holzkreuz daselbst, welches hier zugleich die Grenze zwischen der Schweiz und Italien bezeichnet, mich behaglich niederzulassen und während des bescheidenen Mahles, das dem Wirthshaus am Mattmarksee seine Zusammenstellung verdankte, mich der herrlichen Aussicht zu erfreuen.

Zum ersten Mal seit zwei Jahren begrüßte ich wieder den Monte Rosa, der in seinem gewaltigen Aufbau und dem blendenden Weiß seiner Firnfelder einen großartigen Anblick darbot. Das vibrirende Licht der Sonne ließ die oberen Linien des Berges zum Theil nur wenig erkennen, so daß dessen äußerster Gipfel, der Erde gleichsam entrückt, sich im Aether zu verlieren schien. Beim Anblick des vierköpfigen Schneeriesen zogen unvergeßliche Erinnerungen an meinem Geiste vorüber und ich gedachte der schönen Stunden, die ich vor noch nicht langer Zeit auf jenen eisigen Zinnen verlebt hatte.

Nach zweistündigem Aufenthalt, zugleich der Schweiz Lebewohl sagend, verließ ich die wilde Höhe und stieg über Felsen und Schneefelder, über Alpen und durch Gehölz in etwa drittehalb Stunden nach Macugnaga hinab. Die verschiedenen Hochgebirgsführer, die in größeren und kleineren Gruppen das Hotel Monte Rosa umstanden, legten hinreichend Zeugniß ab, daß man sich hier auf einer frequenten Station des Bergsportes befand.

In der Absicht, mich am nächsten Tage über den Turlopaß, der an Höhe dem Monte Moro nur um 20 Meter nachsteht, nach Alagna im Val Grande zu begeben, hatte ich Gelegenheit, um vier Uhr Morgens auf dem freien Platz vor dem Hause den prächtigen Anblick zu genießen, den jetzt vor Beginn des Tages die Gipfel des Monte Rosa und des Cima de Jazzi gewährten. Während gestern, im Laufe des Abends, eine langgestreckte, von der untergehenden Sonne röthlich beleuchtete Wolke an der äußersten Dufourspitze längere Zeit haftete und dadurch dem Monte Rosa gewissermaßen das Ansehen eines riesigen Vulkanes gab, stand jetzt in der schmalen Lücke zwischen ihm und dem Cima die Jazzi die glänzende Scheibe des Vollmondes, die beiderseitigen Gipfel mit silbernem Licht überfluthend.

Der seltene, bezaubernde Anblick hatte bald die Mehrzahl der Fremden aus ihren Zimmern gelockt, zum großen Theil in Kostümen, die kaum noch bezweifeln ließen, daß man später die Absicht hatte, dem verführerischen Gotte des Schlafes noch einmal in die Arme zu sinken. Ein rühmliche Ausnahme hiervon machte eine ältere deutsche Dame mit ihren beiden erwachsenen Töchtern, die bereits in voller Toilette am Frühstückstisch sich betheiligten und mit denen ich mich noch schließlich so in's Gespräch vertiefte, daß ich erst gegen sieben Uhr aufbrach.

In ein kleines Seitenthal einbiegend, zog sich der Weg zunächst fast eben durch dürftiges Erlenholz hin, um später, allmälig steigend, bei der Alp Piana zu enden. Gewaltige felsige Höhen umschließen hier die grünen Matten in Form eines mächtigen Halbkreises, in dessen Mitte hoch oben sich der Paßübergang befindet. Die wenigen Hütten der Alp waren heute wie ausgestorben, nur in einer traf ich eine junge Sennerin an, ein hübsches, blühendes Mädchen von angenehmen Manieren, die sich gern bereit finden ließ, mir Milch und Polenta zu verabfolgen. Während ich so auf der Bank vor der Hütte zu Seiten der freundlichen Wirthin das Frühstück mir schmecken ließ, benutzte ich die Gelegenheit, mich über den Weg nach Alagna genauer zu informiren. Als echte Südländerin verschmähte es meine Nachbarin nicht, eine Cigarre entgegen zu nehmen, so daß beim gemütlichen Geplauder beinahe eine Stunde verging, bevor ich die Wanderung fortsetzte.

Ein nur wenig betretener Pfad führte jetzt an der Bergwand zur Rechten im steilen Zickzack hinauf, um sich jedoch schon nach kurzer Zeit zwischen scharfem, spitzigen Gestein allmälig wieder zu verlieren. Der senkrechten Abstürze wegen, die zur Linken den Weg versperrten, hatte man über eine Stunde lang der bisherigen Richtung zu folgen, bevor sich die Möglichkeit bot, der Mitte des Höhenzuges direkt entgegenzusteuern, wo sich oben in einer Höhe von noch mindestens 2000 Fuß eine freistehende Felscoulisse vor den steilen Bergwänden hinzog, hinter welcher hindurch der Weg zur Paßhöhe führte.

Nach langem, mühsamen Klettern an der jähen Geröllwand hin-

auf hatte ich schließlich den Punkt erreicht, wo der Abgrund zur Linken aufhörte. Statt seiner traten jetzt kahle und schroffe Felswände heran, die anfänglich aus der Höhe nur sanft und allmälig abfielen, dann aber, plötzlich jäh absetzend, sich steilrecht in die Tiefe senkten und nur in ihren oberen Theilen somit passirt werden konnten. Erst nachdem ich noch eine Strecke an der Halde emporgestiegen, hatte ich die richtige Höhe gewonnen und gelangte nun binnen Kurzem, fast eben an der Bergwand hinschreitend, zur genannten Felscoulisse. Die dahinter gelegene Schlucht war noch fußhoch mit Schnee bedeckt, auf welchem sich hier und da auch menschliche Spuren zeigten, die sich allem Anscheine nach direct der Paßhöhe zuwandten. Den Fußtapfen vorläufig folgend, mochte ich wohl eine halbe Stunde von Neuem gestiegen sein, als sich über mir zwischen den Felsen ein schmaler Einschnitt zeigte, welcher kaum noch zweifeln ließ, den gesuchten Uebergangspunkt in ihm begrüßen zu dürfen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Nach wenigen Minuten bereits betrat ich eine enge K uft und befand mich nach kurzer Zeit auf der Höhe des Turlopasses, als dem Mittelpunkt einer neuen, mir noch unbekannten Gebirgswelt, die sich als großartiges Panorama nach allen Seiten hin ausdehnte.

Es war jetzt zwei Uhr Nachmittags. Das Gewirr von Schluchten und Thalstufen in der Richtung nach Alagna hin, durch welches den Weg zu finden vermuthlich zeitraubend war, ließ es nicht gerathen erscheinen, auf der durch malerische Fernblicke und herrliche Bergscenerien ungemein bevorzugten Paßhöhe allzu lange sich aufzuhalten. Immerhin blieb nicht ausgeschlossen, eine Stunde lang sich zu ruhen und den Tornister um das Gewicht des Mundvorraths zu erleichtern. Der veränderte Witterungscharakter an den Südabhängen der Alpen machte sich hier schon merklich fühlbar. Trotz der ganz respektablen Höhe von nahezu 9000 Fuß verbreitete doch die Sonne eine wahrhaft glühende Hitze.

Nachdem ich geruht und gestärkt den einsamen Felsenhorst gegen drei Uhr Nachmittags verlassen und wohl schon eine Stunde lang dem schmalen Pfade gefolgt war, der sich steil und zuweilen kaminartig von der Paßhöhe abwärts zog, gelangte ich zu einem kleinen,

von Felsen umschlossenen See, der vermuthlich seine Entstehung geschmolzenen Schneemassen verdankte und in Anbetracht der jetzigen Schwüle die erwünschte Gelegenheit bot, ein erfrischendes Bad zu nehmen.

Etwa 1000 Fuß unterhalb des See's hörte der felsige Boden auf und man konnte nun wieder auf weichen, hin und wieder von kleinen Tobeln durchschnittenen Matten dahinschreiten. In Ermangelung eines weiteren Pfades steuerte ich geraden Weges auf zwei menschliche Wesen zu, die, am grünen Hang eines Hügels zwischen Schafen und Ziegen gelagert, die Studien auf meiner Karte mir näher bestätigen sollten. Es waren zwei Hirtenknaben, deren einer, ein munterer Bursche, mich einige Schritte begleitete und unter den dreien, sich unten in der Tiefe öffnenden Schluchten die mit dunklen Tannen bewachsene als diejenige bezeichnete, die hinab nach Alagna führe. Der Auskunft des Gaisbuben folgend und nach ungefähr dreiviertel Stunden zur bezeichneten Stelle gelangt, betrat ich alsbald einen Fußweg, der steil durch die Schlucht sich senkend, hinunter zu einem bewaldeten, schattigen Thalgrund führte. Ein dem Auge hierselbst verborgener, der nahen Bergwand zur Rechten entstürzender Wasserfall begleitete mich noch lange mit seinem monotonen Rauschen und verschmolz mit dem fröhlichen Gesang und dem munteren Gezwitscher der Vögel, welches rings von den Zweigen ertönte.

Gegen sieben Uhr erreichte ich Alagna. Im Albergo Monte Rosa daselbst traf ich nur italienische Gesellschaft, einige zwanzig Personen an, die zum Theil sich als Pensionäre in diesem entzückend gelegenen, dem Weltgeräusch fernen Oertchen für längere Zeit einquartiert und hierbei ihr leibliches Wohl der unvergleichlichen Küche des Hotels anheim gestellt hatten. Unter ihnen befand sich auch ein Herr Luigi dell'Oro di G. aus Mailand, der einige Wochen bereits mit seiner reizenden Nichte, einem blühenden, jungen Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, in Alagna zugebracht hatte.

Beide hatten vor Kurzem erst in Begleitung von vier der besten und zuverlässigsten Führer den Gipfel des Matterhorn bestiegen und waren noch ganz erfüllt von all' dem Schönen und Großartigen, was sie dort gesehen und durchlebt hatten. Die junge Italienerin, ein Mädchen

von elastischem Wuchs und kühnem Gesichtsausdruck besaß eine besondere Vorliebe für die wilde Gebirgswelt der Schweiz, deren reiche Naturschönheiten sie mit glühender Begeisterung erfüllten. Noch spät in der Abendstunde promenirten wir zu Dreien miteinander im Waldesdunkel auf und nieder. Das Licht des aufgehenden Mondes begann schon so nach und nach, am Gezweige der Buchen umhertastend, auf den Moosboden niederzugleiten und allmälig den Pfad zu erhellen, auf dem wir gemächlich dahinschritten. Unsere schöne Begleiterin gestand übrigens ein, daß sie kaum sich entschließen würde, eine Besteigung des Matterhorn noch einmal zu unternehmen, und noch jetzt nicht begreifen könne, wie sie all' den Gefahren entgangen, die sie auf Schritt und Tritt dort bedroht hätten. Gegen Mitternacht erst, nachdem schon das letzte Licht im Gasthof erloschen, sagten wir uns Lebewohl und zogen uns möglichst geräuschlos, um Niemand zu stören, in unsere Gemächer zurück.

Die Stunden des folgenden Tages verbrachte ich im dolce farniente, verbunden mit kleinen Spaziergängen in der allernächsten Umgebung. Bei letzteren unterließ ich es nicht, auch dem benachbarten Oertchen Riva, dessen weibliche Bevölkerung in dem Ruf großer Schönheit steht, einen kurzen Besuch zu machen, und war in der That frappirt von den auffallend hübschen Erscheinungen, welche dort mir begegneten.

Am 29. August verließ ich um acht Uhr Morgens bei herrlichem Wetter Alagna und stieg über üppige Alpwiesen und tannenbewachsene Hügel, am kleinen Grünsee vorbei, den Col de Val Dobbia hinauf, einen 8000 Fuß hohen Paß, der im Zeitraum von sechs bis sieben Stunden von hier nach Gressoney St. Jean führt. Gegen Mittag erreichte ich das oben auf der Jochhöhe gelegene Hospiz, welches neben einer lohnenden Fernsicht mir noch mäßigen Chiantiwein und ein Gericht Vermicelli gewährte. Der nördliche Horizont war leider in Nebel gehüllt, das Panorama bewegte sich ausschließlich im Rahmen einer südlichen Alpennatur. Schroffe Höhen, von sonnigen Thälern und bewaldeten Schluchten durchwoben, grüne Hügel im bunten Gemisch mit phantastisch gezackten Bergspitzen, und dunkle, bald hier bald dort den Tiefen entsteigende Felswände vereinten sich mit ein-

ander und bildeten das Landschaftsbild, welches hier dem Auge sich darbot.

Nach beendetem Mittagessen begab ich mich auf steilem Wege hinab nach Gressoney St. Jean, woselbst ich so glücklich war, in dem freilich nicht allzu sauberen, aber nichtsdestoweniger sehr besuchten Hotel de la Pierre noch ein leidliches Zimmer zu finden.

Ueber den Col de Ranzola nach Brussone; über den Col de Joux nach Chatillon und Courmayeur; auf der Allée blanche nach Chamonix.

Der großartige Anblick des Lyskamm, dessen herrliche Gletscher und Firnfelder ich während des Frühstücks schon vom Fenster aus bewundert hatte, hielt mich einige Zeit noch gefesselt, so daß ich erst gegen sieben Uhr Morgens Gressoney St. Jean verließ, um über den Col de Ranzola und weiter über den Col de Joux nach Chatillon zu gelangen. Der 30. August schien vom Wetter begünstigt zu sein, der Himmel war wolkenlos und ein kühler Luftzug aus Osten versprach auch für späterhin die Hitze des Tages zu mildern. An grünen, von schattigen Baumgruppen hin und wieder durchbrochenen Geländen, und später über Alpen emporsteigend, auf denen Hunderte von stattlichen Rindern im schwellenden Grase sich ruhten, gelangte ich nach zweistündigem Marsch zu einer größeren Sennhütte, während sich gleichzeitig über mir, eine Stunde kaum noch entfernt, die unmittelbar auf der Schneide des 6000 Fuß hohen Passes gelegene Kapelle zeigte. Der Senne, ein höchst eleganter, schon älterer Italiener, der auch fertig französisch sprach und sich in einer Art Leibrock mit vornehmer Würde bewegte, erquickte mich mit den verschiedensten Erzeugnissen seiner Wirthschaft, deren kunstgerechte Behandlung in der That zu bewundern war. Aus so einfachen Elementen eine derartige Fülle von Speisen so schmackhaft bereitet zu sehen, war auf alle Fälle mir neu; ich konnte es nicht unterlassen, dem biederen, befrackten Wirthe meine Hochachtung auszusprechen, eine Anerkennung, die derselbe mit Selbst-

bewußtsein und angeborener Grandezza sehr gnädig entgegen nahm. Die Frage in Betreff der Schuld schnitt er mit der Versicherung ab, daß es ihm eine Freude gewesen, mich haben bewirthen zu können, und er all' und jede Entschädigung entschieden von der Hand weisen müsse. Das Einzige, was ich ihm anbieten durfte, war eine deutsche Cigarre, die er zierlich zwischen Daumen und Mittelfinger nahm und mit sichtlichem Behagen sich anzündete.

Nachdem ich mich dankend verabschiedet, stieg ich zur genannten Kapelle hinauf und befand mich um elf Uhr Vormittags auf der Paßhöhe des Col de Ranzola, gewissermaßen dem Uebergang von der wilden Hochgebirgswelt zur lieblichen Hügellandschaft. Während die weißen Riesengestalten der Monte Rosa-Kette nach Norden und Nordwesten hin den Horizont noch beherrschten, sah man vor sich auf ein wogendes Meer bewaldeter Gipfel hinab, deren weiche, gerundete Formen sich den darunter gelegenen Thälern überall harmonisch anschmiegten und mit ihnen einen grünenden Garten von endloser Ausdehnung bildeten.

Dem schattigen Abhange folgend, stieg ich von hier in anderthalb Stunden zum Oertchen Brussone hinab, wo ich der tropischen Hitze wegen bis vier Uhr Nachmittags verweilte.

Um weiter nach Chatillon, meinem heutigen Ziel zu gelangen, hatte ich zuvor noch den 5000 Fuß hohen Col de Jour zu passiren. Der dicht bestandene Wald, durch welchen der Weg hinaufführte, ließ die Sonnengluth weniger empfinden, so daß ich nach zweistündigem Marsch den Paßübergang erreichte. Mit jedem Schritt abwärts von hier nahm die Vegetation einen südlicheren Character an, an Stelle der Tannen und Birken traten bald Kastanien und Nußbäume, um später den Pfirsichanlagen, wie den Wein- und Feigengeländen allmälig den Platz zu räumen. Die Thurmuhr zeigte eben auf sieben, als ich den ersten Fuß in die Straßen von Chatillon setzte, um im alten Hotel de Londres, einem überaus freundlich gelegenen und trefflich gehaltenen Gasthause, über Nacht zu bleiben.

Unter hiesigen Breitengraden bei jetziger Jahreszeit auf der staubigen Straße zu wandern, geht auch über meine Passion hinaus. Ich brach daher frühzeitig auf und fuhr in der Morgenkühle mit der

ersten Post nach Aosta, der einstigen Römerstadt, mit ihren noch wohlerhaltenen Ruinen und Alterthümern. Nach einem erträglichen Frühstück im dürftigen Hotel de la Couronne ging es weiter mit dem Hauderer, einem bösartigen Marterkasten, in der Richtung auf Courmayeur zu. Der Weg führte ununterbrochen durch eine breite, fruchtbare Thalebene, die erst kurz vor dem letzteren Orte, wo die Höhen zu beiden Seiten wieder dichter zusammentreten, zur schmalen Schlucht sich verengte. Eine Stunde weit hinter Aosta erblickt man zur Rechten der Straße auf hohem, felsigen Hügel das stattliche Jagdschloß von Victor Emanuel, der bekanntlich von Zeit zu Zeit der Jagd auf Gemsen und Steinböcke an den Südabhängen der Alpen mit besonderer Vorliebe oblag.

In Livorgne, einer kleinen Ortschaft ungefähr auf der Hälfte des Weges, wurde einige Zeit Halt gemacht, um den armen geplagten Gäulen eine kurze Ruhe zu gönnen. Späterhin trat vor uns im Westen nach und nach der Mont Blanc hervor, der mich eigentlich bewogen hatte, diese Gegenden aufzusuchen. Schon seit Jahren war es mein Wunsch, den König der Alpen zu besteigen, aber immer noch wurde ich bisher an der Ausführung des Vorhabens verhindert. Ich trug mich diesmal mit der Hoffnung, in Courmayeur oder Chamonix die geeigneten Gefährten zu finden, da sich gerade bei Besteigung des Mont Blanc das Beisammensein einer größeren Gesellschaft aus verschiedenen Gründen empfiehlt. So fuhr ich denn jetzt zunächst nach dem ersteren Orte, mit dem Rückhalt, im vergeblichen Fall mich über die Allée blanche nach Chamonix zu begeben.

Gegen Abend, nach siebenstündiger Fahrt, hielt der Wagen in Courmayeur vor dem Hotel de l'Ange. Ich bilde mir ein, daß die Engel an der Mehrzahl der Gastwirthschaften, die unberufener Weise ihren Namen sich angeeignet, nur wenig Freude haben werden. Auch das eben genannte Hotel mit seinen düsteren Räumen, seinen verblichenen altmodischen Wandspiegeln und halb verrotteten Teppichen erinnerte nicht im Entferntesten an jene ätherischen Wesen.

Die Gäste bestanden ausschließlich aus zwei alten versimpelten Engländern, die soeben vom Spaziergange heimkehrend, im Gesellschaftssalon sich begrüßten. „What a very fine weather to day,

Sir!“ — „Yes, Sir, indeed very fine!“ so ungefähr lauteten die Anrede und die ebenso geistreiche Erwiderung, worauf Beide die Kneifer aufstülpten, um den „Daily news“ und den „Times“ ihr weiteres Interesse zu widmen. Ein weniger geeignetes Feld für eine Mont Blanc-Besteigung hätte sich freilich nicht finden lassen; ich sehnte mich nach dem Moment, diese finsteren, schwermüthigen Räume erst wieder verlassen zu dürfen.

So brach ich denn am 1. September schon um fünf Uhr Morgens auf, in der Absicht, den Col de la Seigne, einen 7000 Fuß hohen Paß, mit dem die Allée blanche beginnt, noch vor Mittag zu überschreiten. Einige Minuten weit hinter dem Orte mündet zur Linken ein Seitenthal ein, durch welches ein bequemer Fußweg sich ganz allmälig emporzieht, so daß man genügend Zeit hat, aus unmittelbarer Nähe die mächtig gegliederten Formen des Mont Blanc betrachten zu können. Mit Ausnahme einiger kleinen, vereinzelten Gletscher und Schneefelder zeigt der Berg auf dieser Seite nur riesige, schwarze Felswände, die in steilen, gewaltigen Abstürzen bis hinab in die Thalschlucht reichen. Für die Dauer der nächsten fünf Stunden, die man bis zur Paßhöhe gebraucht, behält man die dunklen Massen fast ununterbrochen zur Seite, ein wild auf einander gethürmtes, endloses Felsenreich, dessen äußerster Gipfelthron als weiße schimmernde Kuppel hoch hinaus in die Lüfte ragt.

Vor und hinter dem Uebergangspunkt lag zum Theil noch Lawinenschnee, auf dem man zahlreiche Spuren von Menschen und Maulthieren sah. Auch die Paßhöhe selbst war noch völlig mit Schnee bedeckt. Der Blick nach der anderen Seite beschränkte sich im Großen nnd Ganzen auf einen weithin gedehnten, von Felsen umschlossenen Thalkessel, dessen anfänglich steile Wände sich nach unten hin mehr und mehr abflachten, um schließlich in eine Alp von ziemlich bedeutendem Umfang allmälig überzugehen. Tief unten schlängelte sich ein Bach durch grünende Matten hin, an dessen hügeligem Ufer die Bergwirthschaft „Mottet's Hotel“ zuvörderst zu suchen war. Dieselbe hielt sich indessen mit großer Beharrlichkeit für die Dauer des Abstiegs verborgen; erst nach Verlauf einer Stunde, nachdem ich auf steilem Pfade hinunter zum Bache gelangt, bemerkte ich hier eine

Brücke und wenige Schritte davon, auf der drüben gelegenen Seite, das saubere, freundliche Häuschen, welches obigen Namen führt.

Vortrefflicher Hasenbraten, sowie eine Auswahl von Früchten war ein so luxuriöses Mahl, wie ich es hier in den einsamen Bergen nimmer erwartet hätte. Nach Tische machte ich durch Zufall die Bekanntschaft dreier Maulthiertreiber, die mit zwölf gesattelten Thieren noch heute über den Col de Bonhomme, der Fortsetzung der Allée blanche, bis Contamines zu gehen gedachten, um anderen Tages von dort nach Chamonix heimzukehren. Ueber die Ursachen und den Verlauf des orientalischen Krieges gerade jetzt mit einander plaudernd, ersuchten mich die guten Leute, über Manches sie aufzuklären, was damit in Beziehung stand, und hatte mein Vortrag zur Folge, daß sie nicht nur ihre werthe Gesellschaft, sondern auch den Transport des Tornisters durch eines der Thiere mir anboten.

Die Kerle gefielen mir und setzte sich bald nach ein Uhr der stattliche Zug in Bewegung. Die trefflich gepflegten Maulthiere, den jüngsten Treiber an der Spitze, in langer Reihe voran, und ich mit den älteren der Männer auf wenige Schritte nachfolgend, gelangte unsere Karawane, an der grünen Alp sich hinaufziehend, alsbald zu den dem Mont Blanc zunächst gelegenen Felswänden. Der bis dahin bequeme Pfad wurde nun immer rauher und steiniger und wandte sich nach und nach, an Felsen und über Geröll ziemlich streng und steil sich emporwindend, der Bergwand zur Linken zu. Die Maulthiere stiegen brillant, man hatte Mühe, zu folgen. Auch die Wißbegierde der Männer war nicht so leicht zu befriedigen; wir plauderten unaufhörlich, wobei ich Gelegenheit nahm, mich noch im französischen Patois so viel als möglich zu vervollkommnen. Ich hatte mit Courmayeur zugleich Italien verlassen, so daß die Zungenübungen in der hiesigen Landessprache für die demnächst folgenden Tage noch gar nicht so ganz ohne Werth waren.

Gegen vier Uhr erreichten wir die Paßhöhe, ein kahles, über 7000 Fuß hohes, noch mit Schnee bedecktes Plateau, über welches zur Bezeichnung der Richtung eine Reihe von Stangen sich hinzieht. Ein scharfer, eisiger Wind wehte unmittelbar entgegen, eine nicht

sehr erwünschte Zugabe zu den langen, geschichtlichen Vorträgen, die ich immer noch nach wie vor meinen Begleitern zu halten hatte.

Nach einiger Zeit begann das Terrain sich zu senken und der wieder beginnende Pfad führte nun über Trümmerhalden, an mächtigen Felsabstürzen und Wasserfällen vorbei, in etwa anderthalb Stunden zu einer Sennhütte hinab, wo man neben vorzüglicher Milch eine Art von Schwarzbrod erhält, das im Aussehen wie im Geschmack an Pumpernickel lebhaft erinnert. Von hier ging es munter zu Thale, so daß wir noch vor sieben Uhr Abends im Dörfchen Contamines eintrafen.

Der folgende Tag galt der dritten und gleichzeitig letzten Etappe auf dem Wege nach Chamonix, dem 5000 Fuß hohen Col de Voza, mit welchem die Allée blanche nach dieser Seite hin abschließt. Nach dreistündigem Marsch auf der Paßhöhe angelangt, vergönnte ich mir eine längere Rast auf dem grün umrankten Altan des Pavillon de Bellevue, eines kleinen, aber schmucken Gasthofes, der mit Recht seinen Namen verdient. Der Mont Blanc, den ich nunmehr nach gerade fast völlig umwandert hatte, begann jetzt zum ersten Mal einen Theil der Gletscher zu zeigen, die er hier in gewaltigen Strömen in das Chamonixthal hinabsendet. Um den Gipfel hatte sich leider eine dunkle Wolke gelagert, die dem sonstigen großartigen Eindruck immerhin einigen Abbruch that.

Nach Ankunft in Chamonix nahm ich sehr bald Gelegenheit, mich mit zweien der dortigen Führer in nähere Verbindung zu setzen, in der Hoffnung, von ihnen vielleicht in Betreff der Mont Blanc-Besteigung noch Wünschenswerthes zu erfahren. Dieselben theilten mir mit, daß während der letzten Woche keine Besteigung stattgehabt hätte, eine solche auch bei jetziger Jahreszeit der schon kürzeren Tage wegen zu den Ausnahmefällen gehöre. In nicht minderem Grade entmuthigend war das Sinken des Barometers, auf welches die beiden Führer gleichzeitig aufmerksam machten. Nichtsdestoweniger versprachen sie, mich sofort benachrichtigen zu wollen, sobald eine Expedition auf den Mont Blanc in Aussicht stände.

Der folgende Tag brachte Regen und recht empfindliche Kälte; erst später, im Laufe des Abends, klärte sich der Himmel ein wenig

auf. In den höher gelegenen Regionen war reichlicher Schnee gefallen, während gleichzeitig leichtes Gewölk, augenscheinlich vom Sturme getrieben, in schnellem, hastigen Fluge an den Gipfeln vorüberzog. Die Aussichten begannen nachgerade sich mehr und mehr zu verringern.

Um mich vorläufig wenigstens an dem selten großartigen Anblick des Mont Blanc erfreuen zu können, benutzte ich das klare Wetter am Morgen des zweiten Tages, in der unmittelbaren Umgebung ein wenig umherzustreifen, und stieg nach beendetem Frühstück den breiten Saumpfad hinan, der in Zeit von etwa zwei Stunden zum Oertchen Montenvers führt. Die verschiedenen kleinen Fahnen, die den Weg über das Mèr de Glace für gewöhnlich zu bezeichnen pflegen, waren heute nicht aufgesteckt, dagegen markirten sich deutlich die Spuren früherer Passanten, so daß das Ueberschreiten des Gletschers keine weitere Schwierigkeit hatte. Entzückend schön war der Blick in das zur Rechten sich öffnende, gewaltige Amphitheater, dessen hohe, eisige Wände im diamantenen Schmuck unzähliger Crystalle funkelten, während hell von der Sonne beleuchtet die Wogen des Mèr de Glace seiner schimmernden Tiefe entquollen.

Nachdem der Gletscher überschritten, gelangte ich zum „Mauvais pas“, einem schmalen, sich steil an der Felswand niederziehenden Pfad, den man je nach Bedürfniß und Neigung, mit oder ohne Hülfe eines eisernen Geländers passirt und welcher in wenigen Minuten zum Wirthshaus Chapeau hinabführt. Ich verweilte hier nur kurze Zeit, überschritt dann das Chamonixthal, und stieg an der jenseitigen Bergwand auf ziemlich holperigem Wege nach La Flégère hinauf, einem großartigen Aussichtspunkt, der direkt dem Mont Blanc gegenüber, einen unbehinderten Blick auf den Alpenriesen gewährt und durch den Besitz einer Wirthschaft zugleich die Möglichkeit bietet, den Genuß der schönen Natur mit den Freuden des Mahls zu vereinen.

Die prächtige Witterung hatte ganze Schaaren von Fremden allmälig hinaufgelockt, die sich rings um das Haus herum auf Steinen und Felsvorsprüngen, sowie auf den Rasenbänken in der Nähe des Abhangs gruppirt hatten, um hier dem Könige der Berge, der völlig

entschleiert dalag, ihre Huldigungen darzubringen. Verschiedene Esel und Maulthiere, die zum Theil auch manch' schöne Bürde der Höhe zugeführt hatten, standen dicht aneinander gekoppelt und freuten sich des wenigen Heues, mit dem man von Zeit zu Zeit die geleisteten Dienste belohnte. Beinahe jede Viertelstunde brachte neue Gäste, die im Sattel oder zu Fuß, hin und wieder auch wohl auf Tragsesseln, dem beliebten Wallfahrtsort zuströmten.

Der Gegensatz zwischen dem Mont Blanc, wie solcher von Courmayeur aus den Blicken sich präsentirt, und dem hier gegenüber Liegenden ist geradezu überraschend. Von dort aus gesehen, gleicht der Berg einer riesigen, compacten Felsmasse, die von allen Seiten emporstrebend sich schließlich nach oben hin zu einem Gipfel vereinigt, wohingegen sich hier eine Reihe fast gleich hoher Spitzen zeigt, die zum größten Theil eisumpanzert ihre mächtigen Gletscherströme bis tief in das Chamonixthal zu den grünen Matten hinabsenden. Wohl könnte man schwankend sein, wem hier in dem weiten Reiche die fürstliche Würde gebühre, wenn nicht eben der Aufbau der Formen jeden Zweifel beseitigte. Während die Anderen als Fels-Pyramiden, oft nadelförmig zugespitzt oder grätenartig zerklüftet, in den allerbizarrsten Gebilden weit hinaus in die Lüfte starren, stellt der eigentliche Gipfel des Mont Blanc, der sogenannte „Monarch", eine Art von Kuppelbau dar, der mit blendendem Firn gedeckt — ein Bild erhabenster Ruhe — gegen die Uebrigen weiter zurücktritt und dadurch ihnen an Höhe wie nicht ebenbürtig erscheint, während derselbe in Wirklichkeit den mächtigsten seiner Nachbarn noch um mindestens 300 Fuß an Kopflänge überragt.

Der erst jüngst gefallene Schnee reichte bis zu den Alpen herunter, und die kleinen weißlichen Wölkchen, die in wilder Jagd das Gewirr der zahllosen Spitzen durcheilten, waren ein Maßstab für den Sturm, der zur Zeit die oberen Regionen der gesammten Kette durchtobte. Beide Momente fielen schwer in's Gewicht in Betreff der Besteigungsfrage, und die noch gehegten Hoffnungen schmolzen mehr und mehr zusammen. Die äußerst geringe Temperatur von kaum zwei Grad über Null, die am Morgen das Thermometer in Chamonix angezeigt hatte, ließ oben für das Gletschergebiet auf grimmige

Kälte schließen, die verbunden mit dem Orkan an sich schon ein längeres Verharren in jenen eisigen Gefilden unmöglich gemacht haben würde.

Nach Chamonix zurückgekehrt, besprach ich die ganze Sache noch einmal hier mit den Führern, die jedoch nur in jeder Beziehung meiner Meinung beipflichten konnten. Von irgend einer geplanten Besteigung hatten Beide bisher nichts gehört und glaubten auch aus obigen Gründen die Möglichkeit einer solchen für die ganze folgende Woche, wenn nicht für den Rest des Jahres sehr stark bezweifeln zu müssen. Alle Umstände hatten sich vereinigt, meine Absichten zu durchkreuzen, so daß es nicht schwer fallen konnte, den rechten Entschluß zu fassen und den Höhen von Chamonix für jetzt Lebewohl zu sagen.

Ueber den Col des Montets nach Aigle; über den Col de Pillon, den Chrinnen und Trüttlisberg nach An der Lenk; über den Hahnenmoos nach Adelboden und dem Thunersee; über den Brünig nach Luzern.

Das Thermometer zeigte auf Null und der Himmel war dicht bewölkt, als ich am Morgen des 5. September um sechs Uhr Chamonix verließ. Von der ganzen Kette des Mont Blanc war nicht eine Spur zu sehen, in den nahen Schluchten ringsum hingen düstere Wolkenmassen, und Gras und Tannengezweig war dicht mit Reif überzogen; die ganze Natur machte schon einen spätherbstlichen Eindruck. In der Absicht, mich über den Col des Montets nach dem Rhonethal zu begeben, mochte ich wohl eine Stunde Weges inzwischen zurückgelegt haben, als plötzlich sich hinter mir das dunkle Gewölk zertheilte und durch die gerundete Oeffnung, auf klarem tiefblauen Grunde, von der Morgensonne beschienen, der leuchtende Dom des Mont Blanc aus dem Wolkenrahmen hervortrat und im goldigen Glanz der Verklärung, einer Himmelserscheinung gleich, von der lichten Höhe herabschaute. Voller Bewunderung blickte ich empor zu dem schönen, herrlichen Bilde, wie um es womöglich noch auf einige

Secunden zu bannen, aber schon begann sich die Wolkenkluft allmälig wieder zu schließen und ich glaubte eine Stimme zu vernehmen, die von oben herab mir zurief: „Du hast genug gesehen, Sterblicher!" und bereits nach wenigen Minuten war die hehre Erscheinung verschwunden.

Eine halbe Stunde darauf passirte ich Argentieres, überschritt bei dichtem Nebel die Paßhöhe des Col des Montets, und gelangte um neun Uhr Vormittags zum Gasthof von Chatelard, einer äußerst dürftigen Wirthschaft, wo es mir nur mit Mühe gelang, etwas Brod und Wein zu erhalten. Inzwischen begannen die Wolken schon mehr und mehr sich zu lichten; man hatte noch schöne Blicke auf die nächste Gebirgsumgebung, sowie auf die Wasserfälle von Finhaut und von Trient, an denen der Weg vorbeiführte.

Wenige Minuten vor zwölf Uhr Mittags tauchte vor mir das Rhonethal auf und ich erreichte alsbald, im Schatten mächtiger Kastanien- und Ahornbäume hinabsteigend, die Bahnstation Vernayaz, noch gerade zur rechten Stunde, den soeben kommenden Zug nach Aigle benutzen zu können.

Der andere Morgen sah mich schon frühzeitig auf der trefflich gebauten Kunststraße, über Sepey und Ormont dessus nach dem gegen viertehalb Stunden entfernten Diablerets wandern, einem unweit des gleichnamigen Gipfels vereinzelt gelegenen Hotel. Der linken Berglehne folgend, zog die Straße sich durch ein breites, anmuthiges Thal hinauf, dessen üppiger Baumwuchs im herrlichsten Grün noch prangte und dessen weithin gedehnte, mächtige Laubholzwälder immerhin den schönsten der Schweiz an die Seite gestellt werden dürfen. Auf der großen, luftigen Veranda des genannten Hotels, mit dem Blick auf die Gletschergebilde der nahen Diablerets, nahm ich später an sauber gedecktem, mit Blumen geziertem Tisch ein vortreffliches Frühstück ein, während dessen der sorgliche Kellner die Schaaren von Wespen verjagte, die der Duft der verschiedenen Schüsseln vermuthlich herbeigelockt hatte.

Ungeachtet der glühenden Hitze brach ich bald nach Tische wieder auf und stieg über Wiesen und Alpweiden, auf deren saftigem Grün sich rothscheckige Rinder tummelten, zum Col de Pillon hinauf, einem

5000 Fuß hohen Paß, den ich, ohne mich aufzuhalten, gegen zwei Uhr Mittags überschritt. Eine Strecke weit unterhalb der Höhe, auf halbem Weg nach Gsteig, gelangte ich zu einer stillen, reizenden Waldeinsamkeit, wo die klaren, crystallenen Fluthen eines ruhig fließenden Bächleins mir freundlich entgegen lachten. Nichts konnte augenblicklich mehr erwünscht sein, als ein kühles, erfrischendes Bad, und so stürzte ich mich denn alsbald in das nasse Element hinein, zum Entsetzen der zahllosen Fische, die nach allen Seiten hinaus erschreckt auseinanderstoben.

Späterhin ging es unverweilt nach Gsteig hinunter, wo man wieder zum ersten Mal die deutsche Sprache vernahm. Von hohen Felsen umschlossen, gewährt das bescheidene Oertchen einen ungemein malerischen Anblick, auch zeichnet sich die hiesige Bevölkerung durch ein äußerst entgegenkommendes und treuherziges Wesen aus.

Um sechs Uhr am anderen Morgen verließ ich den freundlichen Ort und wanderte in nordöstlicher Richtung, durch anmuthige Waldpartien, über weiche Matten hinauf zu dem 5000 Fuß hohen Chrinnen. Ich hatte im Ganzen nicht mehr wie 1000 Fuß noch zu steigen, so daß ich um sieben Uhr bereits den Paßübergang erreichte.

Ein aus schroffen Felspyramiden und schneeüberdeckten Höhen, aus üppig begrünten Thälern und dicht bewaldeten Hügeln zusammengesetztes Rundbild von überraschender Schönheit, das sich hier vor den Blicken entrollte, war der unerwartete Lohn für die wenigen gehabten Mühen.

Im Laufe der nächsten Stunde gelangte ich hinab nach Lauenen, einer unten auf grünem Grunde zerstreut gelegenen Ortschaft, von welcher ein leidlicher Weg über den einsamen Trüttlisberg, einem 6000 Fuß hohen Paß, nach dem kleinen Bad An der Lenk führt. Das beschneite Wildhorn zur Rechten, durch Wald und Weideland ansteigend, hatte ich mich nach und nach der Schneide bis auf soweit schließlich genähert, daß ich glaubte, die Uebergangsstelle alsbald betreten zu können, als der kaum noch sichtbare Fußweg eine scharfe Biegung nach links machte. Obschon mir die neue Richtung wenig gefallen wollte, ließ ich dennoch mich von ihr leiten und gelangte nach fünfzehn Minuten zu einem Einschnitt des Grates, durch welchen man

in ein ödes und steiniges Thal hinabblickte. Dasselbe zog sich direct in nördlicher Richtung abwärts, während der Karte nach An der Lenk nach Osten zu liegen mußte. Ich begab mich somit zurück nach dem anderen Ende der Schneide und sah denn hier auch alsbald eine zweite Thalschlucht sich öffnen, deren ganze Lage und Richtung den Wünschen besser entsprach.

Auf dem richtigen Wege nunmehr, hatte ich keinen Grund mehr, zu eilen, und konnte noch in aller Muße, am sonnigen Abhang gelagert, der Gebirgsnatur mich erfreuen, die durch die Nähe des Wildhorn, des Weißhorn, sowie des Wildstrubel, deren herrliches Gletschergebiet von Süden und Südosten herantritt, dem Auge hier Landschaftsbilder von seltener Schönheit vorführt. Die reine, erquickende Bergluft, verbunden mit der großartigen Rundschau, ließ mich volle zwei Stunden verweilen, so daß ich in An der Lenk erst um fünf Uhr Nachmittags eintraf.

Der kleine, freundliche Ort liegt inmitten grünender Wiesen und gewährt einen schönen Blick auf die umliegenden, bewaldeten Höhen, wie auf die nahen Gletscher des Wildstrubel. Ich benutzte den nächsten Vormittag, den Simmenfall zu besuchen, der, von hier eine Stunde entfernt, in silberhellen Cascaden, oft prächtige Fontainen bildend, von der Bergwand zu Thale stürzt. Auf dem Rückwege nahm ich mir die Zeit zur Besichtigung der unweit des Dorfes, auf dem grünen Hang eines Hügels gelegenen Kuranstalt und deren zum Theil recht hübsch und sauber gehaltenen Anlagen. Die Letzteren sowohl, wie das kleine, im geschmackvollen Berner Styl errichtete Kurgebäude gewähren einen freundlichen Eindruck, wie denn auch die zahlreichen Gäste, die man hier auf den Gartenplätzen und Veranden versammelt sieht, genügendes Zeugniß ablegen, daß der Kurort sich nach wie vor eines regen Besuches erfreut.

Es wehte eine schwüle Luft, als ich am Morgen des 9. September die mit dichtem Erlengebüsch und Rasen bedeckten Hänge in östlicher Richtung hinaufstieg. Um nach Adelboden zu gelangen, war der sogenannte Hahnesmoos, ein 6000 Fuß hohes Joch, zuvor erst noch zu passiren, dessen Auffindung ungeachtet der stellenweis mangel-

haften, oft gänzlich fehlenden Pfade nicht besonders schwierig sein konnte.

Eine Stunde mochte inzwischen bereits vergangen sein, als ein von den Hügeln zur Rechten bis dahin verdeckt gewesenes, dem Anscheine nach schweres Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen und gewaltigem Sturm hereinbrach. Nach irgend einem Obdach mich umschauend, entdeckte ich seitwärts vom Wege zwischen einzelnen Tannenbäumen eine kleine, verlassene Hütte. Obwohl nur niedrig und schmal, war solche zur Zeit doch unschätzbar. Der Regen ergoß sich in Strömen und ein dicker, nebliger Dunst, der kaum einige Schritte weit die Umgebung erkennen ließ, erfüllte ringsum die Luft. Das ununterbrochene Aufflammen der schnell sich folgenden Blitze war von Donnerschlägen begleitet, die oft mit betäubendem Krach die Hütte erzittern machten und mit nicht zu beschreibendem Getöse an den Bergwänden wiederhallten.

Um zehn Uhr war Alles vorüber und ein reiner, tiefblauer Himmel ließ die Höhen in scharf begrenzten und klaren Konturen erscheinen. Der vom Regen erweichte Pfad verlor sich nach wenigen Minuten zwischen hügeligem Alpenterrain; das weidende Vieh hatte hier jede Spur desselben zertreten. Hoch über mir zog sich ein langer einförmiger Felsgrat hin, welcher oben auf seiner Schneide zwei tiefere Einschnitte zeigte, deren einer auf alle Fälle der richtige Uebergangspunkt des Hahnenmoosjoches sein mußte. Da aus der Karte nicht deutlich zu ersehen war, zu welchem der beiden Einschnitte man sich zu wenden hatte, entschied ich mich für den zur Rechten.

Gegen Mittag hatte ich die Höhe erreicht. Ein Blick in das Thal hinab, welches hier sich unter mir aufthat, überzeute mich leider bald, daß ich diesmal in meiner Wahl nicht besonders glücklich gewesen. Der eigentliche Uebergangspunkt des oben genannten Passes lag, wie sich nunmehr herausstellte, in der Grateinsenkung der Linken. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, noch einmal zurückzukehren, um so weniger, als ich beinahe mit Sicherheit annehmen durfte, auch auf diesem, im Allgemeinen wohl seltener benutzten Wege nach Adelboden zu gelangen.

Die Vermuthung erwies sich als zutreffend. Ueber Felsen und Steingeröll an abschüssigen Hängen hinabsteigend, erreichte ich alsbald einen Fußweg, der sich längs eines winzigen Baches über mageres Weideland und später durch schattiges Gehölz allmälig zu Thale zog und mich kurz vor zwei Uhr Nachmittags zum Dörfchen Adelboden brachte. Das Gasthaus daselbst, dem Aeußeren nach mehr wie bescheiden, verstand es nichtsdestoweniger, seine Vorzüge geltend zu machen, so daß ich den Aufenthalt auf mehrere Stunden ausdehnte.

Demnächst längs der Bergwand zur Rechten, auf ungefähr halber Höhe und prächtig gebahntem Wege dem romantischen Thale folgend, welches schon eine Stunde weit vor Adelboden beginnend, zugleich dessen Namen führt und an Reichthum der Vegetation in der Schweiz seinesgleichen sucht, passirte ich nach dreistündigem Marsch das stattliche Fruttigen und traf gegen neun Uhr Abends im Dorfe Mühlenen ein.

Die Nacht verlief ziemlich unruhig, ein Gewitter folgte dem andern, und selbst am kommenden Morgen war das dumpfe Grollen des Donners aus der Ferne noch zu vernehmen. Gegen acht Uhr verließ ich den Ort und wanderte auf der großen Straße in Zeit von drittehalb Stunden nach Därlingen am Thunersee, fuhr von dort mit dem nächsten Zuge durch Interlaken nach Bönigen und dampfte per Schiff nach Brienz. Um nicht mit der Landstraße wieder von Neuem in Berührung zu kommen, benutzte ich von hier einen Fußweg und stieg direct über Hofstetten zur Paßhöhe des Brünig hinauf, um im dortigen Gasthaus zu nächtigen. Der Himmel hatte sich inzwischen beinahe völlig geklärt, so daß man noch schöne Blicke auf die nahen Bergspitzen hatte, sowie auf die grünen Gelände des lieblichen Haslithales, das sich unten in der Tiefe hinzog.

Anderen Morgens, bei prächtigem Wetter, schritt ich die Brünig-Straße in nördlicher Richtung abwärts und gelangte nach fünfstündigem Marsch nach Alpnacht am Vierwaldstättersee. Der mahnende Ton der Glocke, der soeben zum zweiten Male vom Wasser herauf ertönte, kam mir gerade äußerst gelegen; nach wenigen Minuten schon

befand ich mich an Bord des Dampfers und bald darauf in Luzern, dem ich vor meiner diesjährigen Heimkehr einen Besuch noch zugedacht hatte.

Besteigung des Speer. Ueber die Saxerlucke nach Weißbad.

Ich beabsichtigte, in Luzern eine volle Woche zu bleiben und mit Dampfer oder Segelboot noch diesen oder jenen Ort am Ufer des See's zu besuchen. Der oft hier so launische Wind war mir diesmal besonders hold; ich hatte manche genußreiche Fahrt für die Dauer des Aufenthaltes am Vierwaldstättersee zu verzeichnen.

Eine Abwechslung besonderer Art brachte später der 18. September. Zu den mehrfachen Aufmerksamkeiten, die die Stadt Luzern ihren Gästen, den Mitgliedern des gemeinnützigen Vereins der gesammten Cantone der Schweiz geglaubt hatte, erweisen zu müssen, gehörte auch unter Anderem die Beleuchtung des Löwendenkmals am Abend des genannten Tages. Das baldige Bekanntwerden des Festes hatte neben den Gästen und Gastgebern noch eine größere Menge von Schaulustigen und Fremden herbeigelockt, die mit jenen sich beim Denkmal im Garten, oder aber, wo dieser nicht ausreichte, in der nächsten Umgebung versammelten. Die verschiedenen, unter den Bäumen des coupirten Hügelterrains vertheilten Gruppen der Menschen gewährten beim Lichte der Fackeln einen ungemein malerischen Anblick.

Drei Raketen, die kurz nach einander der Tiefe des Gartens entstiegen, verkündeten bald nach acht Uhr den Beginn der Feier. Von der nahen Anhöhe herab erklang der vierstimmige Gesang der hiesigen Liedertafel, dessen ernster, würdiger Text den entschlafenen Tapferen galt, welche damals den Eid der Treue mit dem Tode besiegelt hatten. Beim dritten und letzten Verse begann die Beleuchtung des Denkmals und gleichzeitig erhob sich sanft aus der Mitte des unmittelbar davor gelegenen Teiches ein niedriger Wasserstrahl, der,

allmälig unter stetigem Wachsen immer höher und höher anschwellend, nach wenigen Minuten bereits als Riesenfontaine emporstieg. Auch das bengalische Licht hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht und beleuchtete, aus einer Färbung in die andere übergehend, mit seinem magischen Schein das seltene, herrliche Schauspiel. Die schmerzerfüllten Züge des Löwen, das sanfte, einförmige Rauschen des niederfallenden Wassers, und die feierliche Stille ringsum wirkten tiefergreifend zusammen.

Demnächst wurden Reden gehalten, und manche schöne Gesänge, sowie hübsche sinnreiche Darstellungen mit verschiedenen Feuerwerkskörpern füllten nunmehr die weitere Zeit aus. Zum Schluß ergoß sich von oben, von der Höhe des Felsens herab, ein gewaltiger Feuerregen noch über das ganze Denkmal und traf in der Luft zusammen mit dem weißen Gischt der Fontaine — nur wenige Secunden noch — und die letztere verschwand wie durch Zauber wieder plötzlich lautlos im Teiche, alle Fackeln im Garten erloschen, und es herrschte auf kurze Zeit fast völlige Finsterniß — dann, von mattgrünem Licht beleuchtet, trat feierlich ernst aus dem Dunkel die gleichsam verklärte Gestalt des entschlafenen Löwen hervor, und unter den sanften Accorden des genannten Sängervereins zerstreute sich allmälig die Menge.

Im Laufe des folgenden Tages hatte wieder die gleiche Gesellschaft eine Fahrt nach Vitznau unternommen, um von dort aus dem Gipfel des Rigi einen längeren Besuch zu machen. Wenige Minuten nach acht Uhr Abends erhellten sich kurz nach einander die rings an den Ufern des See's und auf den benachbarten Höhen gelegenen Villen und Pensionen, und man sah jetzt von allen Seiten Raketen und Leuchtkugeln aufsteigen. Die Begrüßung galt dem soeben auf der Heimkehr wieder begriffenen, festlich erleuchteten Dampfer, der mit feurigen Projectilen die Ovationen erwiderte. Luzern hatte illuminirt. Das Dampfschiff näherte sich schnell; vom Deck ertönten bereits die Klänge der Musik herüber. Da, plötzlich — auf ein vom See aus gegebenes Raketenzeichen — wurden sämmtliche, schon ohnehin von unzähligen Lichtern erhellten und mit Flaggen geschmückten Fronten der am Ufer gelegenen Gebäude mit bengalischen Flammen

beleuchtet, und bald war die ganze Bucht ein großes, endloses Lichtmeer. Inmitten der feenhaften, bezaubernd schönen Umgebungen glitt jetzt, einen Bogen beschreibend, mit gedämpftem Schaufelschlage majestätisch der Dampfer heran und hielt unter dem Jubel der Menge und den Klängen der Kapelle an Bord seinen festlichen Einzug in den Hafen.

Am 28. September verließ ich gegen Abend Luzern und fuhr mit der Bahn nach Weesen, um von hier aus am folgenden Tage, unter gleichzeitiger Besteigung des Speer, nach Stein im Toggenburg zu wandern.

Der zweifelhaften Witterung wegen brach ich am Morgen schon um fünf Uhr auf und stieg den Saumpfad hinan, den ich erst vor zwei Jahren noch, auf der Flucht vor einem Gewitter, im Trabe zurückgelegt hatte. Der Föhnwind hatte den Schnee, der die oberen Partien des Berges, nach Aussage des Weesener Wirthes schon fußhoch bedecken sollte, fast gänzlich wieder entfernt, so daß ich ohne jede Behinderung die Besteigung fortsetzen konnte. Die Alpen waren sämmtlich geräumt, und wo man sonst wohl gewohnt war, das Geläut der Heerden zu hören, war Alles still und verlassen.

Gegen neun Uhr erreichte ich den Gipfel, der, wie damals, auch heute wieder eine großartige Aussicht gewährte. Besonders schön war der Blick am nahen Sentis vorüber nach dem nördlichen Horizont hin, wo jenseits des Bodensees die Berge Bayerns sowohl, wie die Hügelketten des Schwarzwaldes in deutlichen Linien auftauchten. Die nach Süden hin gelegenen Höhen, aus welchen zu anderen Zeiten die weißen Gipfel des Tödi, des Hausstock und Glärnisch sich abheben, stellten jetzt eine ununterbrochene, endlose Schneewüste dar, der nur hin und wieder einmal ein schwarzer Felskopf entragte. Ich betrachtete den heutigen Tag gewissermaßen als Abschied von der herrlichen Alpenwelt, die ich bald zu verlassen gedachte, und konnte einem freundlichen Geschick mithin nicht dankbar genug sein, dieselbe in der Fülle ihrer Pracht noch einmal bewundern zu dürfen. Der Proviant war schon lange verzehrt und die Cigarrentasche wiederholt in Anspruch genommen, bevor ich mich entschließen konnte, dem Gipfel Lebewohl zu sagen.

Zum Abstieg benutzte ich diesmal die dem Zürichersee zugekehrte, nordwestliche Seite des Berges. Wind und Sonne hatten hier noch wenig auf die Schneemassen einwirken können; binnen Kurzem befand ich mich pfadlos und Abstürzen gegenüber, deren theilweis bedenklich schmale und mehrfach durchbrochene Felsbänder kaum der ganzen Fläche des Fußes den genügenden Halt gewährten.

So wurde es beinahe ein Uhr, bevor ich die Grateinsenkung am Fuße des Kegels erreichte. Eine Viertelstunde darauf passirte ich die ersten Sennhütten und stieg, der Berglehne folgend, durch prächtigen Tannenwald zu dem grünen Thalgrund hinab, der nach Stein im Toggenburg führt. Kurz bevor ich den Ort erreichte, wurde mir noch der traurige Anblick einer argen Verwüstung zu Theil. Wo noch vor nicht langer Zeit eine Reihe freundlicher Häuser mit ihren Ställen gestanden, sah man jetzt ein aus Balken und Dachtheilen, aus entwurzelten Bäumen und Felsblöcken bestehendes Trümmerfeld, über welches der Weg hinweg führte. Wie ich später in Stein erfuhr, hatte Ende März dieses Jahres während der Nacht ein mit Schnee untermischter, schwerer Wolkenbruch stattgehabt. In Folge desselben war der, einem seitwärts gelegenen Hochthal hierselbst entströmende Bach, der die Häuser der kleinen Ansiedlung fast unmittelbar berührt, am oberen Ausgang der Bergschlucht durch dort sich häufenden Schnee allmälig aufgestaut worden, und es hatte sich so mit der Zeit eine Art von See gebildet, dessen Wasser, von Stunde zu Stunde an Ausdehnung mehr gewinnend, die Schneemassen unterwühlt und schließlich durchbrochen hatten, um sich nunmehr im furchtbaren Ansturm, entwurzelte schwere Baumstämme und Felsstücke mit sich führend und Alles vor sich niederwerfend, auf jene Häuser zu stürzen und dieselben in wenigen Minuten dem Erdboden gleich zu machen. Leider hatte die ebenso schnelle wie entsetzliche Katastrophe mehreren Menschen das Leben gekostet. Ihr Verhängniß ereilte sie, während sie ahnungslos in den Betten noch ruhig im Schlummer lagen.

Im Gasthof in Stein fand ich Alles noch unverändert, nur vermißte ich die Rattenfalle in dem mir bekannten Staatszimmer, in welchem zu residiren ich auch diesmal den Vorzug hatte. Ungeachtet

dieser zarten Rücksicht vermochten die ihres seltenen Schmuckes beraubten Räume mich doch nicht länger zu fesseln, als für die Nachtruhe nöthig war.

Der Morgen des folgenden Tages sah mich frühzeitig wieder bei Wege. Um fünf Uhr pilgerte ich bereits auf der großen Straße nach Wildhaus, machte dort eine kurze Rast und traf nach vierstündigem Marsch gegen Mittag im Oertchen Gams ein, um mich von hier am nächsten Tage, mit Benutzung der Saxerlucke, hinüber nach Weißbad zu begeben. Die Wirthin im Gasthof zum Kreuz, eine gemüthliche Wienerin, erfreute mich während der Mahlzeit mit ihrer munteren Gesellschaft und verstand es mit großem Geschick, mich prächtig zu unterhalten. Auch durfte ich der guten Frau Keßler demnächst das Zeugniß ausstellen, sich jedenfalls im glücklichen Besitz der längsten Betten zu befinden, die mir während meiner Wandertouren bisher begegnet waren.

Vielleicht trugen jene auch die Schuld, daß ich erst gegen sieben Uhr erwachte und fast eine Stunde später mich erst auf den Weg begab. Etwa zehn Minuten hinter Gams bog ich links von der Landstraße ab und wanderte, die Saxerlucke, einen oben an hoher Felswand sich deutlich markirenden Einschnitt, als Ziel der Richtung festhaltend, durch schönes Nadel- und Laubholz in aller Behaglichkeit aufwärts. Nach einstündigem Marsch erreichte ich den Ausgang des Waldes und befand mich nach wenigen Schritten einer senkrechten Wand gegenüber, an der sich ein ziemlich steiler, in den Felsen gehauener Pfad in langem Zickzack emporzog. Hier und da an gefährlichen Stellen durch fußhohe steinerne Mauern nach dem Abgrunde zu geschützt, gewährte der Weg zuweilen entzückende Blicke hinab auf die dunklen Wipfel der Waldungen sowie auf die freundlichen Ortschaften des unten gelegenen Rheinthales, deren weißgelbe Häuser und Kirchen, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, gar prächtig sich von dem Grün der Felder und Wiesen abhoben.

Von dem oberen Rande der Felswand gelangte ich auf steinigem Wege zur schönen Alp Roßlen hinauf. Die Steigung wurde jetzt strenger und der Pfad zog sich mehr und mehr nach der Richtung hin, in welcher der Karte nach die seit dem Betreten der Felswand

nicht mehr sichtbare Saxerlucke unzweifelhaft liegen mußte. Vier Stunden war ich schon unterwegs und wandte mich eben gerade einer zur Rechten sich öffnenden Schlucht zu, als sich plötzlich hoch über mir, in unmittelbarer Nähe, der erwähnte Einschnitt zeigte. Die 100 Fuß hohe Geröllwand war in wenigen Minuten überwunden und ich stand gegen zwölf Uhr Mittags auf der Höhe der Saxerlucke.

Die Umgebung, in der ich mich befand, konnte kaum noch wilder gedacht werden. Die mächtigen, von beiden Seiten dicht herantretenden Felswände gestatteten nur einen schmalen, aber wunderbar schönen Durchblick auf das unten liegende Rheinthal, und über dasselbe hinaus auf die Gletscher der Scesaplana und die ihr benachbarten Berggipfel, während rings die zerklüfteten Felsmassen und die finsteren, von rauhen Graten durchzogenen Schluchten und Tiefen der gewaltigen Sentisgruppe dem Auge ein Hochgebirgsbild von erhabenstem Ernst und düsterer Romantik vorführten.

Es war heute das letzte Mal, daß ich oben auf einsamer Höhe, auf den wenigen Proviant angewiesen, mein bescheidenes Mittagsmahl hielt. Ich trank den Rest der Flasche auf die Freuden der stillen Wanderungen und stieg dann zunächst zu den Krinnen, einer seitwärts befindlichen Alp, und weiter zu dem einsam gelegenen, von hohen Felsen umschlossenen Fählensee hinab. Zwischen Buschwerk und mächtigen Steinblöcken führt von hier aus ein treppenartiger, sich mehrfach windender Pfad hinunter zu einem grünen, von dicht bewaldeten Höhen zu den Seiten begrenzten Thalgrund, der wohl eine Stunde weit, an Ställen und Hütten vorüber, sich bis zum Sentissee hinzieht.

Bei Letzterem angelangt und dem linken Uferrand folgend, betrat ich alsbald eine Schlucht, die, vom schäumenden Bache durchströmt, erst unten bei den letzten Ausläufern der mächtigen Berggruppe mündete. Nach etwa fünfviertel Stunden war der Ausgang der Schlucht erreicht und ich hatte für dieses Jahr, mit dem ersten Schritte hinaus auf die grünen, schwellenden Matten des Appenzeller Gebietes, das Hochgebirge verlassen.

An freundlichen Gehöften vorüber erreichte ich um fünf Uhr

Nachmittags den bekannten Gasthof in Weißbad, um die Sorge für das leibliche Wohl vertrauensvoll hier in die Hände der guten Frau Inauer zu legen.

Anderen Morgens wanderte ich über Stein und Herisau nach St. Gallen, fuhr per Wagen nach der Pension W. und trat nach wenigen Tagen von dort die Heimreise an.

Vom Comersee durch das Veltin und über den Paßo d'Aprica nach Breno im Val Camonica; über den Paßo di Croce domini nach Bagolino.

Meiner sonstigen Gewohnheit entgegen, hatte ich meine Vaterstadt in Norddeutschland schon im zeitigen Frühjahr verlassen und befand mich seit Mitte April in Bellagio am Comersee, wo ich einige Wochen zu verweilen gedachte. Die früher gemachten Hotelstudien ließen mich diesmal als Absteigeort das Albergo di Firenze wählen, dessen Preise und Gegenleistungen einander die Wage halten. Der Landungsstelle der Dampfschiffe fast unmittelbar gegenüber, gewährt das Hotel zugleich einen freien Blick auf den See und erfreut sich in der Person seines italienischen Besitzers eines artigen, gefälligen Wirthes.

Ich hatte das Glück, unter den hier weilenden Gästen sehr nette Bekanntschaften zu machen. Speciell in nähere Beziehung trat ich bald zu einer schwedischen Familie, einer gewissen Frau S. aus Malmö und deren beiden erwachsenen Töchtern, drei äußerst liebenswürdigen Damen, die neben einer glühenden Schwärmerei für schöne Natureindrücke eine seltene Rüstigkeit zeigten und in deren Gesellschaft ich verschiedene der leichter erreichbaren Punkte in der nächsten Umgebung besuchte. Die jetzige Jahreszeit gerade gab den Landschaftsbildern einen ungewöhnlichen Reiz. Während ringsum die Höhenzüge noch das weiße Winterkleid deckte, prangten unten die lieblichen Ufer im üppigsten Grün des Frühlings und der muntere Gesang der Vögel begrüßte von allen Zweigen die neu verjüngte Natur.

Natürlich blieb auch der See von den Excursionen nicht ausgeschlossen. Die Mutter mit der jüngeren Tochter, vom Bootsmann Antonio geführt, in bequemer Barke voran, und ich mit der älteren Schwester, die als Strandbewohnerin genügend mit den Wasserkünsten vertraut war, in zwei Sandolinen nachfolgend, wurde irgend einer der malerischen Felsenbuchten für gewöhnlich dann zugesteuert, oder trieben wir auch wohl zuweilen auf den Wellen planlos umher und genossen die herrlichen Eindrücke der paradiesischen Umgebungen.

Die zeitigen Morgenstunden, wo im Gasthof noch Alles schlief, benutzte ich beinahe tagtäglich zu einem erfrischenden Bade an einem entfernteren Punkte des See's, um später mit dem Seelenverkäufer nach Bellagio zurückzukehren. Von den Eindrücken eines solchen Morgens sollte nachstehendes Lebenszeichen an die Meinigen Zeugniß ablegen:

Während rings auf allen Seiten
Von den Bergen glänzt der Schnee,
Laß' ich meinen Nachen gleiten
Auf dem stillen blauen See.
Von den Ufern, von den Hügeln
Lacht des Frühlings Farbenreich,
In den klaren Fluthen spiegeln
Lenz und Winter sich zugleich.

Stolzer Villen bunter Reigen
Schaut aus üpp'gem Grün hervor,
Von den dichtbelaubten Zweigen
Tönt der Nachtigallen Chor;
Dort am Felsenriff vorüber
Träumend still die Barke zieht,
Hell und klar zu mir herüber
Schallt des Schiffer's Gondellied.

Und ich denke meiner Lieben
Fern im deutschen Vaterland,
Nach der theuren Heimath drüben
Sei mein heut'ger Gruß gesandt:

„Mögen lange noch uns Allen
Tage blühen froh und schön!" —
„Wenn im Herbst die Blätter fallen,
Dann auf glücklich Wiederseh'n!"

In den ersten Tagen des Mai bestieg ich den Monte S. Primo, den höchsten Punkt bei Bellagio. Derselbe, ein steiler und felsiger, gegen 6000 Fuß hoher Bergrücken, durchzieht hier die Breite der Halbinsel von einem Seearm zum anderen und ragt noch als Riesenklippe bis weit in den See hinein. Auf dem oberen, einige Fuß breiten Grate, der zur Zeit noch mit Schnee bedeckt war und den ich nach vierstündigem Marsch von der linken Seite aus betrat, behaglichen Schrittes entlang wandernd, gelangte ich nach 40 Minuten, bei entzückenden Blicken hinab in die üppige, von grünen Thälern und Hügeln durchzogene Landschaft, zur höchsten Erhebung des Berges.

In Folge des prächtigen Wetters war die Aussicht eine überaus großartige. Nächst den Fluthen des Comersee, dessen drei gewaltige Arme mit ihren zahllosen Buchten, ihren Villen und stattlichen Schlössern sich unten in der Tiefe ausdehnten, konnte man die weite Ebene bis Mailand, sowie einen größeren Theil des Lago maggiore übersehen, hinter welchem die weißen Gipfel des Monte Rosa hervorragten. In den Fugen der Steinpyramide, die die äußerste Graterhebung des Monte S. Primo bezeichnet, befanden sich verschiedene Karten, auf welchen die einstigen Besitzer die hier oben gewonnenen Eindrücke der Nachwelt mitgetheilt hatten. Der herrliche Sonnenschein, sowie das Vorhandensein genügenden Mundvorraths setzten mich in den Stand, auf der Höhe des luftigen Grates einige Stunden lang zu verweilen, um erst im Laufe des Abends nach Bellagio zurückzukehren.

Mit Rücksicht auf die baldige Abreise machte ich noch in der nämlichen Woche einen dreitägigen Ausflug nach Mailand, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt, in erster Linie den Dom und die Victor Emanuel-Gallerie in Muße besichtigen zu können und demnächst bei einigen Familien den versprochenen Besuch zu machen. Die Besiegerin des Matterhorn, die ich im Laufe des vorigen Jahres in Alagna kennen gelernt, hatte während der Zeit ihrem Onkel,

dessen Hand sie damals zum Gipfel des „Löwen von Zermatt" geleitet, die ihrige zum Bunde gereicht und bereits an der Seite des Gatten sich ein trauliches Heim gegründet.

Am Morgen des 7. Mai verließ ich mit dem Dampfer Bellagio und wanderte von Colico aus auf dem rechten Ufer der Adda zwischen lieblichen Rebenhügeln das schöne Veltin hinauf. Gegen Mittag passirte ich Morbegno, einen alterthümlichen Ort von ernstem düsteren Gepräge. Meine Absicht, noch im Laufe des Tages von hier bis Sondrio zu wandern, schien offenbar bei der Witterung keinen rechten Anklang zu finden. Kaum hatte ich eine Stunde Weges von Neuem zurückgelegt, als ein tüchtiger Regen mich zwang, in einer hart an der Straße gelegenen Osteria bis auf Weiteres Obdach zu suchen. Die verschiedenen Krippen vor dem Hause legitimirten solche als Eden der vorüberziehenden Fuhrleute, welche hier nach alter Gewohnheit ihre Reise gern unterbrechen, um sich und den lieben Thieren eine längere Erholung zu gönnen. Augenblicklich beschränkte sich die Gesellschaft allein auf die Frau des Hauses, die kürzlich erst Mutter geworden, mit dem Kind auf dem Arm mich bediente.

Die Aussichten auf Aenderung der Witterung wurden inzwischen immer geringer, die Wolken hatten sich verdichtet und es regnete ununterbrochen, was nur wollte vom Himmel herunter. Eine Stunde nach der anderen verging, so daß schließlich keine andere Wahl blieb, als hier über Nacht zu bleiben. Es bedurfte nicht erst einer chemischen Analyse, um festzustellen, daß einer der Rosselenker den mir überwiesenen Schlafraum erst kürzlich benutzt haben mußte. Die als Stallduft nicht zu verkennende, sehr kräftige Atmosphäre, die hier mir entgegenströmte, beseitigte jeden Zweifel nach dieser Richtung hin. Trotzdem war ich bald entschlummert, nachdem ich mich noch zuvor mit dem Gedanken getröstet hatte, daß unter den Vordermännern, die doch nun leider einmal — soweit es die Gasthöfe betrifft — die Nachtlager mit sich bringen, ein italienischer Fuhrmann noch nicht zu den Schlimmsten gehört.

Die ersten Strahlen der Sonne begrüßten am anderen Morgen eine neu verjüngte Natur. Der Staub auf der großen Straße war verschwunden und Bäume und Sträucher prangten im frischen saftigen

Grün. Nach vierstündigem Marsch durch schöne, üppige Landschaft erreichte ich das freundlich gelegene, stattliche Sondrio, die Hauptstadt des Valtelina, um in den kühlen und luftigen Räumen des Hotel de la Post die größte Hitze des Tages erst vorübergehen zu lassen. Das Mittagsmahl theilte ich ausschließlich mit einigen Italienern, die hier ihren Stammtisch hatten und durch welche mir Gelegenheit ward, vorzügliche Qualitäten hiesiger Weine kennen zu lernen, wie man solche in ähnlicher Güte eben nur an der Quelle trinkt.

Um vier Uhr setzte ich meinen Weg, und mit ihm hin und wieder die Studien in den Landesprodukten fort, welche hier in vortrefflichen Marken zu erstaunlich billigen Preisen in den vielen Osterien zu haben, die als tröstliche Perlenschnur längs der ganzen Straße sich hinziehen und kaum sich im Stande zeigen, den vielen durstigen Seelen einigermaßen gerecht zu werden. So wie sich im Allgemeinen ein bairischer Güterzug in Betreff seiner pünktlichen Ankunft all und jeder Berechnung entzieht, dürfte auch die Beförderungszeit eines Frachtstücks durch das Veltlin zum großen Theil lediglich vom stärkeren oder geringeren Durst des betreffenden Fuhrmannes abhängen.

Gegen acht Uhr erreichte ich Tresenda und hatte nun den ersten Blick auf das oben am Apricapaß an steil aufragender Bergwand gelegene Hotel Belvedere, wo ich heute zu nächtigen gedachte. Um schneller dorthin zu gelangen, benutzte ich einen kleinen Fußweg, der an Stelle einer dreistündigen Wanderung auf der mehrfach sich windenden Kunststraße im dritten Theile der Zeit zum genannten Gasthof hinaufführt.

Der Himmel hatte sich inzwischen bewölkt, so daß es frühzeitig finster wurde und der durch dichtes Gebüsch sich steil emporziehende Pfad nur schwer zu erkennen war. Ungeachtet verschiedener Schweißtropfen bot doch dieses mühsame Klettern nach der langen, einförmigen Wanderung auf der immer sich gleichen Landstraße eine angenehme Abwechslung.

Gegen neun Uhr, bei stockfinsterer Nacht, zum Hotel Belvedere gelangt, war ich kaum in das Haus eingetreten, als die Wolken in ergiebigster Weise sich ihres Inhalts entledigten; ein wohlthuendes Geräusch für das Ohr, wenn man selbst sich geborgen weiß.

Während der Nacht ließ der Regen nach, das Gewölk zertheilte sich wieder, und der folgende Tag erwachte bei blauem, heiteren Himmel. Ich ließ mir den Morgenimbiß nach dem kleinen, hölzernen Tempel gegenüber vom Hause bringen, der neben einem prachtvollen Blick in das grüne Veltlin hinab, zugleich eine herrliche Aussicht auf die nahe Berninakette wie auf die Gruppe des Ortler gewährt, deren weiße Hünengestalten aus dem dunklen Felsengebiet der benachbarten Höhen emportauchen.

Um auch nach dem Süden hin einen freien Blick zu gewinnen, stieg ich noch im Lauf des Vormittags den nahen Abhang hinauf und sah mich alsbald einem neuen Gebirgspanorama gegenüber, dessen eigentlichen Mittelpunkt der Monte Redorta bildet, der im blendenden Weiß seiner Firndecke mit der des Piz Palü, seines Gefährten im Norden wetteifert. Ich hatte mich auf dem Rand eines Felsvorsprunges gelagert und mochte vielleicht eine Stunde bereits hier zugebracht haben, als deutlich der Klang von Glöckchen, welcher näher und näher kam, wie von ungefähr an mein Ohr schlug. Bald traten aus dem dicht bestandenen, weiter unterhalb gelegenen Gebüsch einige vierzig Ziegen hervor, die, nach schmackhaften Gräsern suchend, über die Felsen zu mir emporkletterten. Der Hirt, eine wild aussehende, aber vertrauenerweckende Erscheinung, erwählte sich alsbald ein Plätzchen unmittelbar an meiner Seite und war, vermuthlich in Folge meines freundlichen Entgegenkommens, binnen Kurzem im vollen Zuge, seine ganze, ziemlich bewegte und seltsame Lebensgeschichte ausführlichst mir mitzutheilen. Derselbe war unter Anderem sechs volle Jahre hindurch in Süd-Australien gewesen und schien es ihm auch noch heute eine besondere Freude zu machen, seine Kenntniß der dortigen Sprache in der Heimath verwerthen zu können.

Ich folgte mit vielem Interesse den Erzählungen des alten Hirten, dessen reiche Vergangenheit manch' ungewöhnliche Erlebnisse aufzuweisen hatte, die derselbe zugleich verstand, mit italienischer Lebhaftigkeit und vollendeter Darstellungskunst auf das Spannendste vorzutragen. Auch die Ziegen hatten sich inzwischen als andächtiges Auditorium allmälig um uns gelagert und schienen mit Aufmerksamkeit den Worten ihres Herrn zu lauschen.

Um sieben Uhr am anderen Morgen verließ ich den freundlichen Gasthof, um über den Apricapaß zunächst nach Edolo zu wandern. Eine Strecke weit hatte ich noch der großen Straße zu folgen; erst später bei Aprica, einem kleinen ärmlichen Dorfe, bog zur Rechten ein Saumpfad ab, der zum Theil über grüne Matten, mit nur unbedeutender Steigung hinauf zur Paßhöhe führte.

Oben hat man einen herrlichen Blick auf die nahe Adamellogruppe, deren zackig geformte Gipfel als dunkle Felsenriffe aus den Gletscherströmen emporsteigen. Gegenüber dem südlichen Charakter der sonstigen Umgebung ist die Wirkung des eisumstarrten, gewaltigen Repräsentanten der rauhen Hochgebirgswelt, dessen Gipfel vor Mitte Juli nur selten zugänglich sind, um so mächtiger und imponirender.

Nach viertelstündigem Marsch gelangte ich nach Edolo, welches, reizend im Thalgrund gelegen, von schneeüberdeckten Höhen und grünen Hügeln umschlossen, einen malerischen Anblick darbietet. Auch die Straßen des freundlichen Ortes, dessen stattlichem Häusercomplex eine eigenthümlich gebaute, aber schöne Kirche entragt, machen durchweg einen sauberen Eindruck. Zu Mittag speiste ich in Gesellschaft zweier Herren aus Madonna di Tirano. Beide schienen in der hiesigen Gegend besonders bekannt zu sein und äußerten ihr Befremden über meine Absicht, allein durch den unteren Theil des Val Camonica zu pilgern, dessen Bevölkerung sich nach ihrer Meinung keines guten Rufes erfreue. Da Bädecker indessen dieses Umstandes in keiner Weise erwähnt, nahm ich an, daß die guten Herren in ihren Befürchtungen doch wohl zu weit gingen, was im Uebrigen ja nicht ausschloß, die soeben empfangenen Winke einstweilen im Gedächtniß zu behalten.

Gegen drei Uhr brach ich wieder auf und wanderte in südlicher Richtung das Val Camonica abwärts. Mochte solches nun berüchtigt sein oder nicht, in jedem Fall war die Natur eine ungemein ansprechende. Gar stattliche Höhenzüge, in ihren unteren Partien im Grün der Kastanien prangend und nach oben hin mit Schnee bedeckt, schlossen ringsum den Thalgrund ein, in welchem sich die einsame Straße durch saftiges Wiesengras und üppige Maisfelder hinzog.

Nicht weit hinter Edolo gesellte sich zu mir ein Mann, der, wie es ja Brauch in Italien, ohne Weiteres mich anredete und an meiner Seite verblieb. Eingedenk der zuvorigen Warnung war ich anfänglich ziemlich wortkarg; je mehr ich die Physiognomie meines Begleiters indessen studirte, um so weniger schien mir ein Argwohn zur Zeit am Platze zu sein. Der sehr gesprächige Italiener legitimirte sich denn auch alsbald als augenblicklich auf Urlaub befindlicher Unteroffizier einer hiesigen Alpencompagnie und wußte als bergkundiger Mann mich prächtig zu unterhalten. Speciell interessirten mich die Schilderungen eines hier im Adamello-Gebiet von ihm mitgemachten Manövers, aus denen man ersehen konnte, daß die Uebungen dieser Truppe sich oft mit ungemein schwierigen und gefahrvollen Aufgaben beschäftigen, und daß die Gewöhnung an das Bekämpfen der starren Naturgewalten zu ihrem Programm gehört.

Im Laufe der nächsten Stunden passirte ich verschiedene Dörfer von maßloser Unreinlichkeit und ärmlichem, düsteren Aussehen und erreichte gegen acht Uhr Abends die Ortschaft Cedegolo, wo ich im Albergo Angelo Bernardo eine leidliche Unterkunft fand. Nicht sehr erbaut war ich später von der Wahrnehmung, daß mein Zimmer sich einer schlechterdings unverschließbaren Thür erfreute. Da dieselbe sich nach innen zu aufthat, zog ich die Bettstelle so nahe heran, bis der mit dem oberen Ende hart unter die eiserne Thürklinke, und mit seiner unteren Spitze gegen den Bettfuß gestemmte Alpstock ein Oeffnen unmöglich machte, und überließ mich dann einem sanften, durch nichts unterbrochenen Schlummer.

Anderen Morgens setzte ich die Wanderung durch das Val Camonica fort. Bald tauchte zu meiner Linken, aus der Mitte der benachbarten Bergketten, eine gewaltige Felspyramide, der Monte Frerone auf, dessen jäher und kühner Aufbau unwillkürlich an das Matterhorn im Kanton Wallis erinnert. Gleich wie dort, vermag auch hier an den steilen, abschüssigen Wänden der Schnee keinen Halt zu finden. All' und jeder Gewandung spottend, entragt der genannte Gipfel als dunkler, schwarzer Koloß den schneeüberdeckten Höhen seiner unmittelbaren Umgebung.

Gegen Mittag erreichte ich Breno, die Metropole des Thales,

eine hart am Ufer des Oglio entzückend gelegene Ortschaft. Ungeachtet der noch frühen Stunde, gedachte ich hier zu verbleiben, um mich im Laufe des nächsten Tages über den Paß Croce domini, ein gegen 7000 Fuß hohes Joch, nach Bagolino zu begeben.

Die Ausführung des letzteren Planes wurde leider durch die Witterung verzögert. Anstatt, wie ich sicher gehofft, schon lange in den Bergen zu sein, schaute ich am Sonntag dem 12. Mai, eine lange Virginia dampfend, aus dem Fenster auf die Straße hinab und sah die Schönen des Ortes unter Schirmdächern jeglicher Färbung mit einander zur Kirche gehen. Es regnete nach Möglichkeit und unten die enge Gasse glich bereits einem munteren Gebirgsbach. Die unerwartete Ueberraschung war in sofern wenig erwünscht, als das hiesige Albergo Pelegrino zu jenen Gasthöfen gehört, in denen man ungern länger verweilt, als unbedingt nöthig ist.

Am anderen Morgen war der Himmel wieder klar. Ich begab mich schon zeitig auf den Weg und stieg unmittelbar hinter dem Orte die steile Bergwand hinauf, die nach Osten hin das Thal begrenzt. Je weiter und je höher man kam, um so schöner wurden die Rückblicke auf das eben erst verlassene Breno und dessen Umgebung hinab, während zugleich in der Verlängerung des Thales entzückende Fernsichten auftauchten.

Nach ungefähr zweistündigem Steigen gelangte ich zu einer Sennhütte, deren Bewohner soeben ihr Frühstück verzehrten, eine Beschäftigung, an der ich mich jetzt um so lieber betheiligte, als ich nüchtern den Gasthof verlassen, allerdings in der Voraussetzung, auf der gastlichen Alp hier oben den gewünschten Ersatz zu finden.

Von nun ab wechselte der Weg wiederholentlich seine Richtung und führte bald durch Gehölz, bald an abschüssigen Weidehängen und steinigen Halden entlang. Allmälig begann der Schnee, und an Stelle des leitenden Pfades mußte zeitweis die Karte treten. Die Umgebung wurde alsbald immer wilder und großartiger. Aus dem Gipfelmeere zur Linken tauchte jetzt auch die dunkle Gestalt des Monte Frerone empor und fesselte von Neuem das Auge durch den hohen Adel ihrer Formen. Die Schneewanderung selbst fing an mit der Zeit recht ermüdend zn werden, und die langen, fast bis zu den

Knieen hinaufreichenden Schutzgamaschen verschwanden immer mehr und mehr in den weichen, lockeren Massen.

Gegen zehn Uhr erreichte ich die Paßhöhe. Eine kleine, schneefreie Graskuppe war zum Lagerplatz trefflich geeignet, so daß man in behaglichster Weise die Aussicht genießen konnte. Die in südlicher Pflanzenfülle und Farbenpracht prangenden Thäler, sowie der bis hoch hinauf sich erstreckende, üppige Baumwuchs, ließen keinen Zweifel darüber, daß der Schnee in der nächsten Umgebung den Boden nur vorübergehend deckte, um späterhin saftigen Gräsern und duftigen Alpenkräutern allmälig den Platz zu räumen. Um so mehr war es mir eine Genugthuung, diese prächtige Gebirgsnatur gerade jetzt in ihrem wirkungsvollsten und schönsten Farbenkontrast haben sehen und bewundern zu können.

Beim späteren Abwärtsschreiten hatte ich noch eine Stunde lang durch fußhohen Schnee zu waten, dann zeigte sich wieder der Pfad und ich betrat alsbald eine üppig begrünte Alp, deren sauber gehaltene Hütten mit Kirschbäumen rings umpflanzt waren, die in voller Blüthenpracht standen und im unvermittelten Anschluß an die herrliche Winterlandschaft von bezaubernder Wirkung waren. Sie machten gleichsam den Anfang zu einem Frühlingsbilde, welches jetzt mit jeder Minute an Anmuth und Frische zunahm. Bald zeigte sich auch in der Ferne der kleine Ort Bagolino. Auf hohem Hügel gelegen, der dem grünen Thalgrund entsteigt, schauen seine Bewohner ringsum in wahrhaft paradiesische Umgebungen.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als ich die ersten Häuser passirte. Sich rührig bewegende Männer und artig grüßende Frauen standen hier im harmonischen Einklang mit der freundlich lachenden Natur. Die beiden noch jungen Wirthsleute des Albergo del Giapana empfingen mich sehr zuvorkommend und waren nach Kräften bemüht, mir den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm wie möglich zu machen.

Das Nachtessen nahm ich in Gesellschaft des hiesigen Arztes ein, eines äußerst jovialen Herrn in schon gereifteren Jahren, der, wie man berechtigt war, seinen Mittheilungen nach zu schließen, in seinem gefühlvollen Herzen für Menschen und Thiere das gleiche Wohlwollen

hegte und beiden in dem schweren Kampf mit den Leiden und Gebrechen dieser Welt als Helfer zur Seite stand. Wir hatten uns ziemlich lange und lebhaft mit einander unterhalten, so daß es beinahe zehn Uhr wurde, bevor wir uns zur Ruhe begaben.

Ueber Trient nach Venedig; über Trichiana nach Agordo.

Die Sonne strahlte warm und schön vom wolkenlosen Himmel hernieder, als ich am 14. Mai gegen sechs Uhr früh Bagolino verließ. Mein heutiges Ziel war Tione, der Hauptort von Hinter-Judicarien. Ich schlug einen Fußweg ein, der sich längs des Val Caffaro, 1000 Fuß hoch über der Thalsohle, an der linken Berglehne hinzog. Bald hatte man einen schönen Blick auf den Lago d'Idro hinab, dessen blaue, crystallene Fluthen in der Tiefe allmälig auftauchten, während sich gleichzeitig nach und nach das Arno- und Chiesethal erschloß, welches weiter nach Tione führt. Um mich wenigstens so lange wie möglich oben auf der Höhe zu halten, folgte ich nicht dem gewöhnlichen Wege, der über Riccomassimo zum genannten Thale hinabführt, sondern suchte in nordöstlicher Richtung durch Birken- und Tannen-Gehölz an der Bergwand entlang zu wandern, um erst in der Gegend von Darzo zur Straße hinabzusteigen.

Während anfänglich kleine Pfade wesentlich zu Hülfe kamen, hörten solche allmälig auf, das Gehölz wurde dichter und dichter, und Brombeergesträuch und Gestrüpp fingen an, jeden Weitermarsch nachgerade illusorisch zu machen. Im Begriff bereits, umzukehren, vernahm ich zu meiner Rechten aus unmittelbarster Nähe das Knacken von trockenen Zweigen und sah einen älteren Mann aus dem nahen Gebüsch hervortreten, der mit Sammeln von dürrem Reisig, wie es schien, hier beschäftigt war. Derselbe kam mir äußerst gelegen, und erbat ich mir seinen Rath über die einzuschlagende Richtung. Anstatt des gewünschten Bescheides begann mich der alte Mann von oben bis unten zu mustern, um schließlich, nach einigem Besinnen, mit der Frage hervorzutreten, ob ich etwa ein Schmuggler sei. Im ersten

Moment nicht wenig über diese Diagnose frappirt, fiel mir gerade noch rechtzeitig ein, daß im Dorf Riccomassino sowohl, wie auch in Ponte Caffaro, als den Grenzorten zwischen Italien und Oesterreich, die üblichen Finanzwachen standen und somit mein Wunsch, die beiden Orte zu umgehen, sehr wohl dazu angethan war, einen gewissen Verdacht zu erregen. Ich beeilte mich daher, die wenig schmeichelhafte Zumuthung entschieden zurückzuweisen und den geehrten Herrn meiner völligen Unschuld zu versichern. Derselbe schüttelte indessen bedenklich sein graues Haupt, sah mit pfiffigem Lächeln mich an und examinirte weiter: „Dann sind Sie wohl jedenfalls italienischer Deserteur?“ Einer Laune des Augenblicks folgend, bejahte ich diese Frage, die mich innerlich köstlich amüsirte. Doch kaum war das Ja von den Lippen, als die Augen des Alten hell aufblitzten. Seine schon durch die Jahre gebeugte, aber immer noch stattliche Gestalt richtete sich plötzlich hoch empor und das ganze Wesen des Mannes war mit einem Mal wie umgewandelt. „Folgen Sie mir nur getrost, mein Freund“, sagte derselbe in sichtlicher Aufregung, „ich werde Sie auf Wegen führen, wo keine Behörde Sie ahnen, geschweige denn finden soll!“

Und nun ging es pfadlos fort über Felsen und durch Gestrüpp längs der steilen Berglehne hin. Mit erstaunlicher Zähigkeit und fast jugendlicher Gewandtheit kletterte munteren Schrittes der Alte an den abschüssigen Hängen entlang und schien ungeachtet des weiten und äußerst beschwerlichen Weges von Ermüdung nichts wissen zu wollen. Nach drittehalbstündiger Wanderung langten wir endlich unten bei Darzo auf der großen Landstraße an. Hier sagte ich dem Alten Lebewohl, der all' und jede Entschädigung mit Entschiedenheit von der Hand wies, dagegen mit glücklichem Schmunzeln mir mehrfach versicherte, daß ihm das schöne Bewußtsein, der Behörde wieder einmal eine Nase gedreht zu haben, an sich schon Lohnes genug sei.

Der breiten Heerstraße folgend, passirte ich später Condino und traf um zwölf Uhr Mittags in Pieve di buono ein. Der weitere Weg bot wenig Bemerkenswerthes. An verschiedenen Burgruinen und Fortifikationen vorüber erreichte ich um sieben Uhr Tione, wo ich im Gasthof Cavallo bianco sehr behagliche Unterkunft fand.

Auch der nächste Morgen brach heiter und freundlich an; die Umrisse sowohl der nahen, wie der ferner gelegenen Berge traten klar und deutlich hervor. Nach ungefähr zweistündigem Marsch betrat ich eine wilde Felsklamm, wo die Straße sich durch Gallerien und über verschiedene Brücken am Rande des Abgrundes hinzog. Unten brauste mit gewaltigem Getöse die schäumende Sarca dahin, während prächtige Wasserfälle von den steilen Felsen herabstürzten, bald im mächtigen Bogenstrahl die Landstraße weit überspringend, bald mittelst besonderer Vorrichtungen verdeckt unter dem Fahrdamm hinweggleitend. Es wehte durch die enge Klamm ein rauher und kalter Wind, der mich rüstig ausschreiten ließ. Am jenseitigen Ausgang der Schlucht zeigten sich unmittelbar zur Linken hoch oben auf steiler Felswart in malerisch schöner Lage die Häuser von Stenico. Weiterhin passirte ich Le Sarche und den in idyllischer Umgebung gelegenen Toblinosee, nahm später im Oertchen Vezzano eine kurze Mahlzeit ein und erreichte gegen Mittag Trient.

Die noch übrigen Stunden des Tages benutzte ich zur Besichtigung einiger Sehenswürdigkeiten der Stadt, unter ihnen in erster Linie der Kirche Santa Maria maggiore, um die Zeit des 16. Jahrhunderts bekanntlich der Sitzungssaal des Tridentinischen Concils. Ein großes, auf jene Vorgänge bezügliches Oelgemälde hatte leider in Folge eines durch Blitzstrahl entstandenen Brandes nicht unbedeutend gelitten und ließ die Darstellung der Sitzung mit den wohlgetroffenen Porträts der Mitglieder des Concils nur theilweise noch erkennen.

Am nächsten Tage ging es weiter mit der Bahn nach Venedig, wo ich unweit des Markusplatzes im Albergo Cavaletto Quartier nahm.

Zum ersten Mal in Venedig, war ich von den Eindrücken der Stadt in hohem Grade überrascht. An Stelle der gewohnten Droschken, die sich neben ihrer Eigenschaft als nöthiges Beförderungsmittel noch der sanitätlichen Aufgabe zu unterziehen pflegen, das nach langer Eisenbahnfahrt nur schwach circulirende Blut durch kräftiges Durchschütteln des Körpers in schnelleren Umlauf zu setzen, sieht man hier eine lange Reihe zierlich gebauter Gondeln unmittelbar am Bahnhofe

halten, deren gesticulirende Führer den Zweck der Fahrzeuge, den Ankömmling durch die verschiedenen, labyrinthartig verschlungenen Kanäle nach dem Ort seiner Wünsche zu bringen, über jeden Zweifel erheben. In der Lage, auf keinerlei Gepäck oder Koffer warten zu müssen, war die Gondel, die ich erwählt, die erste, die den Bahnhof verließ. Durch zahllose kleine Kanäle im schnellen Laufe dahingleitend, bog das schmucke Fahrzeug alsbald in den Canal Grande ein und mein biederer, weißbärtiger Fährmann hatte nunmehr Gelegenheit, durch Nennung der Namen und Vorzüge der schönen, alten Paläste zu beiden Seiten des Wassers, seinem sichtlichen Redebrang alle Zügel schießen zu lassen. Die Kellner des genannten Albergo standen unten bereits an der Treppe, um Tornister und Alpstock zunächst in Empfang zu nehmen und mich dann inmitten ihrer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugungen in das Innere des Hauses zu geleiten.

Nach Tische besuchte ich den beliebten und eigentlichen Sammelpunkt der Fremden und Einheimischen, den wohl einzig in seiner Art dastehenden Markusplatz, mit seinen monumentalen, noch wohlerhaltenen Bauten, seinen Palästen und Kaffeehäusern, und wanderte dann, an der schönen Piazetta vorüber, längs den Häusern der Riva hin, um erst ein allgemeines Bild von dem Leben und Treiben in den Straßen, wie von der Lage der Stadt zu gewinnen. Es war ein ergreifendes Gefühl, auf dem Boden lange entschwundener Jahrhunderte dahin zu schreiten, deren Denkmäler hier überall dem Auge entgegentreten, um noch mit beredtem Munde von dem Reichthum und der einstigen Größe des alten Venedig zu erzählen.

Am Abend, bei Vollmondschein, machte ich mit einem mir bekannten Schweizer in dessen eleganter Gondel eine Fahrt in die Lagunen hinaus, um Venedig im Lichterglanz von dort aus bewundern zu können. Späterhin begaben wir uns wieder in das Innere der Stadt zurück und kreuzten eine Stunde lang wohl in dem bunten Gewirr der engen und dunklen Kanäle umher, deren lautlose Stille nur noch durch den eintönigen Schifferruf hier und da unterbrochen wurde, welcher altem Herkommen nach, zur Vermeidung von Kollisionen, von jeder Gondel ertönt, sobald dieselbe sich einem der Seiten-

kanäle nähert. Es hatte die nächtliche Fahrt etwas tief Melancholisches, aber wiederum auch Poesievolles und ungemein Anziehendes.

Anderen Morgens begab ich mich per Dampfer nach dem nahen Lido hinüber, einer Landzunge, welche die Lagunen vom Adriatischen Meere trennt. Die frische Brise, die über das Meer hinwegstrich, hatte zahlreiche Fischerboote allmälig hinaus gelockt, die nicht allzu weit von der Küste ihren gewohnten Geschäften nachgingen und mit ihren zierlich geformten, oft wunderlich bemalten Segeln einen reizenden Anblick gewährten. Weiterhin, auf dem offenen Meere, bemerkte ich zwei größere Dampfer, sowie einen mächtigen Dreimaster, der, in östlicher Richtung steuernd, immer mehr und mehr sich entfernte und bald am Horizonte verschwand. Die klaren, durchsichtigen Fluthen waren viel zu verführerisch, um nicht in Versuchung zu kommen, ein erfrischendes Seebad zu nehmen. In unmittelbarer Nähe hatten einige zwanzig Fischer gerade jetzt ihre Netze ausgeworfen, so daß mir Gelegenheit wurde, mich später von dem Resultat ihrer Bemühungen überzeugen zu können. Dasselbe fiel für die Aermsten allerdings ziemlich dürftig aus. Mit Ausnahme einiger größeren, aber minder werthvollen Fische, sowie einer Menge von kleinen, nicht brauchbaren Exemplaren, kamen nur noch verschiedene Schildkröten und Dintenfische zum Vorschein.

Nach Venedig zurückgekehrt, besichtigte ich im Lauf des Nachmittags das Innere des Dogenpalastes mit seinen glänzenden Sälen, seinen herrlichen Oelgemälden und den Kerkerzellen unter den Bleidächern. Wie einst Alexander der Große am Grabe des Achilleus ausrief: „Glücklicher Jüngling, der Du einen Homer als Herold Deiner Thaten gefunden!“ so könnte man auch bei dem Anblick der prächtigen historischen Darstellungen, die die Wände der Säle zieren, mit gleicher Berechtigung sagen: „Beneidenswerthes Venedig, das eines Paul Veronese, eines Tizian und Tintoretto als Verkünder seiner einstigen Macht und Größe sich rühmen kann!“

Am Abend wohnte ich der Musik auf dem durch zahllose Flammen erleuchteten Markusplatz bei und hatte Gelegenheit, die Schönen Venedigs zu betrachten, die sich während der Tageszeit nur wenig blicken lassen, aber jetzt in reicher Vertretung dem beliebten Sammel-

ort zuströmten, um Bekannte hier zu bewillkommnen und die kühlere Abendluft, sowie die Musik zu genießen.

Am Morgen des folgenden Tages, nachdem in der Kirche S. Marco die prächtigen Mosaikgemälde noch zuvor in Augenschein genommen, fuhr ich wieder zum Lido hinüber. Eine weite, unabsehbare Fläche, lag das Meer heute regungslos da, und der kaum zu verspürende Luftzug des heißen Siroccowindes machte sich nur durch seinen glühenden, versengenden Hauch bemerkbar. Der Himmel war wolkenlos und über Venedig hinweg sah man deutlich im Hintergrunde die beschneiten Gipfel Tirols am Horizonte hervorragen. Ich hielt mich nur kurze Zeit auf und dampfte nach Venedig zurück, um noch während des Vormittags das Arsenal zu besuchen.

Nach Tische unternahm ich eine längere, sehr genußreiche Gondelfahrt den Canal della Giudecca hinauf, um später durch den Canal Grande zur Riva zurückzukehren. In Folge des prächtigen Wetters war das Wasser belebt von Fahrzeugen jeglicher Art, unter ihnen auch einzelne Privatgondeln, deren innere wie äußere Ausstattung von besonderem Luxus zeugte, ohne deshalb den tiefschwarzen Grundton der Färbung zu beeinträchtigen, den sämmtliche Gondeln und Nachen, wie als stumme Zeugen der Trauer um Venedigs gefallene Größe, ohne Ausnahme fast zur Schau tragen. Ueberhaupt läßt sich einmal nicht leugnen, daß auf der Lagunenstadt ein außergewöhnlich ernstes und düsteres Gepräge ruht, welches auch der heiterste Himmel und das fröhlichste Treiben in den Straßen nicht ganz zu verwischen vermag.

Die Stunden des folgenden Tages verlebte ich in ähnlicher Weise und erübrigte noch einige Zeit, die hochinteressanten Werkstätten der Mosaik- und Glasfabrikation einer näheren Besichtigung zu würdigen. Gegen Abend zog ein schweres Gewitter herauf, welches die auf dem Marcusplatz sonst übliche Reunion für heute illusorisch machte. Eine weitere Folge desselben war ein vollständiger Witterungsumschlag. Ein kräftiger Wind aus Südwesten hatte schnell den Sirocco verdrängt und es empfingen mich gewaltige Wogen, als ich am anderen Morgen den Strand des Lido betrat. Die während des gestrigen Tages noch tiefblaue Wasserfläche hatte nach und nach eine

dunkle, fast schwarze Färbung angenommen und ließ die bis weit hinaus in der Sonne blitzenden Reihen der schäumenden Wellenkämme um so wirkungsvoller hervortreten. Mit Ausnahme eines kleinen Dampfers, der allem Anscheine nach nur mühsam gegen den Wogendrang ankämpfte, war rings auf der endlosen Fläche kein Fahrzeug sonst zu erblicken.

Nach einem entzückenden Bade inmitten der tosenden Brandung nahm ich Abschied vom Adriatischen Meere und kehrte nach Venedig zurück, um dort nach beendetem Diner in Gesellschaft eines jungen Patriziers und dessen drei Schwestern, die ich zufälliger Weise zuvor auf dem Dampfschiff kennen gelernt, in der ihnen gehörigen Gondel eine Fahrt durch die Stadt zu machen. Die Lokalkenntniß meiner Begleiter führte uns unter Anderem denn auch in die allerentlegensten Winkel, und zwar durch entsetzlich enge, von hohen Gebäudemauern zu den Seiten begrenzte Kanäle, wo man selbst am hellen, lichten Tage zuweilen die Empfindung hat, als befände man sich bereits in vorgerückter Abendstunde. Das Sonnenlicht bekommen die Bewohner dieser Häuser nur selten zu sehen, und es mag wohl eine Gewöhnung von Jugend auf dazu gehören, in dieser dumpfigen Umgebung bei leiblicher Gesundheit zu bleiben. Die an sich schon äußerst geringe, kaum merkliche Wechselwirkung der Ebbe und Fluth des Meeres, die nach Ansicht der Venetianer indessen genügen soll, die hiesigen Kanäle zu reinigen und somit das Wasser vor Stagnation zu bewahren, muß schwerlich wohl bis zu diesen entlegenen Stadttheilen vordringen, wenn man anders berechtigt ist, aus den wenig erquicklichen Wahrnehmungen der eigenen Geruchsorgane das Weitere folgern zu dürfen.

Den Beschluß der Expedition machte eine Fahrt durch den Canal Grande, welcher heute von den Gesängen der Fährleute wiederhallte, die nach der erdrückenden Hitze der letztvergangenen Tage den frischen erquickenden Luftzug mit Freuden willkommen hießen. An den Stufen des Dogenpalastes nahm ich Abschied von den Geschwistern, die jetzt in ihre Behausung zurückkehrten, und widmete den noch übrigen Abend, den letzten zugleich in Venedig, dem Treiben auf dem Marcusplatz.

Am 21. Mai ging es per Eilzug nach Conegliano und weiter von dort mit dem Stellwagen nach dem kleinen Ort Serravalle, wo die Venetianische Ebene aufhört und die Berge wieder beginnen. Die Fahrt hatte im Ganzen noch nicht fünf Stunden gedauert, so daß ich gegen Mittag bereits meine Wanderung antreten konnte.

Die Straße nunmehr verlassend und in westlicher Richtung abbiegend, befand ich mich nach wenigen Minuten in dem fruchtbaren Val Mareno. In den üppig bestandenen Maisfeldern, die zu beiden Seiten des Weges sich bis zu den Bergwänden hinzogen, waren viele Menschen beschäftigt, die zwischen den Reihen der Pflanzen mit schweren eisernen Hacken den Erdboden lockerten und das Land vom Unkraut befreiten. Die Bevölkerung des lieblichen Thales fällt auf durch ihre äußere Schönheit wie durch ihr gesittetes Wesen. Auch die Sprache ist rein und wohlklingend mit nur wenig dialectischen Beimischungen. Gar stattlich erschienen die hohen und schlanken Mädchengestalten in ihren schneeweißen Blousen und den rothen, wie turbanartig um das Haupt geschlungenen Kopftüchern, die freundlich grüßend, in Eile vorüberschritten.

Bei dem ärmlichen Oertchen Tovena mich direct gegen Norden wendend, betrat ich alsbald ein steiniges, vereinsamt gelegenes Hochthal, dem ich wohl eine Stunde lang folgte. Später zog sich der steile Pfad in kurzen malerischen Windungen am dunkelen Gestein einer Felswand zu einem Plateau hinauf, wo derselbe als breiter Saumweg eine Strecke weit eben fortlief, um sodann, sich allmälig senkend, bei der Kirche S. Antonio vorüber, nach Trichiana hinabzuführen. Bevor man Letzteres erreicht, entfaltet sich in der Tiefe, von der reißenden Piave durchströmt, der weithin gedehnte Thalgrund mit seinen zahlreichen Ortschaften, die vom üppigsten Grün umgeben, dem Auge ein Landschaftsbild von entzückender Schönheit darbieten. Auf der anderen Seite des Thales erheben die Dolomiten ihre wild zerklüfteten Gipfel und senden ihre weißen Schneefelder hin und wieder bis weit hinab zu den grünenden Weideflächen.

Trichiana selbst ist ein kleiner, aus wenigen Häusern bestehender Ort, der sich neben seiner anmuthigen Lage eines freilich nur sehr bescheidenen, aber trefflichen Gasthofes erfreut.

Anderen Morgens stand ich am Ufer der wild in ihrem steinigen Bett vorüberströmenden Piave, deren Breite an dieser Stelle über dreihundert Fuß beträgt. Eine lange, mit Kieseln bedeckte, aus dem Wasser hervorragende Sandbank zertheilt hier den Fluß derart, daß zwischen ihr und dem diesseitigen Ufer ein etwa fünfzig Fuß breiter, gesonderter Arm dahinfließt, während drüben auf der anderen Seite in mindestens vierfacher Breite der eigentliche Strom sich Bahn bricht. Auf einem Vorsprung des jenseitigen Ufers stand hart am Wasser ein Häuschen und vor demselben eine Barke. Auf meinen wiederholten Ruf erschienen alsbald zwei Männer, von denen der eine mir verständnißvoll zuwinkte. Gleich darauf bestiegen sie die Barke. Wie nicht anders zu erwarten war, wurde solche vom ersten Moment ab von der Strömung mit fortgerissen und trotz der Gegenanstrengungen der Männer beinahe bis zum untersten Ende der Sandbank getrieben. Die Schiffer sprangen jetzt hinaus, der eine, um das schwerfällige Fahrzeug am Seil stromaufwärts zu ziehen, der andere, um nebenherschreitend, vermittelst eines langen Bootshakens das Auflaufen desselben zu verhüten. Nach ungefähr zehn Minuten befanden sie sich mir gegenüber. Während ein Mann bei der Barke zurückblieb, durchwatete inzwischen der zweite, eine wahre Hünengestalt, den schmalen nur seichten Flußarm, um demnächst mich mit Sack und Pack auf seine Schultern zu nehmen und zur Sandbank hinüber zu tragen. Ungeachtet seiner herkulischen Stärke, wie des langen keulenartigen Stockes, den mein wackerer Christophorus handhabte, um gegen den reißenden Strom, der ihm oft an den tieferen Stellen bis über die Hüften reichte, einen festen Halt zu gewinnen, fühlte ich doch mit der Zeit seine Knie wanken, und durfte die betreffende Strecke nicht eben viel weiter sein, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, zuvor noch in voller Bekleidung ein gründliches Bad zu nehmen.

Mit einem „corpo di Dio“ ließ der Riese mich endlich zur Erde, um sodann ohne weiteren Verzug zur Barke hinüber zu schreiten. Noch einmal der gleiche Kampf wie zuvor mit den wilden Fluthen, und wir landeten in kurzer Zeit bei dem oben erwähnten Häuschen.

Eine Strecke weit hatte ich zunächst durch sumpfige Wiesen zu wandern und gelangte alsdann zum schönen Agordothal, dem ich in

nördlicher Richtung folgte. Gegen Mittag erreichte ich La Stanga, ein vereinzelt gelegenes Wirthshaus, wo ich mehrere Stunden verweilte.

Von hier ab wurde das Thal immer wilder und großartiger. Zwischen mächtigen Felswänden hindurch vermochte die Straße sich kaum den nöthigen Weg zu bahnen und den Gießbächen auszuweichen, die von allen Seiten herabstürzten. Gleich der erste gewährte einen überaus prächtigen Anblick, indem er den Silberstaub noch weit über die Straße hinausjagte und auf einem grün bewachsenen, von der Sonne beschienenen Felsen einen liegenden Regenbogen von bezaubernder Schönheit hervorrief. Nach einiger Zeit trat der Weg, nachdem man zuvor eine steinerne Brücke passirt, auf das rechte Ufer des Bergstromes, der hier mit Donnergetöse in der Tiefe der Schlucht dahinbraust. Das Thal behielt nach wie vor seinen wilden Charakter bei und verengte sich mehr und mehr, auch sah man zu beiden Seiten aus den oberen Theilen der Felswände verschiedene Quellen hervorbrechen, deren niederrieselndes Wasser in prächtigen Silberfäden am schwarzen Gestein hinabglitt.

Erst später, nachdem ich inzwischen wieder einige Stunden gewandert, traten die Berge zu den Seiten zurück, das Thal erweiterte sich, und vor mir auf grünenden Matten, inmitten gewaltiger Höhen, lag das stattliche Agordo mit seinen sauberen Gebäuden und den zierlich geformten Kirchthürmen. Kurz bevor ich den Ort erreichte, überholte ich eine Gesellschaft von Herren, den Abzeichen am Hute nach italienische Alpenclubisten, in deren Kreise ich die Abendstunden im Albergo alle Minieri, einem durchweg trefflich gehaltenen, unmittelbar an der schönen Piazza des Ortes gelegenen Hause, in angenehmster Weise verlebte.

Ueber den Pelegrinopaß nach Moëna und Campitello; über das Sella- und Grödenerjoch nach Corvara; zum Pusterthal, und über den Seelandpaß nach Cortina.

Die in Agordo zugebrachte Nacht war die letzte auf italienischem Boden. Der kommende Tag war bestimmt, mich über den Pelegrino-

paß, dessen höchste Erhebung gegen 6000 Fuß beträgt, zum Oertchen Moëna zu bringen. Ich brach gegen 6 Uhr auf und stieg über Cencenighe das Agardothal weiter aufwärts. Nach etwa dreistündiger Wanderung erreichte ich die Hütten von Canale, deren wild romantische Umgebungen den schüchternen Winken des Magens insofern zu Hülfe kamen, als sie mich zu einer Rast von fast einer Stunde bestimmten. Der Wirth des Albergo al Gallo, einer kleinen dürftigen Herberge, empfing mich äußerst zuvorkommend, erkundigte sich nach meinen Befehlen sowie nach meinem Wohlbefinden, bereicherte in Kurzem meine Kenntnisse mit der Chronik des ganzen Ortes, belobte meinen guten Geschmack, das göttlich gelegene Canale mit einem Besuche beehrt zu haben, und überhäufte mich mit einem Wort mit der ganzen Fülle seines Wohlwollens, um mich schließlich jedoch mit einer Sorte Wein zu regaliren, an die der Erfinder des Sprüchwortes: „Aqua fa male, ma il vino fa cantare!“ wohl schwerlich gedacht haben mag. Dabei hatte der biedere Wirth noch auf die Thür seines Weinkellers die Worte setzen lassen: „La vera medicina e il sciroppo di cantina!“

Wenige Schritte hinter Canale verließ ich das Thal gleichen Namens und betrat das Val Pelegrino. Eine Zeit lang führte der Weg durch schönen Lärchenwald aufwärts, der sich später mehr und mehr lichtete, um bald nur noch hier und da ein vereinzeltes Bäumchen zu zeigen. Allmälig begann nun der Schnee und die Jochhöhe wurde sichtbar. Man hatte zuvor die Grenze zwischen Italien und Tirol zu passiren, die ein mit den Farben des Landes bemalter Pfahl hier bezeichnet. Nur wenige Schritte davon, auf einem schneefreien Plätzchen gelagert, erfreueten sich augenblicklich zwei Beamte der österreichischen Finanzwache eines tiefen sorglosen Schlafes. Die Gewehre lagen neben ihnen, und einzelne Käserinden, sowie eine leere Flasche berechtigten zu der Vermuthung, daß die Herren hier getafelt hatten und dann sanft entschlummert waren, ohne zu ahnen, daß einige Dutzend Cigarren inzwischen als Contrebande unbehelligt die Grenze passirten. Das Beispiel des jungen David, der dem schlafenden König Saul einen Zipfel vom Rocke abschnitt, erschien mir im vorliegenden Fall als allzu große Versündigung an der kaiserlichen

Uniform; ich beschränkte mich somit darauf, einem jeden der sorglosen Schläfer, gewißermaßen als Wahrzeichen, eine Cigarre ins Knopfloch zu stecken, um sodann ohne weiteren Verzug meine Wanderung fortzusetzen.

Um 2 Uhr erreichte ich die Paßhöhe und mit ihr das aus einer Kapelle und zwei Häusern bestehene S. Pelegrino. Das größere der beiden Gebäude, eine einfache Bergwirthschaft, bietet neben vortrefflichem Wein die erwünschte Gelegenheit, die, wenn auch ziemlich beschränkte, doch immerhin lohnende Aussicht in Ruhe genießen zu können. In der nächsten Umgebung der Häuser, sowie auf den benachbarten Höhen lag überall noch der Schnee; es schien, daß Italiens Sonne die Grenze genau respectirte.

Am fühlbarsten drängte sich diese letztere Betrachtung auf, als ich mich nach zweistündiger Rast wieder auf den Weg begab. Schon nach wenigen Schritten bergab blies ein eisiger Wind mir entgegen, ein Factor, mit welchem zu rechnen ich während der diesjährigen Wanderungen beinahe mich schon entwöhnt hatte, so daß ich die gute Beschaffenheit des Fußpfades gern benutzte, mich gehörig warm zu laufen. Nach den zahlreichen Hütten zu schließen, an denen man vorüber kam, müssen die Alpen hier von besonderer Fruchtbarkeit sein. Zur Zeit war noch keine befahren, doch ließ das an vielen Stellen schon sprossende Grün erkennen, daß der Augenblick nicht mehr fern, wo wieder das laute Gebrüll der zu Berge ziehenden Rinder diese Höhen begrüßen sollte.

Die seltsam geformten Dolomitstöcke des Fassathals immer vor Augen, hatte ich bald die Alpen durchschritten und gelangte, in gerader Richtung durch schönes Tannengehölz an steiler Bergwand hinabsteigend, gegen 6 Uhr Abends nach Moëna, um hier über Nacht zu bleiben.

Anderen Morgens war der Himmel bewölkt und ließ von den stattlichen Gipfeln, die das malerische Fassathal zu beiden Seiten begrenzen, so gut wie gar nichts erkennen. Den munteren Avisiobach fast ununterbrochen zur Rechten, erreichte ich gegen 9 Uhr Vigo und nach weiterem zweistündigen Marsch den am oberen Ende des Thales gelegenen Ort Campitello.

Meine Ankunft war noch so gerade zur richtigen Zeit erfolgt.

Noch befand ich mich erst wenige Minuten im Albergo al Molino, als die Wolken sich auch entluden, und zwar mit jener Ergiebigkeit, wo jeder Wanderer sich freut, unter Dach und Fach sich zu wissen.

Der 25. Mai übertraf noch womöglich seinen Vorgänger. Es regnete schon am frühen Morgen, was nur immer vom Himmel wollte, um allem Anscheine nach nicht so bald wieder aufzuhören. Ich hatte mich auf die beliebten, unvermeidlichen „Kaiserschmarren“ schon im Stillen gefaßt gemacht, da man augenblicklich auf Fremde noch wenig eingerichtet war. Dem freundlichen Wirth indessen, der mit seinen sämmtlichen Mannen schon frühzeitig ausgezogen, war es geglückt, eine Bachforelle von namhafter Größe zu erwischen, so daß sich die Küche einstweilen jeder Sorge überhoben sah.

Schön und blank, wie Schillers Glocke, ging die Herrliche aus dem Feuer hervor und wurde in kürzester Zeit im Beisein der Kinder des Hauses, die mit weit geöffnetem Munde dem aufopfernden Wirken zuschauten, ihrer Bestimmung entgegengeführt.

Wenn die düsteren Wolken sich lichteten, konnte man sehen, daß es oben in den Bergen recht wacker schneiete, für Passiren des Sellajoches, der für morgen geplanten Tour, keine sehr erfreulichen Aussichten. Der Regen hielt den ganzen Nachmittag und auch noch den Abend hindurch an, und es bedurfte eines gewissen Geschickes, wie man solches sich eben nur bei längerem Wandern erwirbt, der Langeweile zu steuern. Auch die Speisenkarte der Wirthsleute war nunmehr nachgerade erschöpft und der bis dahin glücklich umschiffte, gefürchtete Eierkuchen trat gebieterisch in seine Rechte.

Eine ganz unerwartete Ueberraschung brachte der Morgen des nächsten Tages. Klar und wolkenfrei lachte freundlich ein blauer Himmel hernieder, aber die Dächer sämmtlicher Häuser waren dicht mit Schnee überdeckt, und die ganze Natur stand völlig im Winterkleide. Dabei zeigte das Thermometer auf nahezu drei Grad Kälte. Der ohnehin nur wenig betretene, über das Sella- und Grödenerjoch nach Corvara führende Weg war voraussichtlich gänzlich verschneiet und somit das Ueberschreiten der gegen 7000 Fuß hohen Pässe auf alle Fälle sehr Zeit raubend, so daß ich es für rathsam hielt, schon frühzeitig aufzubrechen.

Bei dem eine halbe Stunde entfernten Dorf Canazei, woselbst man die Straße verläßt und sich dem Abhang zur Linken zuwendet, begann allmälig die Steigung. Der noch nothdürftig unter dem Schnee hier und da erkennbare Pfad führte geraume Zeit durch dichtes Gehölz von Tannen, deren schwerbelastete Zweige der überflüssigen Schneemassen verschiedentlich sich entledigten und mir zu wiederholten Malen zu einem wenig erwünschten, recht kaltem Bade verhalfen. Nach einer Stunde hörte der Wald und mit ihm jede Spur eines Weges auf. Der Schnee lag über einen Fuß hoch und erschwerte das Steigen erheblich. Dafür um so belebender wirkte die reine erquickende Bergluft sowie der herrliche Blick auf die winterlichen Umgebungen. Im blendend weißen Gewande des frisch gefallenen Schnees entfalteten sich zur Rechten die Gletscher der Marmolada, während zur Linken, nach Norden hin, der 10000 Fuß hohe Langkofel sich als dunkeler Felscoloß aus der weißen Decke erhob, unter welcher die übrige Welt im weiten Umkreise ruhete.

Gegen 9 Uhr hatte ich die Schneide des Sellajoches erreicht. Ich verließ nun die bisherige Richtung und wandte mich direct gegen Osten. Die Freude, für einige Zeit mal wieder bergab zu wandern, war leider von kurzer Dauer. Einige Tausend Schritte vor mir erhob sich ein zweiter Grad, der bei ähnlichen Schneeverhältnissen zunächst zu ersteigen war, was auch wiederum so ziemlich eine Stunde in Anspruch nahm.

Man hatte jetzt den ersten Blick auf die Höhe des Grödenerjoches, von der mich noch ein tief verschneieter, von verschiedenen Felspartien durchbrochener Tobel trennte. Die lange beschwerliche Wanderung hatte mich einigermaßen ermüdet, auch schien mir die Zeit für den Ortswechsel des Proviantes gekommen zu sein. In Ermangelung einer schneefreien Stelle benutzte ich den Tornister als Sessel und ließ mir angesichts der großartigen Landschaft das Frühstück vortrefflich schmecken.

Nach halbstündiger Rast ging es weiter. Die zwischen den Steinen und Felsblöcken mit Schnee überdeckten Vertiefungen erforderten einige Vorsicht und ließen mich nur langsam vordringen. So lange es noch bergab ging, machten sich die Hemmnisse weniger fühl-

bar, um dafür später beim Aufstieg, auf der anderen Seite der Einsenkung, umsomehr zur Geltung zu kommen. Beständig mit dem Alpstock sondirend, vermochte ich mich nur äußerst schwer und mühsam fortzubewegen. Ich beneidete im Stillen die Gemsen, deren zahlreiche Fährten bewiesen, daß diese Thiere es verstehen, über die Schneeflächen fortzujagen, ohne kaum eine merkliche Spur auf denselben zurückzulassen. Ein gleiches von mir zu behaupten, war ich leider nicht in der Lage. Ich mußte es geduldig ertragen, wenn ich oft bis über die Hüften in verborgene Schneelöcher fiel, und zufrieden sein, wenn ich das Glück hatte, einige Schritte weit steigen zu können, ohne weiter als bis zu den Knieen in die Schneemassen einzusinken.

Mit gewisser Genugthuung sah ich auf die vollbrachte Leistung zurück, als ich endlich um 2 Uhr Nachmittags auf der Höhe des Joches anlangte. Das Schwerste war jetzt überstanden. Auf sanft abfallenden Alpen, die freilich bis weit hinab noch immer mit Schnee bedeckt waren, gemächlichen Schrittes bergabsteigend, hatte ich hinreichend Zeit, mich des Anblicks der gewaltigen Dolomitenkette des oberen Ampezzo zu erfreuen, deren röthlich gefärbte Wände unter den weißen Kuppen hervorlugten, und jetzt von der Sonne beleuchtet, die herrlichsten Farbentöne in die Winterlandschaft hinausstrahlten. So gelangte ich allmälig hinab zu begrünten schneefreien Matten und traf gegen 4 Uhr Nachmittags im kleinen Oertchen Corvara im Gasthof Rottanara ein.

Corvara erfreut sich einer gesunden und malerisch schönen Lage. Von hohen Dolomiten umschlossen, stehen die wenigen Häuser des Ortes auf üppigem Wiesengrunde, während herrliche Tannenwälder von verschiedenen Seiten herantreten. Die trauliche Einsiedelei gefiel mir so, daß ich mich entschloß, noch den nächsten Tag hier zu bleiben.

Es war dies ein katholischer Festtag. Am frühen Morgen bereits, wenige Minuten nach Sonnenaufgang, vernahm man lauten Gesang, der der Richtung des Schalles nach vom nächsten Walde her immer näher und näher kam. Noch waren die Urheber desselben für das Auge nicht wahrzunehmen, aber bald entwickelte sich, aus dem Dunkel der Bäume hervor, ein endloser Zug von Menschen, der sich langsam über die Wiesen auf Corvara zu fortbewegte. Es war eine

aus Männern und Frauen des benachbarten Ortes Stern bestehende Prozession, die sich zur hiesigen Kirche begab, um wohl eine Stunde lang dem Gottesdienst beizuwohnen. Späterhin, nach Beendigung der Feier, erschienen sämmtliche Mitglieder, 150 etwa an der Zahl, mit Ausnahme der Geistlichen im Gasthause, dessen drei geräumige Wirthsstuben mit den langen Tischen und Bänken nur so gerade im Stande waren, die vielen Gäste zu fassen.

Der feurige Rebensaft begann schon nach kurzer Zeit seinen Einfluß geltend zu machen und den jugendlicheren Theil der Gesellschaft zu lustigen Jodlern zu begeistern. Ein Lied folgte nunmehr dem andern und die Wirthsleute konnten nicht schnell genug hin und her eilen, um die vielen geleerten Flaschen durch volle wieder zu ergänzen. Eine Stunde lang ging es so fort, dann erhob sich die heitere Versammlung und drängte zu den Thüren hinaus, um sich draußen auf dem Platz vor dem Hause für den Rückmarsch wieder zu ordnen. Die fidel gerötheten Gesichter legten schnell sich in ernste Falten, die Köpfe neigten sich nach vorn, und unter den Klängen kirchlicher Lieder setzte der Zug sich langsam in Bewegung.

Der folgende Tag brachte leider einen völligen Witterungsumschlag; es regnete vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein und hörte am anderen Tage, dem 29. Mai, erst im Lauf des Vormittags wieder auf. Bei alledem hatte sich die Luft nicht im Mindesten abgekühlt, vielmehr machte sich jetzt eine auffallende Schwüle bemerkbar, die als kein gutes Zeichen erschien, eben so wenig wie das Gebahren der zahllosen Krähen und Raben, die unruhig den Kirchthurm umflatterten. Nichtsdestoweniger entschloß ich mich zum Aufbruch und begab mich um ein Uhr auf den Weg.

Ich mochte eine halbe Stunde vielleicht schon gewandert sein, als ich deutlich ein fernes Rauschen und Rollen zu hören glaubte. Ich hemmte die Schritte und lauschte. Es war in der That keine Täuschung. Man konnte aus den umliegenden Schluchten ein eigenthümlich verworrenes, dumpfes Sausen vernehmen, die Wipfel der Tannen und Arven, unter denen ich dahinschritt, begannen sich zum Theil schon unruhig hin und her zu bewegen und aus der Richtung vom Langkofel her stiegen pechschwarze Wolken auf; ein schweres

Gewitter war im Anzuge. Für den Augenblick dachte ich noch an schleunige Umkehr nach Corvara, aber das vom Sturme getragene, mit unheimlicher Schnelligkeit im Fluge heraufziehende Unwetter gab leider nur wenig Hoffnung, das schützende Obdach noch rechtzeitig zu erreichen. So hüllte ich mich denn zunächst in den Regenrock und sah mich nach irgend einem geeigneten Zufluchtsort um. Lange Zeit zur Wahl blieb nicht, der Donner hatte bereits seine mächtige Stimme erhoben und hier und da fielen schon die ersten Tropfen zur Erde, während gleichzeitig rings aus den Schluchten die wilde Windsbraut herantobte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu einem der nächsten Baumstämme einstweilen Zuflucht zu nehmen und unter dem Schutze desselben das Unwetter abzuwarten. Ich vermag mich kaum zu entsinnen, ein Gewitter ähnlicher Art in den Bergen erlebt zu haben, und wird mir die Stunde noch lange im Gedächtniß bleiben, die ich heute im einsamen Walde bei Corvara zubringen mußte. Noch bevor ich, nach Ablauf derselben, den schützenden Baumstamm verließ, hatte ich den Versuch gemacht, die soeben erlebten Eindrücke zur Erinnerung in nachstehender Form dem Tagebuch einzuverleiben:

Bangen Flug's die Raben krächzen
Um Corvara's alten Thurm,
Die gewalt'gen Arven ächzen,
Durch die Berge heult der Sturm.
Schnell auf schwarzen düst'ren Schwingen
Zieht das Wetter dort heran,
Dumpfe Donnerschläge dringen
Zu dem Ohr des Wandersmann.

Aus der Wolken dunklem Schooße
Stürzt die Wasserfluth herein,
Und mit prasselndem Getose
Mischt sich Eis und Hagel d'rein;
Rings aus allen Felsenklüften
Bricht das Wetter wild hervor,
Droben heulet in den Lüften
Der Dämonen grauser Chor.

Grelle Blitze zucken nieder
Aus der schwarzen Wolkennacht,
Grollend hallt der Donner wieder
Und es brüllet und es kracht;
Selbst die alten Bergesrecken
Beben; wild auf grauser Spur
Stürmt dahin mit allen Schrecken
Die entfesselte Natur.

An den Arvenstamm gelehnet
Schau' ich in die düst're Nacht,
Und der Stamm, er ächzt und stöhnet,
Beugend sich des Sturmes Macht;
Wild gepeitscht die Wipfel zittern,
Pfeifend heult es durch die Luft,
Mit Gekrach die Aeste splittern,
Und des Donners Stimme ruft. —

Wenn sich Alles glücklich füget,
Freundlich uns das Schicksal lacht,
Süß in Sicherheit gewieget,
Man vergißt des Schöpfers Macht;
Doch wenn streng die Gottheit schreitet,
Ernst in drohender Gestalt,
Wird die Seele hingeleitet
Zu des Schöpfers Allgewalt.

Darum laßt in guten Tagen
Uns von Herzen dankbar sein,
Und im Unglück nicht verzagen,
Bricht es über uns herein.
In der Stunde der Gefahren
Voller Hoffnung für und für
Stets den heit'ren Muth bewahren,
Ist des Mannes schönste Zier. —

Endlich — sieh! im Westen oben,
In den Lüften wird es licht,

Durch die Wolken dunstumwoben
Schüchtern sich die Sonne bricht;
Hoch dort über'm Wolkenrande,
Seines alten Kleid's beraubt,
Frisch im neuen Schneegewande
Grüßt ein Dolomitenhaupt.

Immer mehr zerreißt der Schleier,
Grollend weicht des Wetters Nacht,
Und die Brust, sie athmet freier,
Und ein blauer Himmel lacht.
Schnell vergessen sind die Schrecken
Bei der Sonne hellem Schein; —.
„Frisch zur Hand den Wanderstecken,
Munter in die Welt hinein!"

Der Wald, der das Bild einer argen Verwüstung darbot, lag bald darauf hinter mir und der Weg führte nunmehr weiter durch das liebliche Ennebergerthal. Verschiedene umgerissene Bäume und vom Sturmwind entführte Aeste ließen deutlich genug erkennen, daß das Unwetter auch hier in der nämlichen Weise gehaust hatte.

Gegen sieben Uhr erreichte ich das ärmliche, an üppig begrünter Bergwand hochromantisch gelegene Piccolein. Ueber die dicht bewaldeten Höhen auf der anderen Seite des Thales ragte jetzt das schneeige Haupt des Peitlerkofel hervor. Der kleine Gasthof des Ortes übertraf an Ursprünglichkeit womöglich noch den in Corvara, indessen war hier wie auch dort der Wirth ein gefälliger Mann, nach besten Kräften bemüht, mit dem Wenigen, was er besaß, seine Gäste zufrieden zu stellen.

Anderen Morgens setzte ich meinen Weg in nördlicher Richtung fort. Während der Nacht hatte es stark gefroren und der in Folge des Gewitters noch vom Regen erweichte Pfad war dicht mit Glatteis bedeckt, was den Marsch erheblich erschwerte. Das Thal behielt nach wie vor seinen lieblichen Charakter bei. Allmälig tauchten auch die Schneeberge im Norden des Pusterthal's auf, und bald sah man unten in der Tiefe die ersten Häuser von Bruneck. Gegen Mittag hatte ich den Ausgang des Ennebergerthales erreicht und fuhr noch

im Lauf des Nachmittags mit der Bahn nach Niederdorf, um hier über Nacht zu bleiben.

Der überall in den Bergen zur Zeit noch lagernde Schnee hatte mich inzwischen überzeugt, daß ich doch für die hiesigen Gegenden einige Wochen zu früh gekommen. So wanderte ich denn anderen Tages wiederum in südlicher Richtung durch das anmuthige Pragserthal und über den Seelandpaß, ein ziemlich einförmiges Joch, das zwischen dem Dürrenstein und der Croda rossa hindurchführt, hinüber nach Schluderbach und weiter von dort nach Cortina, um hier einige Tage zu verweilen und dann noch eine längere Bergtour durch Oberitalien zu machen.

Durch die Cadorischen Alpen über den Mauriapaß nach Tolmezzo; über Maniago und Cimolais nach Longarone.

Die äußersten Ränder der Höhen erglühten schon im rosigen Lichte, als ich am 6. Juni gegen vier Uhr Morgens Cortina verließ und zunächst der Landstraße folgte, die sich von hier in südöstlicher Richtung durch das Val d'Ampezzo hinzieht. Dem Ruf seiner Schönheit entsprechend, entwickelte das Thal einen Reichthum der herrlichsten Landschaftsbilder. In dem freundlich gelegenen Valle, wo ich elf Uhr Vormittags eintraf und im Gasthof Leone bianco einige Stunden ruhte, belehrte mich der treffliche Wein, daß ich mich wieder in Italien befand.

Von nun ab nahm die Umgebung beinahe mit jeder Minute an Mannigfaltigkeit zu und steigerte sich allmälig zu großartigen Gebirgsscenerien. Es öffneten sich zu den Seiten entzückende Nebenthäler mit herrlichen Perspectiven auf malerische Bergformationen, die vom mächtig gegliederten Schneeriesen bis zum grünen Hügel sich abstuften.

Bald passirte ich Pieve di Cadore, den Geburtsort des Maler Tizian, und von hier aus mich nordwärts wendend, nach weiterem,

dreistündigen Marsch das felsenumschlossene Lozzo, überschritt, hier die Straße verlassend, die zur Rechten gelegene Brücke, und erreichte nach kurzem Steigen gegen sieben Uhr Abends Lorenzago. Die Schilderungen, die man mir zuvor von dem hiesigen Gasthof gemacht, erwiesen sich leider als zutreffend; mit Käse und saurem Wein, so wie einem heillosen Flöhbett waren die Leistungen dieses Hauses erschöpft.

Zum Abschied noch obenein mit einer tüchtigen Rechnung beglückt, verließ ich am anderen Morgen gegen fünf Uhr die ärmliche Ortschaft, um über den Mauriapaß meine Wanderung fortzusetzen. Auf breitem, bequemen Saumwege erreichte ich nach drittehalb Stunden die 4000 Fuß hohe Jochhöhe. Kurz zuvor hat man einen schönen Blick auf den Monte Cridola zur Rechten; im Uebrigen gewährt der Weg, der dauernd durch Waldung führt, an Aussicht wenig oder gar nichts.

Nunmehr dem Tagliamentothal folgend, welches unterhalb der Paßhöhe beginnt, gelangte ich nach einstündigem Marsch nach Forno di sopra, einer kleinen, in dürftiger Umgebung gelegenen Ansiedelung. Die drückende Hitze sowohl, wie das Vorhandensein einer Osteria ließen mich einige Minuten rasten, die ich theilweis dazu verwandte, oder vielmehr verwenden mußte, das Kind der Wirthin zu wiegen, wenn diese in meinem Interesse hin und wieder das Zimmer verließ. Der Junge brüllte alsdann nach der Mutter mit einer Tonfülle, der selbst die kräftigsten Nerven für die Dauer nicht Stand halten konnten, so daß keine andere Wahl blieb, als die Wiege so schleunigst wie möglich in sanfte Schwingungen zu versetzen, eine Manipulation, welche stets mit erwünschtem Erfolge gekrönt war und den kleinen, unermüdlichen Schreier binnen Kurzem zum Schweigen brachte.

Ich hielt mich unter solchen Umständen nicht länger als nöthig auf und erreichte um elf Uhr Vormittags die Dorfschaft Forno di sotto. Die bis dahin einförmige Landschaft entfaltete jetzt immer mehr jene Fülle von großartigen Bildern, wie ich sie gestern in den Cadorischen Alpen zu bewundern Gelegenheit hatte. Grün bewachsene Felsvorsprünge, von den wundersamsten Bildungen oft, traten gleichsam coulissenartig bis weit in das Thal hinein und erhöhten dessen male=

rische Eindrücke. Wiederholentlich führte der Weg an tiefen Abgründen hin, denen steile, von zahlreichen Höhlen durchbrochene Felswände entstiegen.

Gegen vier Uhr gelangte ich nach Ampezzo, wo ich heute zu nächtigen gedachte. Das an sich nur dürftige Albergo erschien durch die Anwesenheit einer jungen Verwandten des Hauses in bei weitem milderen Lichte. Das schöne, wohlerzogene Mädchen, das ein gutes Italienisch sprach, hatte während der Zeit ihres Hierseins die Obliegenheiten der Küche wie die Bedienung der Gäste übernommen, so daß man in jeder Beziehung vortrefflich aufgehoben war. Von den vier geräumigen Logirzimmern, über die der Gasthof verfügt, und welche die Namen der vier Jahreszeiten, als da sind Primavera, State, Autunno und Inverno führen, erhielt ich das Zimmer Primavera, das sich neben seinen sonstigen Reizen eines vorzüglichen Bettes erfreute. Von einer Breite, die drei Personen immerhin gestattet haben würde, bequem nebeneinander zu liegen, war dasselbe nach dem Muster der Betten der alten Könige von Frankreich, von Fußboden und Decke des Zimmers beinahe gleich weit entfernt und konnte mithin nur mit Hülfe eines Stuhles bestiegen werden. Ich habe noch immer gefunden, daß man gerade auf derartigen Lagern, wie man solche noch oft in Italien in den älteren Gasthöfen vorfindet, vortrefflich zu schlafen pflegt, und freute mich, diese Erfahrung auch heute bestätigt zu finden.

Anderen Morgens setzte ich meinen Weg in der Richtung auf Tolmezzo fort. Das Thal nahm jetzt alsbald einen eigenthümlichen Charakter an. Die Berge zu beiden Seiten traten nach und nach weiter zurück und man befand sich in einem fast ebenen, mit gerundeten Steinen bedeckten, gegen 2000 Fuß breiten Thalboden, dem Flußbett des Tagliamento, der hier im zeitigen Frühjahr, wenn der Schnee in den Bergen geschmolzen, in dieser gewaltigen Ausdehnung seine Fluthen vorüberwälzt. Augenblicklich nur ein winziger Strom von kaum 200 Fuß Breite, schien derselbe nichtsdestoweniger seine bösen Launen zu haben, wenigstens fand ich unweit Ampezzo die Holzbrücke fortgerissen. Man hatte erst vor wenigen Tagen mit dem Bau einer neuen begonnen, so daß ich genöthigt war, über die zur

Zeit mit einander noch unverbundenen Träger nach beliebter Seiltänzerart von einem Ufer zum andern hinüberzubalanciren.

Gegen neun Uhr erreichte ich Tolmezzo, den stattlichen Hauptort des Thales. Ich wählte unter den Gasthöfen daselbst das kleine Albergo Cavallino, dessen Wirth als gebirgskundiger Mann für die Tour von hier nach Longarone, die mehrere Tage beanspruchte, von einiger Wichtigkeit war. Man passirt hierbei ein Terrain, das von Fremden wenig besucht wird und über welches die Reisehandbücher nur dürftigen Aufschluß geben. So kam es mir sehr erwünscht, mich schon im Lauf des Nachmittags über alle fraglichen Punkte genau informiren zu können. Der Hausherr, ein kräftiger Mann mit stattlichem, dunklen Vollbart, hatte es nicht über sich vermocht, den Stolz und Glanzpunkt Tolmezzo's seinem Gaste vorzuenthalten, und demgemäß mich nach Tische in das dortige Bierhaus geführt, woselbst wir in aller Ruhe, bei trefflichem Grazer Bräu, das bewußte Thema behandelten.

Kurz vor Abend erschienen verschiedene der hiesigen Honoratioren auf dem Hofe des kleinen Albergo zum üblichen Bodgia-Spiele, bei dem die Italiener bekanntlich an Eifer einander überbieten und durch ihre bewundernswerthe, oft seltene Geschicklichkeit auch unwillkürlich das Interesse der Zuschauer zu fesseln wissen. Die immer thätige Wirthin, eine Frau von höchst respectabler, imponirender Körperfülle, benutzte inzwischen die Zeit, den vierten Theil eines Kalbes an einem kolossalen Spieße, der sich mittelst eines Uhrwerkes drehte, zum Abendessen zu braten. Bald brannten die Lichter in der Gaststube und der sauber gescheuerte Tisch vereinigte zwölf Personen, deren kräftiger Appetit der Hausfrau die freudige Gewißheit gab, ihr Werk als in jeder Beziehung gelungen betrachten zu dürfen.

Mein Vorsatz, am nächsten Tage von Tolmezzo Abschied zu nehmen, wurde leider von der Witterung durchkreuzt. Schon am Morgen zog ein starkes Gewitter herauf, dem es in kürzester Zeit gelang, auf den Straßen und Plätzen des Ortes eine wahre Ueberschwemmung anzurichten. An Aufbrechen war gar nicht zu denken; ich benutzte inzwischen die Zeit, der Seidenzucht meines Wirthes ein regeres Interesse zu widmen. In einem großen, saalartigen Raum

befanden sich zehn, mittelst Latten über einander gestapelte Holzkasten von ungefähr sieben Fuß Breite und einigen zwanzig Fuß Länge, welche zahllosen Seidenraupen, hier zu Lande „Cavalieri“ *) genannt, augenblicklich zur Wohnung dienten. Es werden die gefräßigen Thiere bis fünf Mal im Laufe des Tages und dreimal in der Nacht gefüttert, so daß zwei Personen ihre volle Beschäftigung haben, allein das erforderliche Quantum von Maulbeerblättern zu beschaffen. Nach Verlauf von etwa sechs Wochen, vom Tage der Geburt an gerechnet, spinnen sämmtliche Raupen sich ein, um nun ihrem Herrn den Lohn für die Pflege zu überweisen. Wie mein freundlicher Wirth mir mittheilte, verkauft er in jedem Jahre gegen 200 Kilo Cocons und erhält für das einzelne Kilo den Durchschnittspreis von sechs Lire; bei dem äußerst geringen Betriebe eine immerhin hübsche Einnahme. Zur Fortzucht behält derselbe nur wenige Cocons zurück. Den auskriechenden Männchen wird später ohne Weiteres die Freiheit geschenkt, dagegen werden die Weibchen auf Bogen von Pappe gesetzt, um dieselben so zu veranlassen, ihre Eier hier abzulagern. Im Laufe des nächsten Frühjahrs, wenn die Maulbeerbäume beginnen, ihre ersten Blätter zu treiben und damit zugleich die Ernährung der jungen Thierchen gewährleisten, werden die Pappbogen, welche bis dahin in irgend einem beliebigen Kasten oder Schranke aufbewahrt waren, hinaus an das Licht gebracht, um hier von den Strahlen der Sonne die Eier ausbrüten zu lassen. Der Wirth präsentirte mir drei dieser so präparirten Bogen, die vom vorigen Jahre noch stammten und von denen jeder einzelne genügt hätte, eine neue Raupen-Generation sofort in's Leben zu rufen.

Anderen Morgens verließ ich Tolmezzo bei prächtigem, klaren Wetter und stand nach halbstündiger Wanderung am Ufer des Tagliamento, der hier durch eine enge Klamm mit unglaublicher Wildheit dahinstürmt und die hiesigen Gemeinden zum Bau einer festen, stehenden Brücke bisher nicht ermuthigt hat. Eine stark und solide gebaute, von drei Männern mit eisenbeschlagenen, gewaltigen Ruderstangen

*) Provinzialismus; die sonstige italienische Bezeichnung für Seiden-Wurm ist „bigatto.“

gehandhabte größere Barke vermittelt den Uebergang, dessen glückliche Bewerkstelligung allein von der sachkundigen Führung der betreffenden Fährleute abhängt. Ein unbedeutendes Versehen könnte hier sehr gefährlich werden und leicht das Zerschellen des Fahrzeuges an den jenseitigen Uferfelsen zur unmittelbaren Folge haben.

Nach kurzem energischen Kampfe mit den reißenden Fluthen des Bergstromes langten wir wohlbehalten drüben an. Ich schlug jetzt zunächst den Weg ein, der in Zeit von etwa zwei Stunden über Cavazzo nach Alesso führt. Hinter ersterem Orte passirt man einen reizenden kleinen See, der zugleich Gelegenheit bietet, einen Theil der genannten Strecke im Nachen zurückzulegen. In Alesso nahm ich mir die Zeit zu einem frugalen Frühstück und wanderte dann gemächlich über Peonis weiter nach Flagonia. Wiewohl sich der Weg fast dauernd an den Ausläufern der Berge hinzieht und nach der einen Seite hinaus nur den Blick in die weithin gedehnte Venetianische Ebene gewährt, fehlt es dennoch nicht an romantischen und hochpittoresken Umgebungen. Und immer wieder dieselbe Erscheinung des Tagliamento, der als kleiner aber reißender Strom in zahllosen Schlangenwindungen das hier mindestens dreitausend Fuß breite, an einzelnen Stellen wie seeartig sich erweiternde Flußbett durchläuft. Mit Ausnahme der geringeren Tiefe haben sämmtliche Nebenbäche mehr oder weniger den gleichen Charakter. Wiederholentlich mußte ich dieselben in Ermangelung von Brücken durchwaten. Obschon das Wasser allerdings nur bis zu den Knieen reichte, war doch nach dem heißen Marsch das einige Minuten lang dauernde, zuweilen recht kalte Fußbad, verbunden mit der Promenade über scharfe schlüpfrige Steine, nicht gerade sehr angenehm.

Genau wie die übrigen Orte, durch welche der Weg geführt, konnte auch das Dörfchen Flagonia, wo ich 3 Uhr Nachmittags eintraf, sich nicht des glücklichen Besitzes eines eigentlichen Gasthauses rühmen. Man mußte sich an Stelle eines solchen mit einer dürftigen Osteria begnügen und den bei der Mahlzeit sonst als Schlußstein fungirenden Käse in Verbindung mit Brod und Wein als volles Diner betrachten.

Unmittelbar nach beendeter Tafel begab ich mich wieder auf den

Weg. Nach ungefähr halbstündigem Marsch überraschte mich ein Gewitter. In Ermangelung eines geeigneteren Zufluchtsortes sah ich mich in die Lage versetzt, in einer kleinen Nische am Wege zu Seiten des Muttergottesbildes einstweilen Obdach zu suchen. Gegen 6 Uhr ließ das Unwetter nach. Ich passirte kurz nach einander Pinzano, Vallariano und Lestanz und gelangte gegen 8 Uhr Abends zu einer größeren Ortschaft, deren Namen mir entfallen ist und wo ich zu nächtigen gedachte. Ich sollte die Rechnung indessen ohne den Wirth gemacht haben. Die wenigen disponibelen Räume in den drei vorhandenen Osterien waren mit Seidenraupen besetzt. Auch für die nächstfolgenden Orte eröffnete man mir gleiche Aussichten.

Es blieb keine andere Wahl, als den Wanderstab weiter zu setzen und in dem eine halbe Stunde von hier noch entfernten Cole von Neuem mein Glück zu versuchen. Kurz zuvor versperrte ein Bach mir wieder den Weg, ohne daß ich im Stande war, eine Brücke entdecken zu können. Es war jetzt finster geworden und vom wolkenbedeckten Himmel fiel ein feiner Regen hernieder. Ich überzeugte mich bald, daß der Bach, vermuthlich in Folge des Gewitters, viel tiefer war als die vorigen, und sah mich daher genöthigt, mich vollständig auszukleiden. Zu den besonderen Annehmlichkeiten diese Uebergangsart zu rechnen, fand ich kaum begründete Ursache; das keineswegs warme Wasser reichte stellenweis bis zu den Achseln und es bedurfte wohl eines Zeitraumes von mindestens fünf Minuten, um das jenseitige Ufer zu gewinnen.

Die Situation war nicht sehr erfreulich, auch in Cole waren mir die Cavalieri als Gäste zuvorgekommen. Der Regen fiel jetzt immer dichter, und schwarze Finsterniß umgab mich, als ich wiederum bitter enttäuscht, bei den letzten Häusern vorüber, in die einsame Nacht hinaustrat. Der kaum erkennbare Weg legte ohnehin den Zwang auf, die Schritte mehr zu verlangsamen, als augenblicklich erwünscht war, und so wurde es beinahe 10 Uhr, als ich endlich die dunkelen Umrisse des ärmlichen Oertchens Arba nicht weit vor mir auftauchen sah. Wenn irgendwo, hatte ich hier am allerwenigsten gerade auf ein Unterkommen gerechnet und bereits mich mit dem Gedanken an eine nächtliche Wanderung befreundet; ein gütiges Geschick indessen

schien es anders beschlossen zu haben. Obschon, wie zuvor überall, die Räume der Osteria mit Seidenraupen besetzt waren, war man doch auf das Wohl der Fremden insofern bedacht gewesen, als man wenigstens für Eine Person eine Unterkunft offen gehalten. In dem stolzen Bewußtsein, die Ehre seines Hotels genügend gewahrt zu haben und den Gast nicht abweisen zu müssen, geleitete mich der Wirth, der dem Anscheine nach im Hause der einzige Bewohner war, in einen verschlagartigen Raum, in welchem drei lange Stapel mit Raupen besetzter Kasten sich zunächst dem Auge darboten, während unmittelbar am Fenster, in der alleräußersten Ecke, eine Art von Bett nebst Waschtisch dem schon verzagenden Wanderer die beruhigende Gewißheit gaben, für die Nacht geborgen zu sein. Das Vorhandensein einer in der That entsetzlichen Atmosphäre erklärte sich einfach dadurch, daß die zarten Kinder der Tropen nicht genügend abgehärtet waren, um die kühle Abend- und Nachtluft ohne Nachtheil ertragen zu können, so daß ein Oeffnen der Fenster nur während der Mittagzeit auf wenige Stunden erlaubt war.

Ohne weiteres Bedürfniß zu fühlen, in diesen precären Lüften einen Augenblick länger zu verweilen, als unbedingt nöthig war, begab ich mich nach wenigen Minuten wieder die Treppe hinab und betrat den zur ebenen Erde befindlichen Küchenraum, der zugleich als Gastzimmer diente. Auf dem Heerde braunte bereits ein Feuer von trockenem Reisig, und der Wirth war schon eifrig beschäftigt, den im Topfe brodelnden Maisbrei durch kräftiges Rühren mit dem Löffel gegen etwaiges Anbrennen zu sichern und gleichzeitig dabei meine Bergschuhe mit dem nöthigen Fett zu versehen. Binnen Kurzem hatte der alte, schon bedenklich wackelige Tisch ein lebendigeres Ansehen bekommen. Als Hauptgericht prangte auf demselben eine Schüssel warmer Polenta, daneben Butter und Brod, wie ein Fläschchen Wein und zwei Eier, welche letzteren ihre Entstehung augenscheinlich der Thätigkeit eines Huhns und einer Ente verdankten. Einer mageren Talgkerze, die inmitten der Tafel dem Halse einer alten Flasche entragte, fiel die weitere Aufgabe zu, die Strahlen ihres milden Lichtes über den ganzen Tisch zu verbreiten, hinter welchem sich sichtlich befriedigt der Hausherr aufgestellt hatte und mir gesegnete Mahlzeit wünschte.

Je gebieterischer an den Menschen das Nahrungsbedürfniß herantritt, um so nachsichtiger pflegt er Entstehung und Bereitung der Speisen zu beurtheilen. Auch ich war gottlob in der Lage, einen recht gesegneten Appetit bei mir constatiren zu dürfen, wiewohl ein gelegentlicher Blick auf die Hände des vielseitigen Wirthes, der das Amt eines Stiefelputzers mit dem der Köchin und Viehmagd, des fehlenden Stubenmädchens und endlich des Raupenfutterers in seiner Person vereinigte, immerhin dazu angethan war, Phantasien heraufzubeschwören, die den weiteren Genuß der Mahlzeit sehr leicht hätten trüben können.

Eine größere Anforderung schon an das Maaß meiner Willenskraft stellten später beim Schlafengehen die atmosphärischen Eindrücke des mir überwiesenen Gemaches; jedoch auch aus diesem Kampf ging ich siegreich hervor. Ohne irgendwie die Umgebungen, oder aber die Beschaffenheit des als Bett fungirenden Strohsackes einer weiteren Betrachtung zu würdigen, warf ich mich schnell auf das knisternde Lager und sank schon nach wenigen Minuten, nachdem ich zuvor noch den Lungen die größte Enthaltsamkeit für die Nacht empfohlen hatte, dem versöhnenden Schlaf in die Arme.

Die Wolken hatten sich zertheilt und die aufgehende Sonne entsandte von Neuem ihre belebenden Strahlen, als ich mich um 4 Uhr am anderen Morgen der großen Landstraße zuwandte, die von hier durch fast ebenes Terrain nach dem Städtchen Maniago führt. Ungeachtet der frühen Stunde sah man überall regen Verkehr. Es begegneten mir zahlreiche Wagen, die beladen mit den blattreichen Zweigen der zu beiden Seiten der Straße befindlichen Maulbeerbäume, nach allen Richtungen hin den begierig harrenden Raupen die entsprechende Nahrung brachten. Hin und wieder rollten auch leichte, mit Eseln bespannte Gefährte in munterem Tempo vorüber, deren Insassen zur besseren Klasse der Gesellschaft zu gehören schienen. Die Esel fielen mir auf durch ihren zierlichen Körperbau, wie durch ihre schnellen Bewegungen, zwei Eigenschaften, die sonst im allgemeinen dieser Thierrace fremd zu sein pflegen.

Gegen 7 Uhr erreichte ich Maniago, einen ziemlich ansehnlichen Ort, der sich auch im Leone d'Oro eines leidlichen Gasthofs erfreut.

Nachdem ich zwei Stunden gerastet, durchschritt ich verschiedene Straßen und stieg dann auf holperigem Wege zu dem nahen Gebirgskamm hinauf, dessen ungefähr 3000 Fuß hohe, durch ein Kreuz bezeichnete Schneide ich bald nach 10 Uhr erreichte. Im Bewußtsein, für dieses Jahr dieser Gegend Lebewohl zu sagen, warf ich noch einen Blick zurück in die weite sonnige Ebene, die erst mit dem Strande des Meeres bei Triest und Venedig endigt, und wandte mich dann der wilden Gebirgswelt zu, welche jetzt sich vor mir entfaltete.

Nach wenigen Minuten bereits ringsum von Bergen umschlossen, verfolgte ich einen winzigen Pfad, der über spitziges Gestein hinweg, hinunter zu einem Hochthal und zum ersten Orte desselben, dem ärmlichen Andreis führte. Weiterhin passirte ich Barcis, wo das Thal sich allmälig verengte und der hoch oben an der Bergwand fast eben hinlaufende Weg entzückende Fernblicke gewährte. Zur Seite brauste in der Tiefe der Torrento Zellina dahin, ein wildes reißendes Gebirgswasser von jenem durchsichtigen Blau, wie der Genfersee es uns zeigt. Aus den klaren crystallenen Fluthen erhoben sich hier und da, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, mit funkelndem Silberstaub übergossene schneeweiße Schaumkronen als Verkünder der unter ihnen im Grunde verborgenen Felsen, während die Ufer bis hoch hinauf in gesättigtem Baumgrün prangten und drüben jenseits der Thalschlucht ein harmonisches Durcheinander der prächtigsten Gipfel sich aufbaute.

Allmälig senkte sich der Pfad und zog sich, nachdem man zuvor eine schmale Brücke passirt, am rechten Bachufer aufwärts. Um 5 Uhr erreichte ich Contron, eine Ortschaft von nur drei Häusern, deren zwei, einander gegenüber, sich als Osterien erwiesen. Ich beehrte die zur Linken gelegene mit einem kurzen Besuche und freute mich, der jugendlichen Wirthin über ihren vorzüglichen Wein, sowie über die von Eiern und Maismehl bereitete Speise meinen Beifall aussprechen zu können.

Nach Verlauf einer weiteren Stunde passirte ich das Dorf Zellina. Einige hundert Schritt hinter demselben macht der gleichnamige Bach eine Biegung und wendet sich von nun ab nordwärts. Anstatt seinem Ufer zu folgen, behielt ich thörichter Weise, durch zu flüchtigen Blick

auf die Karte, die bisherige Richtung bei und trat in ein Seitenthal ein. Der anfänglich ebene Weg wurde weiterhin rauh und steinig und mit jedem Schritt strenger und steiler; auch nahm die vereinsamte Umgebung einen immer wilderen Character an. Von den Seiten her drängten jähe, gewaltige Felsvorsprünge in die düstere Bergschlucht hinein, die sich allmälig zur Klamm verengte. Wiewohl mir die Situation, insbesondere auch die nachgerade sich geltend machende Dämmerung, nur wenig gefallen wollten, stieg ich vorläufig immer noch aufwärts, bis die mehr und mehr zunehmende Oede, wie die wachsenden Schwierigkeiten mir doch die Ueberzeugung gaben, daß ich mich verirrt haben mußte. Hier konnte der Ort Cimolais, woselbst ich zu nächtigen gedachte, unmöglich zu suchen sein. In Zellina hatte man mir die noch zu durchwandernde Strecke auf kaum eine Stunde berechnet; ich war aber inzwischen bereits die doppelte Zeit unterweges.

So entschloß ich mich denn zur Umkehr. Der steile, an senkrechten Tiefen vorüberführende Pfad, verbunden mit der Dunkelheit, die mit jeder Secunde zunahm, geboten beim Niedersteigen die alleräußerste Vorsicht und setzten mich außer Stande, die Schritte nach Wunsch zu beschleunigen. Zehn Minuten mochten inzwischen schon wieder verflossen sein, als ich plötzlich drei menschliche Gestalten mir zur Linken auftauchen sah, die aus einer Seitenschlucht nur langsam und mühsam hervorkletterten und der eingeschlagenen Richtung nach direct auf mich zukommen mußten. Ich blieb stehen und erwartete ihre Annäherung. Es waren drei kräftige Männer, deren jeder auf seinem Rücken einen mächtigen Packen trug, wie ich später erfuhr, Contrebande, und zwar im Gewicht von einigen vierzig Kilo, während außerdem an den Gürteln zwei schwere Fußeisen hingen, die erst noch vor kurzer Zeit in Gebrauch gewesen sein mußten und noch verschiedene Reste von Felsmoos aufzuweisen hatten. Die keulenartig geformten, mit Eisen beschlagenen Stöcke ließen kaum einen Zweifel darüber, daß sie sich unter Umständen auch bereit finden lassen würden, ihren sonstigen friedlichen Beruf vorübergehend aufzugeben, um im Falle der Noth ihren Herrn als erwünschte Vertheidigungswaffe getreu zur Seite zu stehen.

Ungeachtet des ziemlich zerlumpten und wilden Aeußern der Schmuggler hatten solche in ihrem Wesen durchaus nichts Verdächtiges. Von ihnen erfuhr ich denn auch, daß der noch zu guter Stunde von mir aufgegebene Pfad über ein hohes und steiles Joch hinüber nach Erto führe, aber stellenweis sehr gefährlich und bei Nacht unpassirbar sei.

Als besser mit dem Wege bekannt, gingen nunmehr die Männer voran, und stiegen wir so hintereinander in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu jener Stelle hinab, wo ich wenige Stunden zuvor den Gebirgsbach verlassen hatte. Von hier aus wandten wir uns nordwärts. Trotz der Finsterniß konnte man erkennen, wie die Berge zu beiden Seiten allmälig weiter zurücktraten und vor uns sich bald darauf eine breite Thalebene aufthat. Meine Begleiter verabschiedeten sich jetzt, nachdem sie mich noch zuvor in Betreff des weiteren Weges so gut wie möglich informirt hatten, und schritten dem zur Rechten gelegenen, noch etwa eine halbe Stunde von hier entfernten Claud zu. Ich selbst verfolgte das Thal in entgegengesetzter Richtung und sagte hiermit nicht nur meinen drei industriellen Gefährten, sondern auch meinem bisherigen Führer, dem Zellinabach, Lebewohl.

Eine Zeit lang vermochte man noch das Brausen des Wassers zu vernehmen, dann wurde alles still um mich her. Der kaum noch erkennbare Weg führte meist über Weideland, dessen weiche Beschaffenheit den Schritt fast unhörbar machte. In Folge des bewölkten Himmels und der zunehmenden Finsterniß war selbst in der nächsten Nähe nicht das Mindeste mehr zu unterscheiden und es bedurfte aller Wachsamkeit, vom Pfade nicht abzukommen.

Meiner Berechnung nach mußte ich die Strecke, die mich noch von Cimolais trennte, nachgerade zurückgelegt haben, doch zeigte sich nichts, was die Nähe einer Ortschaft verrathen hätte. Man sah weder Licht irgendwo, noch vermochte man menschliche Stimmen oder Hundegebell zu vernehmen. Undurchdringliche schwarze Nacht und tiefe Stille umgab mich.

Da fühlte ich, wie der Pfad sich senkte und mein Fuß über abgerundete, glatte Steine hinwegglitt. Ein sorgfältiges Prüfen mit dem Alpstock verschaffte mir bald die Gewißheit, das ausgetrocknete

Bett eines Baches betreten zu haben. In der Hoffnung, auf der anderen Seite den Fußpfad wiederzufinden, und somit vor allem bemüht, von der Richtung nicht abzukommen, tappte ich vorsichtig Schritt für Schritt vorwärts. Nach ungefähr fünf Minuten hörten endlich die Steine auf und ich stieg an der niedrigen Böschung des jenseitigen Ufers empor. Aber auch nicht die leiseste Spur eines Weges war hier zu entdecken. Vergeblich bemühete ich mich, durch verschiedentliches Hin- und Hertasten einen solchen ausfindig zu machen; entweder existirte er nicht, oder aber er war von einer Beschaffenheit, die ihn mit dem übrigen Terrain derartig verschmelzen ließ, daß eben eine genaue Unterscheidung im Dunkelen nicht möglich war.

Die Lage fing doch nun an, ein wenig kritisch zu werden. Abgesehen von dem nachgerade sich geltend machenden Appetit, war die Witterung am heutigen Abend keineswegs dazu angethan, die Nacht im Freien zu campiren. Im Stillen bereuete ich schon, jene Männer verlassen zu haben und ihnen nicht nach Claud gefolgt zu sein.

Im Bewußtsein, mich auf alle Fälle irgendwie entschließen zu müssen, stand ich sinnend einen Augenblick da, — da plötzlich ertönte durch die Luft aus unmittelbarster Nähe ein heller sonorer Klang! Neun gleiche folgten ihm nach und verhallten weithin durch die Nacht. Es war die Thurmuhr von Cimolais, die die zehnte Stunde verkündete.

Ich hätte jubeln mögen vor Freude; jede Sorge war nun vergessen und das alte bekannte Sprüchwort: „Wenn die Noth am größten, ist Hülfe am nächsten", hatte buchstäblich sich bewährt. Der Richtung des Schalles folgend erreichte ich in wenigen Minuten die dunkelen Mauern der Kirche und befand mich zu gleicher Zeit auf einem gepflasterten Wege, der in das Innere des Ortes führte.

Im Albergo Squal Dobressa, einem bescheidenen, aber guten Gasthause, war noch eine größere Gesellschaft von jungen Leuten versammelt, mit denen ich zu Abend speiste und beim schäumenden Gläschen Asti noch ein gemüthliches Stündchen verplauderte.

Beim späteren Betreten des sauberen und sehr geräumigen Schlafzimmers konnte ich mich einer gewissen Befriedigung insofern

nicht erwehren, als ich unwillkürlich dabei an das noch kürzlich in Arba innegehabte zurückdachte. Im Begriff, mich zur Ruhe zu begeben, vernahm ich vom nahen Kirchthurm noch einmal den Klang der Glocken, die soeben in kräftigen Schlägen die Mitternachtsstunde anzeigten. —

Der Himmel hatte sich geklärt und es wehete ein erfrischender Luftzug, als ich anderen Morgens 8 Uhr in der Richtung auf Erto zu das einförmige Thal hinaufstieg. Gleich hinter dem letzteren Orte führt zur Rechten ein steiler Weg zu dem hoch oben im Gebirge vereinsamt gelegenen Casso, einem der unerfreulichsten Nester, die jemals mein Fuß betreten. Einige dreißig aus Steinen erbaute, schon halb verfallene Hütten, deren Fenster sich nur hier und da einer Glasscheibe noch erfreuen, repräsentiren die ärmliche Ortschaft. Der maßlose, an den Gemäuern sowie auf den Treppen und Hausfluren gehäufte Schmutz läßt erkennen, daß Alles, was sich über den Besitz von rothem warmen Blut nur irgendwie ausweisen kann, hier vergnügt bei einander lebt, und daß jeglicher Art von Hausthieren, den vierfüßigen wie den befiederten, das Betreten der menschlichen Wohnungen polizeilich gestattet ist.

Nicht wenig war ich erstaunt, bei einer der steinernen Hütten an weithin sichtbarem Blechschilde die stolzen Worte zu lesen: „Osteria alle due torri di Londra." Restauration zu den zwei Thürmen von London! Welch' sinnigem Kopf hatte Casso diese Ortszierde wohl zu verdanken? Ich konnte es mir nicht versagen, ihren Vorzügen näher zu treten und das Innere des fraglichen Tempels einer kurzen Besichtigung zu würdigen. Dasselbe bestand in einem düsteren, altehrwürdigen Raum, dessen Ausschmückung sich auf einen mit Schemeln umgebenen Tisch, wie auf die mumienhafte Erscheinung einer alten Matrone beschränkte, die hinter einem Holzkasten sitzend, den freundlich gebotenen Gruß mit herablassendem Kopfnicken erwiederte. Der Kasten enthielt etwas Brod, einige messerartige Instrumente nebst einigen Tellern und Gläsern, und endlich ein mächtiges Stück Käse. Ein unmittelbar daneben auf Steinen ruhendes Fäßchen, dem Dufte nach mit Branntwein gefüllt, machte nebst einer blechernen Kanne den Beschluß der verführerischen Ausstattung.

Ungeachtet der drei Stunden Weges, die ich schon zurückgelegt hatte, hielt ich es dennoch für angezeigt, mich diesmal mit der Befriedigung meiner Wißbegierde zu begnügen, und verließ so entsagungsvoll, von der Hausfrau huldvoll entlassen, die würdige Osteria und mit ihr nach wenigen Minuten die gastlichen Mauern von Casso.

Eine Strecke weit zog sich der Weg am Rande eines Abgrundes hin, die zur Rechten gelegenen Felsköpfe in weitem Bogen umkreisend. Bald hatte man einen schönen Blick auf das unten durch malerische Landschaft sich windende Val Serpentine und dessen zahlreiche Ortschaften, auf die man aus einer Höhe von dreitausend Fuß hinabschaute. Der nur wenige Schritt breite Weg, der den jähen, fast senkrechten Wänden jede Schwäche abgelauscht hatte und in steilem Zickzack hinabführte, gewährte ungeachtet seiner rauhen und steinigen Beschaffenheit einen verhältnißmäßig bequemen Abstieg.

Ein Uhr war soeben vorüber, als ich unten in Longarone eintraf. Im alten Albergo della Posta, einem trefflich gehaltenen Gasthause, fand ich sehr behagliche Aufnahme. Auch die schöne Lage des Ortes wie der rege Verkehr in den Straßen hatten vieles Anziehende und verschafften mir Gelegenheit, die Stunden des Nachmittages recht angenehm auszufüllen.

Ueber den Col Dai nach Caprile; über den Fedajapaß nach Campitello und Sterzing; über den Jaufen nach Naturns im Vintschgau.

Am Morgen des 16. Juni verließ ich gegen sieben Uhr Longarone und wandte mich dem Zoldothal zu, das sich hier in westlicher Richtung vom Val Serpentine abzweigt. Die Schönheit der nächsten Umgebungen und der Wechsel einer bald wilden, bald anmuthsvollen Natur, durch welche dieses Thal sich auszeichnet, gewannen durch die herrliche Witterung, die die hohen Reize der Landschaft noch effektvoller hervortreten ließ. Nach fünfstündigem Marsch gelangte ich zur Ortschaft Dont, wo ich längere Zeit rastete. Späterhin, beim

Dörfchen Picol, der letzten Ansiedelung des Thales, hörte der Fußweg auf und war auch insofern entbehrlich, als sich die Lage des jetzt zu passirenden, gegen 6000 Fuß hohen Col Dai einem leidlich geübten Auge genügend kenntlich machte. Ueber steile Alpweiden aufsteigend, mit herrlichen Blicken zurück auf das mehr und mehr entschwindende Zoldothal, erreichte ich um fünf Uhr die Jochhöhe.

Die Bergketten lagen leider derartig in Wolken gehüllt, daß von irgend einer größeren Fernsicht überhaupt keine Rede war und nur die nächsten Umgebungen einigermaßen zur Geltung kamen. Auf längeren Aufenthalt in Folge dessen verzichtend, schritt ich ohne Weiteres zum Abstieg. Die ersten 15 Minuten ging es noch über Schnee hinweg, dann begann ein steiniger Pfad, der in kurzen abschüssigen Windungen ein Chaos von Felsblöcken durchlief, die allem Anscheine nach einem früheren Bergsturz entstammten. Die jenseits liegenden Höhen des schönen Cordevolethales fingen an, immer näher zu treten, in der Tiefe tauchten allmälig grün schimmernde Fluthen auf, und bald lag der ganze Thalgrund mit dem am reizenden See gleichen Namens gelegenen Alleghe zu meinen Füßen gebreitet.

In nordwestlicher Richtung abschwenkend, stieg ich nun über Wiesenhänge zu der großen Straße hinab, die längs des Cordevole nach dem etwa dreiviertel Stunden entfernten Caprile führt. Weißer Schaum bezeichnet den Punkt, wo der brausende Bach seine Wellen mit den stillen, träumerischen Fluthen des Allegheſee's vereinigt. Der Letztere bildete sich erst in Folge eines mächtigen Bergsturzes, der vor ungefähr 100 Jahren durch Lostrennen einer der Felswände des Monte Pezza herbeigeführt wurde. Ein gewaltiges Trümmermeer am südlichen Ende des See's, welches damals den flüchtigen Lauf des wilden Cordevole hemmte und zum weiten Becken ihn aufstaute, zeugt noch heut' von der Catastrophe, und der das Felslabyrinth jetzt schäumend durchbrechende Bergstrom grollt noch immer ob der seiner Zeit ihm angethanenen Gewalt.

Gegen Abend erreichte ich Caprile, um im Albergo alle Marmolade, einem wenig erbaulichen Gasthause, einstweilen Quartier zu nehmen.

Der folgende Tag war bestimmt, mich über das Fedajajoch, einen 7000 Fuß hohen Paß, hinab in das Faßathal nach Campitello zu bringen. Es hatte in der Nacht geregnet und der Himmel sich erst gegen Morgen allmälig wieder geklärt, so daß es beinahe neun Uhr wurde, bevor ich aufbrechen konnte.

Nach zweistündigem, mäßigen Steigen durch üppiges Weideland, an einzelnen Gehöften vorüber, gelangte ich zum schmalen Eingang der wilden Sottogudaschlucht, einer engen, dunklen Klamm, deren himmelanstrebende Felsmauern so dicht oft zusammentreten, daß man nur mit Hülfe von Brücken und verschiedenen Knüppelstegen eine Passage herstellen konnte. Der plötzliche Uebergang aus dem sonnigen Grün der Landschaft in die schweigsame Felsennacht hat für das Gemüth des Menschen etwas Ergreifendes, aber gleichzeitig auch Beengendes, und es athmet die Brust wieder auf, wenn das Ende der Schlucht erreicht ist und man wieder den ersten Fuß in die freie Gottesnatur hinaussetzt. So waren wenigstens meine Empfindungen, als ich 15 Minuten später die Felsklamm durchschritten hatte und das Auge wieder von Neuem unbehindert umherschweifen durfte.

Der Pfad, der sich noch eine Zeit lang durch lichtes Gehölz hinzog, führte später, an steilen Alpweiden sich im langen Zickzack emporwindend, zu einem noch mit Schnee bedeckten, verödeten Hochthal hinauf. Einige tausend Schritt weiterhin erhob sich der Hügelrücken, der die eigentliche Paßhöhe darstellt. Zur Linken verschmilzt derselbe mit den Abstürzen der Marmolada, deren schroffe Felswände jetzt zum ersten Mal sichtbar wurden. Ueber Schnee und Gestein emporsteigend, hatte ich bald den Hochkamm erreicht und befand mich um zwei Uhr Nachmittags auf der kahlen, einförmigen Paßhöhe, die gleichzeitig zwischen Italien und Oesterreich die Grenze bildet.

Die Königin der Dolomiten, die 11000 Fuß hohe Marmolada, die von hier aus bestiegen wird, lag jetzt in der ganzen Pracht ihres mächtigen Aufbaues vor mir. Von hoher und steiler Felswart erhob sich der herrlich geformte, schneeweiße Gipfelkegel und tauchte seine eisige Spitze in den klaren, tiefblauen Aether. Gewaltige Gletscherströme, den geheimnißvollen Höhen entquollen, umhingen gleich Panzerschilden die kühne Gestalt der Bergriesin. Die trostlose Einförmig-

keit der gesammten übrigen Umgebung erhöhte noch gewissermaßen den imponirenden Eindruck des großartig schönen Bildes.

Beim Abstieg ging es zunächst eine Stunde weit eben fort. Auch hier befand sich noch Alles unter völliger Winterdecke, aus welcher nur hier und da ein vereinzelter Felsblock hervorragte. Gleich im Anfang führte der Weg am kleinen Fedajasee, einem pfuhlartigen, augenblicklich noch mit Eis bedeckten Gewässer, und später an Sennhütten vorüber, die noch bis zu den Dächern im Schnee steckten.

Endlich begann das Terrain sich zu senken, der Schnee hörte nach und nach auf und es ging über Steingeröll durch dürftiges Tannengehölz immer steil den Abhang hinunter. Ungefähr um fünf Uhr Nachmittags berührte ich die Ortschaft Penia und erreichte, auf besseren Wegen behaglich zu Thale schreitend, eine Stunde darauf Campitello. —

Ueber die jetzt folgende Woche gehe ich flüchtig hinweg. Ich verwandte sie zu Excursionen in der nächsten Umgebung des Schlern, um mich schließlich, nachdem ich zuvor einige Tage in Innsbruck verweilt, mit der Bahn nach Sterzing zu begeben. Wider Erwarten sah ich mich gezwungen, hier den Aufenthalt mehr zu verlängern, als eigentlich meine Absicht gewesen. Gleich während der ersten Nacht entlud sich ein starkes Gewitter, dem später ein Landregen folgte, der volle zwei Tage anhielt.

Um so schöner erwachte der Morgen des 29. Juni, die letzten Wolken verschwanden soeben am Horizonte und es wölbte sich über der Erde ein klarer, tiefblauer Himmel. Gegen sechs Uhr verließ ich das Städtchen mit seinen freundlichen Erkern und schattigen Laubengängen, passirte nach 30 Minuten die kleine Ortschaft Gasteig und wandte mich dem Wege zu, der über den Jaufenpaß, ein 7000 Fuß hohes Joch, zum unteren Passeierthal führt. Drei Stunden lang ging es ununterbrochen durch dichten Tannenwald aufwärts, der nur hin und wieder einmal eine vorübergehende Aussicht gestattete. Erst später, nachdem das Gehölz allmälig aufgehört hatte, erschlossen sich schöne Blicke auf die Stubai- und Oetzthaler Ferner. Bei dem kleinen, unweit der Paßhöhe gelegenen Wirthshaus zum Jaufen, woselbst ich mir nur soviel Zeit nahm, einen Becher Landwein zu leeren, hatte der

Pfad einstweilen ein Ende und man mußte durch tiefen Schnee mit Mühe den Weg sich suchen.

Auf der Paßhöhe angelangt, fand ich leider das Hochgebirge in dichten Nebel gehüllt, nur hier und da sah man noch die unteren Partien der Gletscher aus den dunklen Wolken hervorlugen. Nichtsdestoweniger nahm ich Veranlassung, ein halbes Stündchen zu rasten. Man blickte in eine tief ernste, fast öde zu nennende Gebirgswelt. Kahle Felsen, beschneite Alpen und finstere, einsame Schluchten verwoben sich in einander und gewährten dem Auge ein Bild von überaus schwermüthigem Ansehen. Nirgends zeigte sich eine Sennhütte oder sonst eine menschliche Wohnung, nur unten in weiter Ferne, am äußersten Ende der Thalschlucht, trat der Kirchthurm von St. Leonard hervor.

Auch auf der anderen Seite der Paßhöhe reichte der Schnee noch bis tief hinab. Erst später, beim Dörfchen Walten, wo ich nach zweistündiger Wanderung eintraf, begann die Natur allmälig ihr bisheriges Gewand zu wechseln und die winterlich todten Umgebungen verwandelten sich alsbald in lachende Frühlingsbilder. Der Weg folgte jetzt der grünen, von der Sonne beschienenen Berglehne und ließ das Auge zuweilen in üppige Thalgründe schauen, aus denen das Glockengeläut der weidenden Heerden herauftönte. Nach und nach erschlossen sich zur Rechten immer schönere und großartigere Blicke auf das obere Passeierthal, dessen wildromantische Natur, was Reichthum der Formenbildung wie der Farbentöne betrifft, von verschwenderischer Fülle zeugt. Gegen zwei Uhr gelangte ich hinab zur Dorfschaft St. Leonard und, von hier aus auf ebener Straße der schäumenden Passer folgend, eine halbe Stunde darauf zum bescheidenen Gasthaus zum Sandwirth, dem einstigen Wohnsitz Andreas Hofer's.

Mit Interesse betrat ich die Räume, in denen der treffliche Mann seiner Zeit gelebt und gewirkt hatte und in welchen noch so manche Erinnerungen bis heute aufbewahrt sind. Gleich im Eßzimmer bemerkt man ein Bild, den Hof in der Festung Mantua unmittelbar vor der Hinrichtung darstellend. Man sieht auf demselben Truppen unter angefaßtem Gewehr, etwas seitswärts davon die wenigen, zum

Füsiliren kommandirten Mannschaften, und vor ihnen Andreas Hofer unter einem Crucifix knieend, das ein Geistlicher ihm entgegen hält. Ob historische Wahrheit hier vorliegt, erlaube ich mir nicht zu entscheiden; nach anderer Lesart soll Hofer bekanntlich das Niederknieen entschieden verweigert haben. Ungleich werthvoller erschien mir das alte, im Schlafzimmer befindliche Glasspinde, in welchem der noch wohlerhaltene, obschon allen Anzeichen nach nicht wenig benutzte Anzug des unermüdlichen Kämpfers, sowie einige Waffen desselben, und endlich ein Brief sich befinden, den Hofer noch eigenhändig am 20. Februar im Jahre 1810, vom Gefängniß in Mantua aus, an einen seiner Freunde schrieb und in welchem er in rührender Weise von den Seinigen Abschied nimmt.

Der jetzige Besitzer des Gasthofes, ein Enkel des alten Andreas, hat das Grundstück an den zur Stunde hier wohnenden Wirth verpachtet, der mir mancherlei von Interesse aus der Vergangenheit mittheilen konnte.

Um sechs Uhr am anderen Morgen verließ ich das trauliche Häusdchen, um zunächst das Passeierthal nach Meran zu abwärts zu pilgern. Nicht weit vor dem Dorfe St. Martin hat man noch einen kurzen Blick auf die hoch an der Bergwand zur Linken, der sogenannten Kellerlahn, versteckt gelegene Alphütte, in der sich Andreas Hofer so lange verborgen hielt, bis ein Schurke seine Zufluchtsstätte und den wie ein Wild Gehetzten den fränkischen Schergen verrieth.

Gegen neun Uhr nach Riffian gelangt, bog ich rechts von der Dorfstraße ab und wanderte längs der Berglehne, durch Wiesen und üppige Weingärten, direct auf das Schloß Tirol zu. Von beschneiten Höhen umgeben, gewährte der unten im Thalgrund gelegene Kurort Meran mit seinem weithin gedehnten, stattlichen Häusercomplex einen überaus prächtigen Anblick, während gleichzeitig der unter hohen, gigantisch geformten Kastanien und langen, schattigen Weinlauben fast eben sich hinziehende Weg an lieblichen Seitenthälern und romantischen Schluchten vorbeiführte. Unmittelbar hinter Schloß Tirol verließ ich den bisherigen Weg und folgte der Wasserleitung, die mich in Zeit von dreiviertel Stunden hinunter zur Etsch und zur Vintschgauer Landstraße brachte.

Wohl noch in Folge der letzten Regen war die Straße fast völlig staubfrei, den früheren Erfahrungen nach ein seltener Ausnahmezustand. Gegen drei Uhr traf ich in Naturns im bekannten Gasthof zur Post ein, einem jener vortrefflichen Häuser, wo sich alle Factoren vereinigen, dem Fremden einen angenehmen und behaglichen Aufenthalt zu bieten.

Ueber das Stilfserjoch nach Bormio; über den Foscagnopaß nach Livigno; über den Lavirun nach Ponte im Oberengadin.

Die Spitzen der umliegenden Berge begannen sich schon zu vergolden und die Thurmuhr hatte soeben die vierte Stunde verkündet, als ich am Morgen des 2. Juli das Dörfchen Naturns verließ und die stille, noch menschenleere, durch das Vintschgau führende Straße in westlicher Richtung hinaufschritt. In Folge der noch kühlen Luft marschirte es sich ganz vortrefflich, so daß ich um 7 Uhr bereits die Ortschaft Schlanders erreichte.

Bei dem eine halbe Stunde von hier noch entfernten Laas verließ ich später die Straße und wanderte längs der Etsch auf weichem begrasten Wege bis zur zweiten Brücke hinauf, überschritt sie, und nahm dann durch Wiesen und stellenweis sumpfiges Terrain die Richtung direct auf Prad zu, wo ich 11 Uhr Vormittags anlangte. Ich befand mich jetzt auf der Straße, die zum Stilfserjoch sich hinaufzieht. Wie ich hörte, hatte gestern die Post das 9000 Fuß hohe Joch zum ersten Male passirt, woraus zu entnehmen war, daß die Gasthäuser längs der Straße bis Bormio geöffnet sein mußten.

Um der größten Hitze zu entgehen, verweilte ich bis 4 Uhr Nachmittags, bevor ich meinen Weg weiter fortsetzte. Der Thalgrund lag jetzt im Schatten und der kräftige erfrischende Luftzug, der bereits sich bemerkbar machte, ließ mich munter zu Berge schreiten. Von keinen Schluchten durchbrochen, verriethen die von beiden Seiten herantretenden Höhenzüge vor der Hand noch durch keinerlei Anzeichen

die gewaltige Gletscherwelt, die in unmittelbarster Nähe sich hier dem Auge verbirgt. Erst hinter dem Ort Gomagoi tauchten nach und nach zur Linken die ersten Schneefelder auf und allmälig trat aus der Deckung der mächtige Madatsch hervor, mit seinen zerklüfteten Eismassen und den düster blickenden Felswänden. Auch die übrige Umgebung nahm jetzt an grelleren Contrasten sowohl, wie an Wildheit der Bergformen zu, je mehr man Trafoi sich näherte. Dicht unter den jähen Abstürzen des oben genannten Gipfels, inmitten einer gewaltigen Gebirgswelt an der diesseitigen Bergwand gelegen, macht das an sich nur bescheidene Oertchen einen überaus großartigen Eindruck.

Der Gasthof daselbst hatte heute mit meiner Person den zweiten Fremden zu verzeichnen; der andere noch anwesende Gast, ein junger Geologe aus Wien, war eben mit der Post gekommen, um einige Wochen hindurch seinen Studien hier obzuliegen. Bevor man die Mahlzeit servirte, nahm ich noch die Gelegenheit wahr, den wackeren Bergführer Matzack, meine Bekanntschaft vom Ortler her, auf einige Minuten zu sprechen. Derselbe war erst vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt und konnte gar nicht genug von seinen dortigen Erlebnissen erzählen. Das Schicksal war ihm allerdings besonders hold gewesen. Wohl in Anerkennung früherer Verdienste hatte ein ihm gewogener Herr aus Preußen sich veranlaßt gesehen, ihn mit nach Neapel zu nehmen, um den Vesuv mit ihm zu besteigen; für den einfachen Sohn der Berge immerhin ein großes Ereigniß, an welches er wohl noch oft und gern zurückdenken wird.

Auf meine scherzhaft gemeinte Frage, ob er sich wohl herbeilassen würde, mich im Laufe des nächsten Tages hinauf auf den Ortler zu führen, erwiderte derselbe mit Lächeln, daß es jedenfalls besser sein würde, eine derartige Expedition noch ein Weilchen hinauszuschieben; es pflege der hohe Herr für gewöhnlich vor Mitte Juli noch keine Audienzen zu ertheilen und könne eine unberufene und vorzeitige Aufdringlichkeit möglichen Falls sehr übel vermerkt werden.

Es mochte schon ziemlich spät sein, bevor ich mich zur Ruhe begab; ich hatte von meinem Fenster noch lange hinausgeschauet in die herrliche Sternennacht, die Berge und Schluchten jetzt in einander

verschmelzen ließ und ringsum eine schweigsame Welt von unendlicher Erhabenheit mit ihrem Schleier bedeckte.

Anderen Morgens wanderte ich weiter die Stilfserjochstraße aufwärts. Der Himmel war wolkenlos, die umliegenden Höhen markirten sich in scharf abgegrenzten Linien, nur auf den oberen Partien des Madatsch und des benachbarten Monte Cristallo, welcher letztere jetzt auch hervortrat, lag ein durchsichtiger Nebelschleier, der indessen der Schönheit der Gipfel durchaus keinen Abbruch that. Gleich Erscheinungen aus der anderen Welt standen die von der Sonne beleuchteten, im Silberglanz strahlenden Firnriesen wie hinter einem lichten Vorhang, dessen leichtes luftiges Gewebe augenscheinlich es nicht vermochte, die herrlichen Formen derselben, wie das blitzende Crystallgeschmeide ihrer weißen schneeigen Gewandung den Blicken ganz zu entziehen.

Nach ungefähr zweistündigem Steigen erreichte ich Franzenshöhe, ein einsames Wirthshaus am Wege, berühmt durch die hier in den Felsenkellern gelagerten trefflichen Weine.

Als ich nach beendeter Rast wieder weiter zu Berge schritt, war der Nebel von den Höhen gewichen und die schneebedeckten Hünengestalten präsentirten sich in voller Schönheit. Zu ihnen hatte sich inzwischen nun auch der Ortler gesellt, dessen Zinnen den davorliegenden Wänden immer höher und höher entstiegen und keinen Zweifel mehr ließen, wem die Königskrone gebühre. Ich begrüßte mit freudigen Erinnerungen seine schimmernde Gipfelspitze, auf der ich noch vor wenigen Jahren so schöne Stunden verlebt hatte.

Die Windungen der prächtigen Kunststraße wurden bald immer kühner und steiler; allmälig begann auch der Schnee, der mit jedem Schritte jetzt zunahm. Um der Post freie Bahn zu machen, hatte man solchen zu mächtigen Schanzen nach den Seiten hin aufgethürmt, aber immer noch reichlich soviel auf der Straße zurückgelassen, daß man eben genöthigt war, durch eine von der Sonne erweichte, wohl mindestens fußhohe Schneeschicht sich mühsam den Weg zu bahnen.

Ein dem Westen entstiegenes Gewölk hatte inzwischen sich auf den Höhen der nächsten Umgebung gelagert, so daß ich den Paßübergang in dichten Nebel gehüllt fand. Kaum vermochte man auf

zwanzig Schritte die steinerne Säule zu erkennen, die außer dem Wort „Confine" als Inschrift nur noch die Jahreszahl der Vollendung des Straßenbaues trägt.

Ohne irgend welche Hoffnung auf Aussicht fühlte ich kein besonderes Verlangen, mich länger hier aufzuhalten, um so weniger, als der Nebel mit empfindlicher Kälte gepaart war. Ich nahm mir nur so viel Zeit, die Blouse fester zu schließen, und schritt dann munter zu Thale. Nach halbstündigem Marsch trat ich unter der Wolke hervor und konnte nun wieder frei und unbehindert um mich schauen und Italien willkommen heißen.

Stets die zahllosen Kehren vor Augen, die wunderlich oft verschlungen den unteren Thalstufen zueilten, erreichte ich um 12 Uhr Mittags die Cantoniera al piano del Braulio, woselbst sich Gelegenheit bot, einen kleinen Imbiß zu nehmen, den die junge Wirthin, Frau Gobbi, mir in Form eines Omeletts von namhafter Größe vorsetzte. Unstreitig war die Signora eine äußerst charmante Dame, die sich dessen auch wohl bewußt schien und den sonstigen Freuden des Mahles durch die Gunst ihrer Gegenwart einen besonderen Reiz verlieh.

So war eine Stunde verstrichen, bevor ich mich verabschiedete. Wo es anging, die Serpentinen durch Benutzung der Fußwege abschneidend, gelangte ich nach kurzer Zeit zum Eingang des Diroccamento, einer rauhen und wilden Felsschlucht, an deren zur Linken gelegenen, beinahe senkrechten Wand sich die Straße, zum Theil durch Tunnels und verschiedene Schutzgallerien, immer hart am Abgrunde hinzieht. Erst später, nachdem man zwei Stunden von Neuem zurückgelegt, treten die Felsen zu den Seiten zurück und es erschließt sich ein herrlicher Blick in eine neue Gebirgswelt, deren Mitte die Schneepyramide des Piz Tresero entsteigt. Zur Rechten, unterhalb der Straße, zeigen sich bald die wenigen Häuser der alten Bäder von Bormio, und unmittelbar darauf die schönen stattlichen Gebäude der neueren Kuranstalt, zu denen ein bequemer Weg in wenigen Minuten hinabführt.

Ungeachtet der schönen Lage dieser einst so berühmten Bäder inmitten einer ebenso großartigen wie anmuthsvollen Natur, dürften

solche sich kaum zu einem längeren Aufenthalt eignen. Die noch jugendlichen Waldanlagen, die bestimmt sind, später einmal das trostlos kahle Terrain der nächsten Umgebung zu beschatten, gewähren zur Stunde noch nicht den allermindesten Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne, die in diesem von Bergen umschlossenen und ziemlich beengten Thalkessel ganz besonders sich fühlbar machen. Dagegen lassen die Zimmer wie die Badezellen nichts vermissen, was zum Comfort des Lebens erwünscht ist, und dürfen Küche und Keller alle Anerkennung beanspruchen.

Von Curgästen hatte sich bis dahin noch Niemand blicken lassen, die einzigen anwesenden Fremden waren zwei junge Damen aus Schottland, die heute von Tirano gekommen, im Laufe des nächsten Tages ihre Reise über das Stilfserjoch auf Landeck zu fortsetzen wollten. Doch sollten ihnen wie mir die gemachten Pläne durchkreuzt werden. Es regnete am 4. Juli vom Morgen bis zum späten Abend. Auch die Vintschgauer Post blieb aus; vermuthlich hatten größere Massen frisch gefallenen Schnees das Passiren des Joches verhindert. So wenigstens nahmen wir an, in der Hoffnung, daß nicht ein Unglück der Grund der Verzögerung sei.

Gegen sechs Uhr am anderen Morgen, nachdem sich der Himmel inzwischen allmälig aufgeklärt hatte, begab ich mich wieder auf den Weg, überschritt bei Premadio die Adda, und folgte dem kleinen Fußpfade, der mit herrlichen Blicken zurück auf den schneebedeckten Confinale sich längs der rechten Bergwand durch das Val di Dentro hinzieht. Zur Linken thaten sich alsbald die üppig begrünten Schluchten des schönen Val Viola auf und die Gletscher des Monte Foscagno begannen sichtbar zu werden. Ich hatte mich für den heutigen Tag mit Proviant nicht weiter versehen, vielmehr in Betreff der Verpflegung mich ganz auf Semogo verlassen, die letzte Dorfschaft des Thales, die ich bald nach acht Uhr erreichte. Um von hier nach Livigno zu gelangen, hatte ich zuvor das 8000 Fuß hohe Foscagnojoch zu passiren, einen einsamen Uebergang, wo sich keine Gelegenheit bietet, bei Sennhütten vorzusprechen.

Um so mehr fühlte ich mich enttäuscht, in der dürftigen Osteria in Semogo mit einem „Non possumus!“ von der Wirthin begrüßt

zu werden. Saures Brod nebst noch saurerem Wein, sowie ein äußerst bedenklicher, sogenannter lebendiger Käse, war Alles, was man mir vorsetzte. Ich konnte nichts besseres thun, als nach möglichst bescheidener Verwendung dieser zweifelhaften Genüsse der kräftigen, stärkenden Bergluft das Weitere anheimzustellen.

Ich verließ nun das Val di Dentro und stieg in nördlicher Richtung durch schwach bestandenes Gehölz an steilen Hängen hinauf, an denen Bergamasker Schafe ihrer dürftigen Nahrung nachgingen. Wie gemeiniglich war von den Hirten nicht die mindeste Spur zu entdecken; dieselben lagerten vermuthlich hinter diesem oder jenem Felsblock und stellten es den Thieren anheim, die nur spärlich sprossenden Gräser sich mühsam zusammen zu suchen. Mit jedem Schritt weiter hinauf wurde jetzt die Umgebung verlassener und der bald beginnende Schnee ließ mich nur langsam aufwärts steigen.

Gegen elf Uhr war die Paßhöhe gewonnen. Ich sah mich inmitten einer starren, lautlosen Einsamkeit. Zur Rechten, in unmittelbarer Nähe, erhoben sich die Riesengestalten der benachbarten Ortlergruppe, während vor mir der Piz Casanna die Pracht seiner Gletscher entfaltete und über die Höhen hinweg den Tiroler Brüdern seinen Gruß sandte. Mir zu Füßen lag ein kleines Plateau, dessen hinterer Hügelsaum das eigentliche Val di Livigno vor der Hand noch den Blicken entzog.

Als Ersatz für den fehlenden Proviant erfreute ich mich mit einer Cigarre und stieg dann den Abhang hinunter. Der Schnee ließ mehr und mehr nach, so daß ich alsbald zu dem Kamm des genannten Hügelrückens und mit ihm zu einem Aussichtspunkt von überraschender Schönheit gelangte. Im stillen Hochthale unten, auf grünenden Matten gebettet, lag die freundliche Dorfschaft Livigno, eine endlose Reihe von Häusern, die weithin nach beiden Seiten den üppigen Thalgrund bedeckten, während weiß übertünchte Häuschen, einer jüngeren Zeit wohl entstammend, hier und da vereinzelt hervortraten und den anmuthigen Eindruck des Ganzen noch gewissermaßen erhöhten. Im Gegensatz zu der ernsten und starren sonstigen Umgebung vermochte man sich in der That nicht leicht ein schöneres

Bild einer lieblichen Idylle zu denken, wie das zu den Füßen erstandene.

Nach einer Stunde hatte ich den Thalgrund und die Hütten Livigno's erreicht, denen leider die Aufgabe zufiel, der mir heute im Laufe des Tages schon einmal widerfahrenen Enttäuschung eine zweite hinzuzufügen. Von irgend welcher Art von Gasthof, wie man solchen in den Bädern von Bormio mir sicher in Aussicht gestellt, wollte Niemand hier etwas wissen, vielmehr bezeichnete man mir als den einzigen Unterkunftsort ein Häuschen von ärmlichem Aeußern, in welchem man gelegentlich schon Fremde beherbergt habe.

Von der glücklichen Inhaberin und einzigen Bewohnerin des Hauses, Frau Maria Marianna Burmolini, einer vorgeschichtlichen Erscheinung, in den für die Nacht mir bestimmten Schlafraum geführt, genügte ein flüchtiger Blick, über die bevorstehende Existenz vollkommen im Klaren zu sein. Das Gesicht oder gar den Kopf aus dem lochartigen Fenster zu stecken, war ein Ding der Unmöglichkeit, und das Bett eine schmale Pritsche der allertraurigsten Art. Mit der Verpflegung stand es nicht besser. Von den überhaupt noch vorhandenen Nahrungsobjecten waren die Eier das Genießbare, das Brod hätte günstigen Falls in einer Petrefactensammlung vielleicht noch Verwendung gefunden, wohingegen man dem Wein für jegliche Art der Verwerthung die Befähigung absprechen mußte.

Am anderen Morgen, nachdem ich mich zuvor durch Vermittlung eines hiesigen Bewohners mit dem nöthigen Proviant versehen, brach ich frühzeitig auf, um über den Paß Lavirun, ein über 9000 Fuß hohes Joch, nach dem Oberengadin zu wandern. Bald lagen die letzten Hütten von Livigno hinter mir und ich betrat das in westlicher Richtung sich abzweigende Val Federia. Von den Strahlen der Sonne beschienen, erglänzten die begrasten Flächen zu beiden Seiten des Weges noch im Perlenschmucke des Thaues und die friedliche Stille der Natur wurde nur durch die jugendliche Stimme eines Hirtenknaben unterbrochen, der fröhlich jauchzend und trillernd seine Schafe zu Berge trieb.

Nach einstündiger Wanderung verließ ich den unteren Thalboden und wandte mich den abschüssigen Hängen zur Rechten zu. Jeder

Weg hatte hier ein Ende, nur ein schmaler, streifenartiger, von Ziegen getretener Pfad, dessen kluge, vierbeinige Baumeister sich augenscheinlich bemüht hatten, die steilsten Stellen zu umgehen und mit möglichst geringem Aufwand von Kräften die Höhe zu gewinnen, machte hier und da sich bemerkbar.

Dem Beispiel der Thiere folgend und mit Wahrnehmung aller Vortheile an der steilen Halde emporklimmend, gelangte ich allmälig so weit, daß ich ohne erhebliche Steigung längs der Berglehne fortwandern konnte. Die Freude sollte allerdings nur von kurzer Dauer sein; schon begannen weißliche Streifen hier und da die Schritte zu kreuzen und ich sah mich nicht lange darauf inmitten dichter Schneemassen, durch welche ich mir jetzt den Weg zur Paßhöhe suchen mußte. Allzuleicht war diese Aufgabe nicht, indem der Uebergangspunkt noch mindestens drei Stunden entfernt, und eine Steigung von zweitausend Fuß zuvor zu überwinden war.

So lange der Schnee nur mäßig den Boden bedeckte, das heißt hier und da noch ein Felsstück, oder aber die äußerste Spitze einer Graskuppe hervorragen ließ, vermochte man ohne Beschwerde an der Bergwand aufwärts zu steigen und durfte sich ungestört den schönen und großartigen Eindrücken der winterlichen Landschaft hingeben. Der verschneiete Thalgrund zur Linken gewährte in der ersten Zeit einen sehr willkommenen Anhalt zur Beibehaltung der Richtung; erst später, mit dem Aufhören desselben, traten größere Schwierigkeiten ein. Unter gemeinsamer Decke vergraben, erhob sich vor mir ein Durcheinander von hügelartigen Formationen, steilen Wänden und tiefen Schluchten, zum Theil noch mit ganzen Bergen von Lawinenschnee überschüttet, ein Terrain, das alle Vorsicht erheischte, um sich nicht zu verirren, oder aber in einer der Schluchten noch schließlich stecken zu bleiben.

Von der Paßhöhe war nach wie vor noch keine Spur zu entdecken, und dennoch konnte dieselbe, wenn Zeit und Karte nicht trügten, unmöglich mehr allzu fern sein. Die bis dahin schon nicht sehr erquicklichen Schneeverhältnisse fingen an immer lästiger zu werden. Wohin man den Fuß auch setzte, überall konnte man sicher sein, bis zu den Knieen einzusinken. Bei alledem durfte ich mir noch gratuliren,

daß es mir bisher noch gelungen, ohne einen Schritt wieder rückwärts zu thuen, die richtige Direction zu finden.

So drang ich denn, wenn auch nur langsam, immer höher und höher vor und war soeben im Begriff, zwei zur Linken gelegene Felsköpfe auf der Karte mir aufzusuchen, als ich vor mir in einer Höhe von zwei bis dreihundert Fuß eine Einsattlung auftauchen sah, welche kaum noch zweifeln ließ, die lang ersehnte Paßhöhe in ihr begrüßen zu dürfen.

Wie vermögen doch freudige Erregungen auf Geist und Körper des Menschen so wunderbar einzuwirken und die schon erlahmende Spannkraft der Glieder von Neuem zu stählen! All und jeder Müdigkeit spottend, ging es trotz der zunehmenden Steigung und der sich häufenden Schneemassen immer rüstig dem Ziele entgegen. Um zehn Uhr, nach fünfstündiger Wanderung, stand ich auf der Jochhöhe des Lavirun!

Ein Rundbild von seltener Schönheit entfaltete sich hier vor den Blicken. Sich weit nach Nordosten hin ausdehnend, lagen vor mir die schneebedeckten Höhen des gesammten Unterengadin, während man gleichzeitig die Gipfel der Nordschweiz bis zum Sentis zu übersehen vermochte. Zur Linken, in fast greifbarer Nähe, erhoben sich die eisigen Zinnen der gewaltigen Berninakette, vom Palü und dem Piz Corvatsch nach beiden Seiten hin begrenzt. Ich vermag mich nicht zu erinnern, den Piz Bernina selbst in so majestätischer Schönheit jemals gesehen zu haben; auch die vom Gipfel des Languard seiner Zeit gewonnenen Eindrücke vermochten nicht annähernd sich mit denen von heute zu messen. Weiterhin nach dem Süden zu und im Osten folgten die Spitzen Tirols und Oberitaliens, eine endlose Welt von Schneebergen, aus deren Schooße der Ortler als Riesengestalt hervortrat und sein trotziges Haupt wie herausfordernd den Schweizer Rivalen zukehrte.

Hätte man etwas bemängeln wollen, so wäre es der Umstand gewesen, daß nirgends ein grüner Fleck Erde sich mit in das Bild hineinwob; soweit das Auge reichte, sah man nur eine endlose Schneewüste, unter deren Decke die Berge in langen verschlungenen Ketten gleich Hünengräbern hervortauchten. Doch auch hier hatte die Natur

es verstanden, das Fehlende auszugleichen, und die anscheinend todte Schöpfung mit dem Hauche des Lebens geschmückt. Von der Mittagssonne beleuchtet, erschienen die Schneegefilde wie ein weites schimmerndes Lichtmeer von unermeßlicher Ausdehnung, dessen wild sich bäumende Wogen am fernen Horizont noch aufblitzten, und von welchem nach längerem Hinschauen das Auge sich wie geblendet allmälig abwenden mußte. Nur wer Aehnliches schon gesehen, ist im Stande die Allgewalt eines Hochgebirgsbildes zu erfassen, wenn dasselbe im Wiederschein und im Glanze des ewigen Lichtes vor unseren Blicken sich ausbreitet und die Seele zu Empfindungen hinreißt, die in Worten wiederzugeben, die Sprache nicht vermag.

Nachdem ich eine Stunde gerastet, verließ ich den Grat und wandte mich der Bergwand zu, die zur Rechten sich steil hinabzog. Der lockere und tiefe Schnee kam hier vortrefflich zu statten und ließ mich sicher und schnell, wenn auch vorsichtig, abwärts steigen. Ich mochte einige hundert Fuß bereits zurückgelegt haben, als ich glaubte, zu meiner Linken einen schrillen Ton zu vernehmen, ein zweimaliges, kurzes Pfeifen. Unwillkürlich wandte ich das Auge der Richtung des Schalles zu. Mein Blick fiel dabei auf einen, bis dahin verdeckt gewesenen, fast schneefreien Felsvorsprung, von dessen äußerstem Rande sich soeben fünf Gemsen erhoben, deren Ruhe ich gestört haben mußte und die durch den Pfiff ihres Wachtpostens in gewohnter Weise alarmirt, jetzt flüchtig das Weite suchten. Mit Ausnahme des Hirtenknaben und seiner Pflegebefohlenen waren dies die ersten lebenden Wesen, die mir heute zu Gesicht gekommen.

Ich näherte mich jetzt den Stellen, deren deutlich sichtbare Spuren neuerdings erst gefallener Lawinen zu größerer Vorsicht mahnten. Ein Blick zurück ließ mich oben, in ziemlich beträchtlicher Höhe, nach dem Abgrund zu überhängende, gewaltige Schneemassen wahrnehmen, die bereits an verschiedenen Punkten bedenkliche Brüche zeigten und somit sich jeden Moment in Bewegung setzen konnten. Es waren peinliche Minuten, ich eilte so schnell wie nur immer der Schnee es gestatten wollte, mit Riesenschritten bergab, um baldigst aus dem Bereich der drohenden Gefahr zu kommen. Erst als ich die Biegung erreicht hatte, wo der Hang sich nach links hin wandte, durfte ich

mich als geborgen betrachten. Der Schnee ließ nun mehr und mehr nach; ich gelangte alsbald zu steilen, nur spärlich bewachsenen Grashängen, die später unten in der Tiefe mit einer grünen Alp sich vereinigten.

Im Bewußtsein, das Tagesziel noch bei guter Zeit zu erreichen, verweilte ich hier mehrere Stunden, um im weichen, schwellenden Grase behaglich lang hingestreckt, dem Körper nach der ermüdenden Schneewanderung die nöthige Erholung zu gönnen. Alsdann ging es weiter zu Thale. Eine Stunde lang hatte ich noch durch schönes Tannengehölz und über Wiesengelände abwärts zu steigen und gelangte um fünf Uhr Nachmittags nach Ponte im Ober-Engadin.

Ueber den Albula nach Thusis; über den Glaßpaß durch das Savienthal nach Versam. Besteigung des Piz Mundaun; durch das Reußthal nach dem Vierwaldstätter-See.

Der Himmel hatte sich bezogen und die Höhen waren zum Theil in dichte Wolken gehüllt, als ich am Morgen des 7. Juli das freundliche Ponte verließ und die Albulastraße hinaufschritt. Anfänglich durch kürzende Fußwege die zahlreichen Kehren abschneidend und später der Straße folgend, erreichte ich um zehn Uhr die Paßhöhe und mit ihr das kleine Hospiz, an dessen vorderer Front die Worte zu lesen sind: „7100 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen!“

Nach flüchtig genossener Umschau ging es weiter nach Weißenstein, einer ungefähr 1000 Fuß tiefer, inmitten eines romantischen Bergkessels gelegenen Gastwirthschaft, wo ein schwerer Regen mich zwang, einen mehrstündigen Halt zu machen. Auch später blieb der Himmel bewölkt und ließ von Wäldern und Schluchten, die gerade auf dieser Strecke durch ihre malerischen Reize das Auge zu fesseln pflegen, nur wenig oder gar nichts erkennen.

Gegen vier Uhr passirte ich Bergün und traf nach weiteren zwei Stunden bei Regen und Hagelwetter im kleinen Bad Alveneu ein.

Wie in Bormio, sah man auch hier der Ankunft der ersten Gäste noch immer vergeblich entgegen, die Zimmer standen noch leer und die in den Parkanlagen vertheilten Bänke und Sessel, auf die der Hagel jetzt niederprasselte, waren noch nicht zur Verwendung gekommen. Nur die Fontaine nahe beim Hause sandte ihren stolzen Strahl in die Lüfte, gewissermaßen als Zeichen, daß die Bäder eröffnet seien.

Am Morgen des folgenden Tages brach ich erst gegen acht Uhr auf und wanderte bei dichtem Nebel die Albulastraße weiter abwärts. Ich passirte zunächst Tiefenkasten und gelangte alsdann zum Schynpaß, in Bezug auf Naturschönheiten dem interessantesten Theile des Weges. Ein Meisterwerk der Baukunst, führt die Straße eine Stunde lang über Brücken und durch Gallerien, an senkrechter Felswand hin und läßt das Auge zuweilen in unzugängliche Schluchten und schwindelnde Abgründe schauen, in deren finsteren Tiefen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend, die Albula schäumend dahinbraust. Es hatten sie die Regengüsse um das Doppelte aufgestaut und dem Wasser zugleich eine schmutzige, fast bräunliche Färbung gegeben, die vereint mit dem übrigen Charakter des felsenumschlossenen Gebirgsbaches, wie den düsteren, schwermüthigen Umgebungen, eine poetisch veranlagte Natur wohl hätte verleiten können, das dem Auge sich bietende Bild mit den Schilderungen Vater Homers von dem Styx in der Unterwelt unwillkürlich in Verbindung zu bringen.

Gleich hinter dem letzten Tunnel erweitert sich allmälig die Bergschlucht und man hat nun den ersten Blick hinab in die üppige Thalebene. Die Straße senkte sich schnell, an Stelle der dunklen Tannen traten bald Ebreschen und Nußbäume, und die Uhr zeigte eben auf zwölf, als ich die ersten Häuser des Ortes und mit ihnen das von Gärten umgebene Hotel Viamala erreichte.

Noch während des Mittagsessens begann es schon wieder zu tröpfeln, um später so nach und nach in einen Landregen über zu gehen, der 48 Stunden lang anhielt.

In Ermangelung von Leidensgenossen, und allein darauf angewiesen, mit Lesen die Zeit hinzubringen, begrüßte ich mit großer Genugthuung den ersehnten Moment der Erlösung, und so sah mich

der 11. Juli in aller Frühe bereits auf dem Wege zum Glaßpaß hinauf.

Mit alleiniger Ausnahme des Rückblicks auf den blühenden Thalgrund von Thusis bot die Umgebung nur wenig Anziehendes; erst später, als der Piz Paverin mit seinen gewaltigen Schneefeldern und malerischen Felspartien sich dem Bilde zugesellt hatte, verlor die Landschaft den Charakter der bisherigen Einförmigkeit.

Um sieben Uhr erreichte ich die Paßhöhe, einen flachen, mit üppigen Gräsern bewachsenen Hügelkamm, auf dem die wenigen Häuser von Glaß zerstreut und vereinzelt umherliegen. Eine Strecke weit geht es von hier fast eben über Wiesenland hin, dann wendet sich der Weg allmälig dem benachbarten Savienthal zu, in welches er als schmaler Pfad, zum Theil in den Felsen gehauen, an nahezu senkrechter Wand in steilen Windungen hinabführt und dem Auge zugleich einen Blick in malerische Tiefen gewährt. Auf grünen Matten gebettet, von felsigen, nur hin und wieder bewaldeten Höhen umschlossen, erscheint der kleine Ort Platz, aus der Vogelperspective gesehen, wie eine lachende Oase inmitten der unwirthlichen und rauhen Gebirgsnatur.

Es verging beinahe eine Stunde, bevor ich hinab zum Ufer der wilden Rabiusa gelangte, die, den fernen Gletschern entquollen, mit weithin hörbarem Rauschen als belebendes Element den stillen Thalgrund durchströmt. Ich passirte zunächst eine Brücke und folgte, den Häusern von Platz gleichzeitig den Rücken zuwendend, dem Laufe des Wassers so lange, bis später der Pfad wieder anstieg, um sich oben an der Bergwand zur Linken, in einer Höhe von 1000 Fuß, durch Lärchen- und Tannenwald in horizontaler Richtung einige Stunden weit hinzuziehen.

Mit dem Eintritt in das Gehölz begann der einförmigere Theil der Wanderung; auch selbst die vereinzelten Lichtungen, die hin und wieder einen Blick auf die drüben gelegene Thalseite und die dortigen Höhen gestatteten, boten wenig Abwechslung. Erst unmittelbar vor Versam hörte der Wald an den Seiten auf. Das Thal verengte sich jetzt zu einer klammartigen Schlucht, zu deren Linken auf stattlicher

Höhe das malerisch gelegene Versam aus saftigem Baumgrün hervortrat.

Ich war, von Glaß aus gerechnet, ohne irgend mich aufzuhalten, sechs volle Stunden gewandert, und freute mich, ein Gasthaus zu finden, das den Ansprüchen an eine gute und behagliche Unterkunft in jeder Beziehung entsprach.

Ein Spaziergang nach Tische durch die Ortschaft, deren schmucke, von blühenden Gärten zum Theil umgebenen Häuschen sich rings um einen mit Bäumen bestandenen Rasenplatz reihen, überzeugte mich von der ebenso anmuthigen wie großartigen Lage Versam's. Mit dem Blick in die rauhen Tiefen der vorhin erwähnten Felsschlucht, wie auf die Weidegründe des unteren Savienthales, verbindet dasselbe zugleich eine weite, entzückende Rundschau auf die zahllosen Gipfel Graubündtens und die der benachbarten Cantone. Nächst der Sulzfluh und der Calanda, die besonders schön heut hervortraten, imponirte der Oberalpstock durch seine verhältnißmäßige Nähe, die ihn über die Köpfe der Vorberge noch bedeutend hinwegragen ließ, während hell von der Sonne beleuchtet seine weithin sichtbaren Firnfelder ihren Glanz in die Landschaft hinausstrahlten.

Auch der folgende Tag war vom prächtigsten Wetter begünstigt. Ich brach gegen vier Uhr auf, stieg zunächst hinunter nach Ilanz und begab mich nach einstündiger Rast um acht Uhr von dort auf den Weg, um den Piz Mundaun zu besteigen. In Folge von Unachtsamkeit verirrte ich mich später im Gehölz und verfehlte den richtigen Weg, der über Luvis zum Gipfel hinaufführt. Erst nachdem ich an steilen Hängen ziemlich mühsam emporgestiegen und verschiedene Tobel durchklettert, gelangte ich zum Ausgang des Waldes und mit ihm zu begrünten Alpen, die den weiteren Aufstieg vermittelten.

Es mochten seit dem Abmarsch von Ilanz drei Stunden verflossen sein, als endlich der Gipfelkegel, der bis dahin den Blicken verborgen, in einiger Entfernung auftauchte. Bevor ich mich demselben näherte, hatte ich erst noch ein Trümmerfeld durcheinander geworfener Blöcke und Felsstücke zu durchschreiten und gelangte alsdann, über Schutt und Geröll hinweg, zu den schroff sich erhebenden Wänden, die weiter zum Gipfel führen. Wie das eben passirte Terrain nicht

anders erwarten ließ, bestanden dieselben aus mürbem, verwitterten Felsgestein, das beim Aufstieg einige Vorsicht erforderte. Nach ungefähr halbstündigem Steigen betrat ich einen grün bewachsenen, nach Osten hin geneigten Grat und erreichte nun mit leichter Mühe in wenigen Minuten den Gipfel.

Man befindet sich hier inmitten eines großartigen Gebirgspanoramas, dessen unerwartete Ausdehnung, in Anbetracht der nur mäßigen Höhe von 6900 Fuß, von welcher man Umschau hält, sich allein durch die günstige Lage des Piz Mundaun erklärt. Der Riesengürtel der schneeüberdeckten Höhen, die den fernen Horizont begrenzen, läßt das Auge in ein weites Gebiet von mächtigen Berpsgitzen schauen, die den Namen nach zu bezeichnen, ihrer endlosen Zahl gegenüber nur schwer zu ermöglichen ist. Ich nenne unter ihnen nur den Tödi, die Schreckhörner mit dem Finsteraarhorn, den Oberalp- und Bifertenstock, die benachbarten Segneshörner, die Calanda, die Weiße Fluh und endlich die Medelser Gletscher mit dem nahen Fanellahorn.

Im Innern des mächtigen Circus entfaltet sich ein buntes Gemisch von grün bewaldeten Hügeln, von üppigen Wiesengeländen und zierlich geformten Felskuppen, von Schluchten und lachenden Thälern, aus deren Mitte der Gipfel des Piz Mundaun sich erhebt und von seiner luftigen Höhe auf die vielen freundlichen Ortschaften und Ansiedelungen hinabblicken läßt, die, von allen Seiten hier auftauchend, die entzückende Landschaft beleben.

Die Spitze des Berges selbst umfaßt nur wenige Quadratruthen. An Stelle des früheren Gasthäuschens sieht man nur einige Mauerreste, die, verschiedenen Anzeichen nach, zur Zeit von Geiern und Adlern als erwünschte Stätte benutzt werden, um hier den erbeuteten Raub in Ruhe verzehren zu können.

Nach zweistündigem Aufenthalt sagte ich dem schönen Gipfel Lebewohl und stieg an der Westseite des Berges in der Richtung auf Maierhof über grünende Alpweiden abwärts. Der weiche, elastische Grasboden ließ mich munter zu Thale schreiten, so daß ich schon um vier Uhr Nachmittags die stattliche Ortschaft erreichte.

Der von hier ab beginnende Weg zieht sich noch eine kurze

Strecke zwischen Wiesen und Gartenland hin und wendet sich dann einer Schlucht zu, in deren Tiefe ein Bach mit lautem Getöse dahinbraust. Der Himmel hatte inzwischen ein düsteres Ansehen gewonnen. Aus dem Westen war schwarzes Gewölk allmälig heraufgestiegen, das sich jetzt mit Schnelligkeit näherte, während hell aufleuchtende Blitze hin und wieder zur Erde fuhren. Der gleichzeitig eingetretene Wind trieb weißliche Federwölkchen, die in wenigen Minuten sich netzartig über den dunklen Hintergrund ausbreiteten, im Wirbel darüber hinweg; binnen Kurzem stürzte der Regen in dichten Strömen hernieder, und der Sturmwind mischte sein Geheul in die dröhnende Stimme des Donners. Zum Ausgang der Schlucht gelangt, hatte ich eben noch soviel Zeit, mich in einen zu Seiten des Weges befindlichen Stall zu flüchten, den ich freilich nicht allzu lange für mich allein haben sollte, denn alsbald kam eine Ziege nach der andern hereingestürzt, um Schutz gegen das Unwetter zu suchen.

Nach etwa anderthalb Stunden war der Himmel wieder heiter und klar. Ich passirte jetzt zunächst die Ruine von Arenstein und gelangte, auf abschüssigem Wege zur großen Straße hinabsteigend, gegen neun Uhr Abends nach Trons, wo ich im Gasthof zum Tödi Quartier nahm.

* * *

Acht Tage darauf, nachdem ich noch zuvor einen Abstecher in das Val Piora gemacht und später über Andermatt das Reußthal hinabgewandert, befand ich mich wieder in Luzern, um hier einer befreundeten Familie, die alljährlich am Vierwaldstättersee einen längeren Aufenthalt nimmt, eine volle Woche zu widmen.

Ueber den Brünigpaß, mit Besteigung des Wylerhorn, nach Interlaken und Mürren. Besteigung des Großen Schilthorn. Ueber die beiden Scheidegg nach Imhof.

Die Glocke hatte bereits das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als ich mich am Morgen des 1. August an Bord des nach Alpnacht gehenden Dampfers begab, der gleich darauf Luzern verließ, um mit kräftigem Schaufelschlage seinem Ziele entgegen zu eilen. Mit Ausnahme einer über den Rigi gelagerten Wolkenschicht, welche den der Aussicht dort Harrenden wohl wenig erwünscht sein mochte, war der Himmel heiter und klar, und die weiße Kuppel des Titlis, von goldigem Licht übergossen, erglänzte in der Morgensonne. Das geräumige Deck des Dampfers war dicht mit Fremden besetzt, die sich theils der Natur erfreuten, theils über den Bädecker gebeugt, neue Pläne für die Zukunft schmiedeten.

Bei Ankunft des Schiffes in Alpnacht drängt Alles dem Ufer zu, um möglichst rechtzeitig noch einen Platz in der Post zu erwischen oder aber im vergeblichen Fall einen Retourwagen aufzutreiben, dessen Führer sich bereit finden ließ, für die Fahrt nach Brienz oder Meisingen die Hälfte des Preises zu berechnen. Das Schreien, Schelten und Rufen, wie das Markten mit Kutschern und Gepäckträgern, die zum Theil ihre Forderungen mit lebhaften Gesten verfochten, schien noch lange nicht enden zu wollen, als ich glücklich dem wirren Knäul von Menschen und Wagen entronnen, der Brünigstraße mich zuwandte.

Das Mittagsmahl nahm ich in Sachseln im gemüthlichen Gasthof zum Kreuz ein, wo ich zahlreiche Gäste vorfand, die sich hier für den billigen Preis von vier bis fünf Franken pro Tag einer ebenso lieblichen Umgebung, wie vorzüglichen Küche erfreuen. Vier weitere Stunden genügten, mich zur Höhe des Brünigpasses und zugleich zu dem Gasthaus zu bringen, das dem Paß seinen Namen verdankt. Angesichts seiner günstigen Lage für lohnende Bergbesteigungen war ich Willens, mich für kurze Zeit hier häuslich niederzulassen.

Der folgende Tag galt zunächst der Besteigung des Wylerhorn, auch Gyswylerstock genannt, eines 7000 Fuß hohen Gipfels auf der nörd-

lichen Seite des Passes. Wohl als Dank für die ihm beim Frühstück erwiesenen Aufmerksamkeiten hatte Rinki, der Hund des Hauses, seine Begleitung mir angetragen, indem er mich wedelnd umsprang, als er mich, mit dem Alpstock versehen, gegen acht Uhr Morgens zur Thür hinaustreten sah. Der Weg führte einige Zeit durch herrliche Waldpartien und üppige Bergweiden aufwärts, um sich dann zwischen wüstem Gestrüpp und Steingeröll zu verlieren. Ich betrat jetzt eine spärlich bewachsene, ziemlich abschüssige Ziegenalp, an der ich nicht ohne Mühe im Zickzack emporklimmen mußte, bis ich später zu einem Grate gelangte, der jäh nach den Seiten hin abfallend, zur Spitze des Berges hinaufführte.

Um elf Uhr hatte ich den Gipfel erreicht. Ich sah mich einer Aussicht gegenüber, die volle Berechtigung hatte, den bevorzugteren ihresgleichen an die Seite gestellt zu werden. Der reiche Wechsel in der Landschaft gab derselben einen besonderen Reiz und das Auge wurde nicht müde, mit immer erneutem Interesse von einem Bilde zum andern in der Runde umherzuschweifen. Neben den Gipfeln der Wetterhörner erhoben sich die Gletscher des Titlis und die eisigen Zinnen der Schreckhörner aus der Mitte der bescheideneren Genossen, die im wogenden Durcheinander den Gyswylerstock umgaben und gleich kolossalen Riffen den blaugrünen Fluthen entstiegen, die sich hier von allen Seiten in das schöne Naturbild hineinwoben. Unter ihnen waren es besonders der Brienzer- und Thunersee, die das Auge gefesselt hielten, schon allein durch den großartigen Eindruck, den Interlaken gewährte, dessen stolze palastartige Bauten mit den sie umgebenden Villen und stattlichen Parkanlagen zwischen beiden Gewässern sich ausdehnten.

Nicht weniger schön und überraschend war der Blick auf den Lungern- und Sarner-, sowie auf den Vierwaldstättersee, die — der eine um mehrere hundert Fuß immer tiefer gelegen wie der andere — terassenförmig sich abstuften und eine von Wasserbecken gebildete Riesentreppe von gewaltiger Ausdehnung darstellten, die unterhalb des Gyswylerstock bei den grünen Hügeln beginnend, sich in endloser Perspective durch das weithin geöffnete Thal bis zum Fuße des Rigi

hinzog, und in deren Verlängerung man noch die Fluthen des Züricher-see in der Ferne durchblitzen sah.

Gelegentlich des steilen Kletterns auf der letzten Strecke des Aufstiegs hatte ich leider das Mißgeschick gehabt, die mitgenommene Flasche Wein an einem Stein zu zertrümmern, so daß ich mich wohl oder übel mit einigen trockenen Semmeln, die ich redlich mit dem braven Rinki, meinem treuen Begleiter theilte, für heute begnügen mußte. Freund Rinki war ohne Zweifel ein guter prächtiger Hund, der die eine Schwäche nur hatte, entsetzlich gefräßig zu sein, und sich kaum gescheut haben würde, die an sich schon spärlichen Vorräthe für sich allein zu beanspruchen. Auch ein allzu langes Verweilen auf dem einsamen Felsenhorst schien demselben nach beendeter Mahlzeit nicht recht motivirt zu sein, um so weniger, als der schmale Raum seinen Drang zu gymnastischen Uebungen augenscheinlich beeinträchtigte, und so suchte er durch Schmeicheleien, wie durch muntere verwegene Sprünge an dem abschüssigen Grat hinab, mich zum baldigen Aufbruch zu bewegen.

Nichtsdestoweniger, auch auf die Gefahr hin, sein Wohlwollen zu verscherzen, dehnte ich den Aufenthalt auf dem Gipfel auf drei volle Stunden aus, um dann auf dem gleichen Wege zum Gasthof zurückzukehren.

Die für einen der folgenden Tage geplante Besteigung des Hochstollen sollte leider an der andauernd trüben und regnerischen Witterung scheitern. So sagte ich denn am 6. August dem Brünighotel Lebewohl und wanderte in der Richtung auf Brienz die Landstraße weiter abwärts. Etwa anderthalb Stunden später befand ich mich an Bord des Dampfers und bald darauf in Interlaken, wo sich genugsam Gelegenheit bot, durch Zerstreuungen verschiedenster Art den noch übrigen Theil des Tages in angenehmer Weise zu verbringen.

Wohl der lästigen Umhüllung müde, hatte sich der Himmel am anderen Morgen wieder völlig entschleiert. Ich begab mich zunächst nach Lauterbrunnen, nahm hier eine kleine Erfrischung, und schritt dann dem Wege zu, der mit schönem Blick auf die Jungfrau an der steilen Bergwand zur Rechten zu den Hütten von Mürren hinaufführt.

In Folge der prächtigen Witterung fehlte es nicht an Damen und Herren, die zu Esel oder doch zu Rosse dem nämlichen Ziele zustrebten.

Die beiden Hotels in Mürren, zwei große stattliche Gebäude, die neben den ärmlichen Hütten einen seltsamen Eindruck machen, fand ich ganz mit Fremden überfüllt und nur in einem derselben noch ein leidliches Unterkommen.

Bei Tische hatte ich das Glück, zwei gute Bekannte anzutreffen, mit denen ich die Nachmittagstunden auf der großen Veranda zubrachte, die einen freien und schönen Blick auf den Gipfel des Silberhorn, wie auf die eisüberdeckten Wände der benachbarten Jungfrau gestattet. Die warme, zu weiteren Spaziergängen nur wenig animirende Witterung hatte die Mehrzahl der Fremden veranlaßt, unserem Beispiele nachzufolgen. Binnen Kurzem gewährte die Terrasse ein buntes, bewegtes Bild, augenscheinlich zusammengesetzt aus Menschen aller Nationen, die sich hier unter heiteren Gesprächen diese und jene Erfrischung gönnten, oder aber nach Gemsen umherspähend, mit optischen Instrumenten verschiedenster Art und Größe die Höhen unsicher machten. Erst später, als die untergehende Sonne schon hinter den Bergen verschwunden, und die zunehmende Abendkühle allmälig sich geltend machte, zog sich Einer nach dem Anderen zurück, um die warmen Salons aufzusuchen, und bald war an Stelle der fröhlichen Menschenstimmen nur noch das Plätschern der Fontaine zu vernehmen, die mit sanftem melancholischen Rauschen die abendliche Stille durchdrang.

Die für den nächstfolgenden Tag in Aussicht genommene Besteigung des 10 000 Fuß hohen Schilthorn hatte oben in den maßgebenden Kreisen der wetterbestimmenden Mächte einen freundlichen Anklang gefunden; die ausgeruhete Natur erwachte im rosigsten Lichte, und die letzten Nebel begannen soeben die dunkelen Wände des Schwarzen Mönch zu verlassen, als ich um 6 Uhr Morgens, an den Hütten von Mürren vorüber, an der Bergwand zur Rechten emporstieg. Der anfänglich beschränkte Gesichtskreis erweiterte sich mehr und mehr, Hand in Hand mit der zunehmenden Höhe erschlossen sich hinter mir gewaltige Gletschergebiete, und neben dem Eiger trat bald

die Spitze der Jungfrau hervor, im blendenden Weiß der Gewandung mit der des Silberhorn wetteifernd. Der Pfad zog sich nun allmälig nach der anderen Bergwand hinüber und ich erreichte nach einstündiger Wanderung eine vorspringende Felsenecke, bei welcher das Hochthal aufhörte. Es öffnete sich hier zur Linken eine muldenartige Schlucht, zu beiden Seiten begrenzt von kahlen felsigen Höhen. So weit es die Steigung erlaubte, die Schritte möglichst beschleunigend, hatte ich bald die erste Hälfte der einförmigen Schlucht durchmessen. Der nunmehr beginnende Schnee erschwerte durch seine weiche und lockere Beschaffenheit das Steigen in erheblicher Weise und ließ den verzeihlichen Wunsch, der wenig schönen Umgebung je eher je lieber zu entrinnen, nur langsam in Erfüllung gehen. Erst um acht Uhr nahete die Erlösung; nur ein letzter verschneieter Hang mußte noch überwunden werden, dann betrat ich die ersehnte Höhe, die so lange meine Erwartungen gespannt hatte.

Nach den wenig erfreulichen Eindrücken der zuletzt durchwanderten Strecke war der Anblick, der sich hier darbot, von überraschender Wirkung. Vom Fuß bis zum Scheitel hinauf im weißen schimmernden Firnkleide erhob sich mir gegenüber als gewaltige Schneepyramide der Kegel des Großen Schilthorn, die Gipfel in seiner Umgebung an Höhe weit überragend. Im Strahlenglanze der Sonne erschien die weiße Gestalt wie eine lichte Erscheinung den dunkelen Felsen entstiegen, die rings ihren Fuß umlagerten und zur Linken fast bis zur Spitze des Kleinen Schilthorn hinaufreichten, das noch völlig im Schnee vergraben, aus unmittelbarster Nähe zu dem mächtigeren Bruder emporschaute.

Einem jeden Besucher des Schilthorn wird ein kleines Marmorkreuz auffallen, welches, oben auf der flachen Kuppe eines Felskopfes angebracht und scheinbar außer Beziehung zu der einsamen starren Umgebung, unwillkürlich die Aufmerksamkeit der Vorüberkommenden erregt. Auch mir war seine Bedeutung einstweilen noch unbekannt; erst anderen Tages erfuhr ich, daß vor Jahren eine junge Dame vom Blitz hier erschlagen sei, und zwar in der Zeit wo dieselbe der Rückkehr ihres Gatten harrte, der in Begleitung des Führers versucht hatte, noch vor Ausbruch des nahenden Gewitters den Gipfel des

Berges zu erreichen. Es war ihr von beiden Männern dieser Punkt noch besonders empfohlen, als der beste, die weitere Besteigung mit dem Auge verfolgen zu können. Wohl Keiner hatte geahnt, daß der erste und einzige Blitzstrahl, der den düsteren Wolken entfuhr, dem blühenden jungen Leben gerade hier ein so jähes Ende bereiten würde.

Die Felsen waren bald überwunden und der nunmehr beginnende Firnschnee hatte trotz der schon wirksamen Sonne verhältnißmäßig noch wenig an Festigkeit eingebüßt, so daß ich, im Zickzack emporsteigend, bereits nach Verlauf einer Stunde zur Höhe der Einsattlung gelangte, die beide Gipfel mit einander verbindet. Zur Rechten erhob sich ein schmaler, ziemlich schroff ansteigender Grat, dessen harte, oft eisige Firndecke beim Aufstieg einige Vorsicht verlangte. Ungeachtet der dunkelen Brille war doch der Lichtrefler auf dem blitzenden Firn ein so greller, daß man zeitweis gezwungen war, in den felsigen Abgrund zur Linken hinabzublicken, um dem Auge vorübergehend eine kurze Erholung zu gönnen. Erst wenige Schritt vor dem Ziele nahm die Steigung allmälig ab und ich betrat um zehn Uhr Vormittags die äußerste Gipfelschneide.

Wie die glückliche Lage des Schilthorn, verbunden mit der stattlichen Höhe von nahezu 10 000 Fuß nicht anders erwarten ließ, war die Rundschau eine überaus großartige und trug den Blick von den nahen Gletschergebieten, wie den grünen Thälern und Triften des umliegenden Berner Landes, bis hin zu den Eisgefilden der fernen französischen Schweiz. Während die Riesenkette der Jungfrau, vom Gspaltenhorn bis zum Eiger, durch ihre überwältigende Nähe und den unmittelbaren Einblick in ihre endlosen Schneewüsten, so wie in die Schluchten des Roththales, wo noch heute bei nächtlicher Weile nach Aussage alter Gemsjäger die Berggeister spuken sollen, den feierlichen Ernst und die Größe des Hochgebirges an das Auge herantreten ließ, ergänzte in verblauender Tiefe der sonnenbeleuchtete Spiegel des benachbarten Thunersee, mit Thun und den Thürmen von Bern im nebeligen Hintergrunde. Weiterhin, zur Rechten des See's, aus der Mitte der niederen Bergketten, im Anschluß an den Pilatus, den Rigi und die beiden Mythen, erhoben sich die weißen

Kuppen des Titlis und Uri-Rothstock, gewissermaßen als Vorhut des endlosen Gipfelheeres, welches hier in langen Colonnen den Berner Riesen sich zuwandte. Auch die schneebedeckten Höhen Savoyens hatten nicht unterlassen können, durch den Größten und Gewaltigsten unter ihnen den nachbarlichen Gruß zu entbieten, wie die eisgepanzerten Massen des Mont Blanc bekundeten, die zur Linken der Wildstrubelgletscher den fernen Horizont beherrschten. Nur die Berge des Kanton Wallis, durch die Kette der Jungfrau verdeckt, blieben ungeachtet ihrer Nähe dem Auge verborgen, mit alleiniger Ausnahme des Weißhorn, dessen Spitze über den äußersten Rand des Petersgrates hervorragte.

Die Luft war warm und windstill, das Thermometer zeigte in der Sonne auf 12 Grad über Null, eine jedenfalls angenehme und erwünschte Temperatur, wie man solche oberhalb der Schneegrenze nur in seltenen Fällen antrifft. Auch ein möglichst bequemer Sitzplatz war in kürzester Zeit gefunden, so daß man mit allem Behagen die Aussicht genießen konnte. Hin und wieder nahm ich hierbei mein kleines Fernrohr zur Hand, um den Gipfel des Faulhorn zu beobachten, der sich heute seitens der Fremden, wie man trotz der weiten Entfernung noch gut zu erkennen vermochte, eines regen Besuches erfreute.

Nach Maßstab der zunehmenden Ebbe in meiner Cigarrentasche mußte ich schon eine ziemliche Zeit auf dem Gipfel zugebracht haben. Wie ein Blick auf die Uhr mich belehrte, war es zwei Uhr Nachmittags geworden, ich hatte also über vier Stunden auf der einsamen Höhe verweilt; für das Schilthorn immerhin ein Zeugniß, wie man solches zu seinen Gunsten nicht besser hätte ausstellen können.

Der Abstieg nahm verhältnißmäßig nur kurze Zeit in Anspruch. Eine Strecke weit am Alpstock abfahrend, gelangte ich alsbald zu der Stelle, wo die einförmige Bergschlucht sich aufthut, und traf, auf bekannten Wegen von hier ab zu Thale wandernd, gegen 4 Uhr Nachmittags in Mürren ein.

Der nächste Morgen brach trübe und unfreundlich an, nur der Blick in die Thäler war frei, während die Berge in Wolken lagen und nur hin und wieder einmal eine Felswand zum Vorschein kam.

Ich begab mich um sechs Uhr auf den Weg, langte in Zeit von anderthalb Stunden wieder unten in Lauterbrunnen an, und stieg über die Wengernalp zur Kleinen Scheidegg hinauf. Ungeachtet der noch frühen Stunde nahm ich hier einstweilen Quartier, in der Absicht, am nächsten Tage, falls es die Witterung gestatten sollte, eine größere Besteigung zu unternehmen.

Doch die Parzen hatten anders beschlossen, der Himmel blieb nach wie vor bis zum späten Abend bewölkt, während der Morgen des 10. August womöglich noch trüber hereinbrach. Das buchstäblich bis zum Dache mit Fremden besetzte Hotel war zum Aufenthalt wenig verlockend und die Aussicht auf Aenderung der Witterung eine mindestens zweifelhafte. Ich verweilte noch bis gegen Mittag und stieg dann auf nächstem Wege hinunter nach Grindelwald, um im dortigen Hotel du Glacier bis auf weiteres einzuregnen.

An solche Unterbrechungen gewöhnt, ertrug ich das Mißgeschick auch diesmal mit stoischem Gleichmuth, obschon derselbe allerdings auf harte Probe gestellt wurde. Erst am Morgen des dritten Tages ließ der Regen insoweit nach, daß es möglich war aufzubrechen und man wenigstens Aussicht hatte, noch vor Abend über die Große Scheidegg nach Imhof im Aarthal zu gelangen. Der an sich sehr bequeme Reitweg war vom Regen völlig erweicht und zum Steigen nicht allzu erquicklich, doch sollte ich mich dafür zum Lohn des seltenen Vorzugs erfreuen, weder durch Angebot von Edelweiß, noch durch Alpenhörner oder singende Kinder unterwegs belästigt zu werden; sogar die Besichtigung der Eisgrotte im oberen Grindelwaldgletscher schien man angesichts der regnerischen Witterung mir nicht empfehlen zu wollen, so daß ich unangefochten nach ungefähr zweistündigem Marsch die Große Scheidegg erreichte.

Von hier ging es über Alpen und durch schön bestandenes Gehölz in der Richtung auf Meiringen abwärts, bis ich später zu dem Punkte gelangte, wo ein zur Rechten sich abzweigender Weg an steiler Berglehne hin, beim Dörfchen Geisholz vorüber, direct nach Imhof hinabführt. Inzwischen hatte ein kräftiger Nordwind das Gewölk auseinander gejagt und als ich um vier Uhr Nachmittags im Gasthaus zum Alpenhof eintraf, schien die Sonne wieder freundlich her-

nieder und die frisch beschneiten Höhen hoben sich in klaren deutlichen Linien am tiefblauen Himmel ab.

Ueber die Grimsel und den Griespaß zum Tosafall; über die Crinerfurca nach Cevio, Locarno und Taverne; über Santa Lucia nach Gravedona am Comersee.

Anderen Morgens, am 15. August, stieg ich das Aarthal weiter hinauf, überschritt die Paßhöhe der Grimsel, und folgte alsdann den Stangen, die über steinige Alpen hinweg, den Weg nach Obergesteln bezeichnen. Das noch eine Strecke weit fast horizontale Terrain fing späterhin an sich zu senken, und zugleich mit dem ersten Blick hinab in das Rhonethal begann ein bequemer Fußweg, der allmälig sich abwärts windend, bei dem eben genannten Orte den unteren Thalgrund erreichte. Von hier aus noch kurze Zeit auf der ebenen Landstraße wandernd, gelangte ich um vier Uhr nach Ulrichen, einer kleinen ärmlichen Dorfschaft, woselbst ich zu nächtigen gedachte.

Im bescheidenen Hotel du Glacier traf ich nur einen einzigen Gast an, den Professor P. aus T., der gleichfalls die Absicht hatte, anderen Tages, und zwar mit Benutzung des 8000 Fuß hohen Griespasses, den Wasserfällen der Tosa einen ersten Besuch abzustatten. Derselbe war, wie ich hörte, ein eifriger Hochgebirgsfreund, der alljährlich die Ferien benutzte, an irgend einem geeigneten Orte sein Standquartier aufzuschlagen, um von dort aus größere Touren oder Besteigungen zu unternehmen. So hatten wir denn gegenseitig so manche Berührungspunkte und durften uns der Zuversicht hingeben, für die vorliegende Expedition keine ungeeigneten Begleiter in einander gefunden zu haben.

Mit Proviant zur Genüge versehen, verließen wir am anderen Morgen gegen fünf Uhr Ulrichen, überschritten die nahe liegenden Wiesen, und wanderten dann längs des Baches das einförmige Eginenthal aufwärts. Gesträuch und Gräser waren theilweise noch bereift, und die reine erfrischende Bergluft ließ den klaren wolkenfreien Himmel im

gesättigtsten Blau erscheinen. Bei der kleinen steinernen Brücke am Ende der unteren Thalschlucht, die wir nach anderthalb Stunden erreichten, traten die Berge zu den Seiten zurück, um sich später im großen Bogen wieder mit einander zu vereinigen, und bildeten so ein gewaltiges, von rauhen kahlen Wänden geformtes Amphitheater, auf dessen äußerster Höhe, einer crystallenen Bedachung gleich, die geborstenen Eisgebilde des Griesgletscher sichtbar wurden.

Es begann jetzt der mühseligere Theil der heutigen Wanderung. Der zur Linken an felsiger Bergwand sich steil emporziehende Pfad hatte mindestens noch eine Höhe von 2000 Fuß zu bewältigen, bevor man erwarten durfte, den Paßübergang zu erreichen; auch begannen die Sonnenstrahlen, ungeachtet der noch frühen Stunde, sich schon merklich fühlbar zu machen. Wir ließen uns möglichst Zeit und stiegen in ruhigem Bergschritt an den steilen Felsen hinauf, mit zunehmender Höhe zugleich immer schönere und großartigere Blicke hinab in den ausgedehnten romantischen Thalgrund gewinnend.

So näherten wir uns allmälig dem oberen Rande der Felswand und gelangten um acht Uhr hinauf zu dem hölzernen Kreuz, welches hier auf der nördlichen Seite den Anfang der Paßhöhe bezeichnet. Die Letztere ist dargestellt durch den nahezu ebenen Griesgletscher, dessen herrliche Eisgefilde jetzt unmittelbar vor uns lagen. Zur Rechten vom Blinnenhorn, vom Rothhorn, den Ritterhörnern, und anderen Höhen gleichen Ranges umschlossen, die mit blendendem Firn überdeckt, sich zum mächtigen Halbkreis formten, und zur Linken von einer jähen düsteren Felswand begrenzt, bot sein Anblick das Bild einer ernsten, feierlichen Hochgebirgswelt, die, plötzlich vor den Blicken erstanden, um so mächtiger und ergreifender wirkte.

Zu Seiten des genannten Kreuzes auf dem von der Sonne bereits durchwärmten Schiefer gelagert, befreieten wir jetzt unsere Schätze von der sie umgebenden Hülle, entkorkten demnächst die Flaschen, und erfreueten uns beim einfachen Mahle der großartig schönen Umgebung.

Ein Stündchen beschaulicher Rast mochte so wohl verflossen sein, als leichte, dem jenseitigen Rand des Gletschers entsteigende Nebel unsere Aufmerksamkeit erregten und uns unwillkürlich veranlaßten,

den Compaß zur Hand zu nehmen, um jetzt, wo der Blick noch frei war, für alle Fälle die Richtung des Abstiegs festzustellen. Unsere Vorsicht sollte sich denn auch als sehr gerechtfertigt erweisen. Kaum zur Mitte des Gletschers gelangt, sahen wir uns plötzlich auf allen Seiten von dichtem Nebel umgeben, der die sonnige Tageshelle in nächtliches Dunkel verwandelte. Die nur mäßig mit Schnee bedeckte, fast durchweg spaltenfreie Eisfläche bot zum Glück keine Schwierigkeiten, so daß man einzig und allein darauf zu achten hatte, von der Richtung nicht abzukommen.

In Zeit von zwanzig Minuten war der Gletscherarm überschritten und somit der Punkt erreicht, wo der Abstieg beginnen sollte; aber nirgends zeigte sich hier die geringste Spur eines Weges, nur jähe felsige Abstürze traten überall uns entgegen, die in undurchdringliche Nacht das Auge hinabschauen ließen. Wir vertheilten uns nun derart, daß einer von uns zur Linken, der andere in entgegengesetzter Richtung das Terrain zu durchforschen hatte, und zwar mit der Verabredung, nach etwa zehn Minuten hier wieder zusammenzutreffen.

Im dichten Nebel umhertappend und den Rand des Abgrundes absuchend, vermochte ich trotz aller Bemühungen keine Gelegenheit zum Abstieg zu finden und kehrte nach Ablauf der Frist zum Vereinigungspunkte zurück, in der Hoffnung auf günstigere Nachrichten von seiten meines Gefährten. Demselben war es indessen um kein Haar besser gegangen.

Wir mußten jetzt schon auf einen anderen, geeigneteren Ausweg sinnen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, hier oben abgesperrt zu bleiben. Auf der nochmals studirten Karte war deutlich ein Pfad verzeichnet, der unweit eines ihm zur Rechten den Felsen entstürzenden Baches zur ersten Thalstufe hinabführte und dessen Anfang zu finden, unsere nächste Aufgabe war. Zur glücklichen Lösung derselben schien uns gerade eben dieser Bach, der, wie aus der Karte zu ersehen, in seiner nächsten Umgebung keinen weiteren Rivalen hatte, der beste Vermittler zu sein, indem wir von der Annahme ausgingen, daß das jedenfalls hörbare Rauschen des niederstürzenden Wassers seine Lage verrathen würde.

Unsere Combination erwies sich als richtig. Noch waren wir kaum hundert Schritt weit durch die Nebelnacht vorgedrungen, als deutlich ein dumpfes Brausen und Kochen an unser Ohr schlug und wir nicht allzu lange darauf zum Rande des Baches gelangten, der, hier dem Gletscher entquollen, über jähe Felsen hinab in die Tiefe stürzt. Die zum Uebergang passende Stelle war in wenigen Minuten gefunden und ebenso schnell der ersehnte, Erlösung bringende Pfad.

Mit Umgehung der schroffen Felsen in steilen Kehren sich senkend, führte der Weg in kurzer Zeit aus dem düsteren Nebelbereich hinab zur obersten Thalstufe, deren hell von der Sonne beschienenen, mit duftenden Alpenkräutern und Blumen bedeckten Matten wie ein plötzlich erstandenes Paradies sich vor den Blicken entfalteten. Der Weg war nun nicht mehr zu fehlen. An felsigen Schluchten vorüber zur zweiten Thalstufe hinabsteigend, erreichten wir um zwölf Uhr Mittags die freundlichen Hütten von Marraschk.

Wir befanden uns jetzt auf italienischem Boden und noch eine halbe Stunde vom Tosafalle entfernt. Unmittelbar hinter dem Oertchen Marraschk macht der Weg eine Biegung nach rechts und man betritt alsbald eine Schlucht, die, durchströmt von der munteren Tosa, zu einem grünen, von stattlichen Höhen umschlossenen Thalgrund hinausführt. Vielleicht ließe nichts die Nähe der gewaltigen Naturerscheinung ahnen, wenn nicht die unweit von hier sich plötzlich senkende Thalsohle und das unmittelbare Verschwinden der Tosa an dieser Stelle, sowie vor Allem ein dumpfes, von dorther vernehmbares Rauschen die Aufmerksamkeit erregte. Die nur kurze Distance bis zum Gasthof, der hinter den Felsen zur Linken bis zuletzt sich verborgen hält, war in wenigen Minuten durchschritten, und hatten wir somit glücklich das Ziel unserer Wanderung erreicht.

Wir ließen uns nur soviel Zeit, ein kurzes Mahl einzunehmen, und begaben uns dann wieder hinaus, begrüßt von dem lauten Getöse des benachbarten Wasserfalles. Der unmittelbar beim Gasthof sich abwärts windende Weg brachte uns bald hinab zu der Stelle, von der man den Katarakt am besten zu übersehen vermag.

In einer Breite von 90 Fuß und aus mehr wie der fünffachen Höhe stürzte schäumend von Fels zu Fels die Tosa an der theils

schrägen, theils senkrechten Wand hinab, bei jedem Vorsprung des Gesteins sich zu mächtigen Wassersäulen aufbäumend, die im Niederfall ihren weißen Gischt mit dem funkelnden Silberschaum von unzähligen Cascaden vereinigten und brausend in wildem Gewoge sich unaufhaltsam der Tiefe zuwälzten. Die in ununterbrochener Folge mit donnernder Vehemenz auf einander treffenden Massen zerstieben zum Theil in lichte, duftige Wasserwolken, die heute beim Sonnenscheine in den Farben des Prisma schimmernd, dem gewaltigen großartigen Schauspiel ein feenhaftes Ansehen gaben.

Späterhin verließen wir den Felskopf, auf dem wir bis dahin verweilt, um auch noch von anderen Punkten den Wasserfall betrachten zu können, und immer erstand vor den Blicken ein neues, verändertes Bild, welches dem erst soeben gehabten an Pracht und Schönheit nichts nachgab. Auch oben, von dem Steg aus gesehen, der unmittelbar beim Gasthaus den Tosabach überbrückt, war der Anblick des Wasserfalls von überwältigender Wirkung, und das Auge wurde beinahe von jähem Schwindel erfaßt, wenn es längere Zeit hindurch die wogenden Massen verfolgte, die einander überstürzend und jagend, ihren wilden Kampf bis hinab in die Tiefe fortsetzten und dabei die Luft ringsum mit Donnergetöse erfüllten.

Unter all' dem Sehen und Bewundern war der Nachmittag schnell vergangen. Die Abendstunden fanden uns damit beschäftigt, die Touren für den folgenden Tag auf der Karte uns anzuschauen. Der Professor hatte die Absicht, mit Benutzung des Giacomopasses nach Airolo zurückzukehren, während ich mich über die Crinerfurca nach Cevio zu begeben gedachte.

Anderen Morgens trennten wir uns schon frühzeitig, um nach den verschiedenen Richtungen unsere Wanderungen anzutreten. Den Witterungsanzeichen nach stand ein prächtiger Tag in Aussicht. Zu Seiten des Tosafalles den breiten Saumweg hinabschreitend und demnächst dem Formazzathal folgend, traf ich nach anderthalbstündigem Marsch im Oertchen Staffelwald ein, um nunmehr, den Thalgrund verlassend, an der steilen Bergwand zur Linken, zum Theil durch dichtes Gehölz, zu der gleichnamigen Alp emporzusteigen.

Die oben befindlichen Sennen überhoben mich der Nothwendig-

keit, von dem mitgenommenen Proviant schon jetzt Gebrauch zu machen, indem sie Milch und Brod nach Bedarf zur Verfügung stellten.

Nach weiteren dreiviertel Stunden zur zweiten Alp gelangt, fand ich die Hütten bereits verlassen, auch von irgend einer Art von Weg war nicht eine Spur zu entdecken. Erst nachdem ich einige Rasenhänge und verschiedene Geröllhalden erstiegen und soeben das steinige Bett eines Baches durchschritten hatte, bemerkte ich einen schmalen Fußweg, der zur Rechten an steiler Bergwand über Trümmer und Felsen hinweg, zu der durch ein kleines Kreuz bezeichneten Paßhöhe hinaufführte.

Die sogenannte Crinerfurca besteht aus zwei gesonderten, durch eine kesselförmige Vertiefung von einander getrennten Graten, der Großen und der Kleinen Furca. Beide erheben sich bis zu einer Höhe von etwa 8000 Fuß. Um jeden Schritt bergab zu vermeiden, benutzte ich die Felswand zur Linken und gelangte, auf schmalen Bändern in fast ebener Richtung fortwandernd, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur Schneide des anderen Grates. Es war jetzt elf Uhr Vormittags; ich hatte sechs Stunden gebraucht, um den Uebergangspunkt zu erreichen. Wie drüben auf der Kleinen Furca, beschränkte sich auch hier die Aussicht auf die allernächste Umgebung, deren ernster, düsterer Charakter, verbunden mit der Abgeschiedenheit und feierlichen Stille des Ortes etwas tief Melancholisches hatte.

Die mit Moos überdeckte Schneide gab einen prächtigen Lagerplatz ab, so daß ich mir eine Rast von über zwei Stunden vergönnte. Alsdann ging es über weiche, nur sanft abfallende Alpweiden in südöstlicher Richtung abwärts. Nach etwa dreiviertel Stunden war das untere Ende derselben und damit zugleich die Zone der Baumvegetation erreicht, die hier durch stattliche Lärchen und Tannen eröffnet wird. Ungeachtet des fehlenden Pfades war ein Irregehen kaum zu befürchten, denn unten auf grünen Matten, in großartig schöner Umgebung, zeigten sich jetzt die Hütten von Bosco, deren eigenthümliche Anlage unwillkürlich das Auge fesselt. Ueber den ganzen Thalgrund zerstreut sieht man riesige Felsblöcke liegen, die irgend einem Bergsturz entstammend, zum Anbau und gleichzeitigen Schutz der mensch-

lichen Wohnungen benutzt sind. Mit Ersparung des einen Giebels oder auch wohl der hinteren Front hat man jede einzelne Hütte mit einem dieser Blöcke vereinigt und dadurch dem Orte das Ansehen einer Art von Felsenstadt gegeben, die freilich sehr an die Zeit der Höhlenbewohner erinnert.

Gegen zwei Uhr Nachmittags hatte ich die seltsame Ansiedelung erreicht. An ein gasthofähnliches Institut war selbstredend nicht zu denken, dagegen überraschte es mich, in der Hütte Nr. 64, wo ich mir Auskunft über den Weg erbat, einen vorzüglichen Wein anzutreffen, dem ich glaubte mit gutem Gewissen ein Stündchen opfern zu dürfen.

Mit Bosco beginnt zugleich ein wohlgeordneter Saumpfad, der sich durch eine malerische Thalschlucht allmälig abwärts zieht. Den klaren, geschwätzigen Gebirgsbach fast ununterbrochen zur Seite, passirte ich nach einiger Zeit den kleinen Ort Cerentino und mit ihm die letzten Ausläufer der bisherigen Nadelholzwaldung. Schattige Nußbäume von gigantischem Wuchse bedeckten alsbald die Berglehnen, und mit jedem Schritt weiter hinab entfaltete sich mehr und mehr eine südliche Vegetation. Kurz hinter der Dorfschaft Lunesco, nach ungefähr zweistündigem Marsch, eröffnete sich zur Rechten ein düsterer Felsenkessel, in dessen Tiefe der Bergstrom mit dumpfem Getöse dahinbrauste, während vor mir sich nach und nach das schöne Val Maggia aufthat und die schmucken Häuser von Cevio allmälig sichtbar wurden. Es ging nun schärfer bergab, zu dem dunklen Laub der Kastanien gesellte sich das saftige Grün der Wein- und Feigengelände, und die Uhr zeigte eben auf fünf, als ich die am Marktplatz von Cevio gelegene Casa Orelli betrat, woselbst ich bei den Damen des Hauses vortreffliche Aufnahme fand.

Im Laufe des nächsten Vormittags gelangte ich nach sechsstündiger Wanderung durch das liebliche Maggiathal nach Locarno am Lago maggiore. Eine Barke brachte mich von hier hinüber nach Magadino, wo das treffliche Hotel Bellevue die erwünschte Gelegenheit gab, nach dem heißen, ermüdenden Marsch einige Zeit lang sich auszuruhen. Erst später, nachdem sich die Luft ein wenig abgekühlt hatte, begab ich mich wieder auf den Weg und stieg durch dicht be-

standenen Kastanien- und Nußbaumwald zu dem an der großen Straße vereinsamt gelegenen Wirthshaus des Monte Cenere hinauf, woselbst ich zu nächtigen gedachte.

Der entgegenkommende Wirth, wie ich hörte, noch bis vor Kurzem Professor der Philologie, schien ein poetisches Verständniß zu haben, und folgte ich gern seinem Vorschlag, im benachbarten Waldesdunkel, an einem der dortigen Tische, beim gemüthlichen Schein der Lampe das Nachtessen einzunehmen, umsomehr, als er selbst sowohl, wie die zufällig zum Besuch anwesende Tochter eines Sennen, mir dabei Gesellschaft leisteten. Obwohl noch reines Naturkind, schien die Letztere trotz alledem den Rebensaft nicht zu verschmähen, der heimlich und unvermerkt die schüchterne Zunge löste und mir bald Gelegenheit gab, die richtigen, oft ungemein drollig zu Tage geförderten Ansichten des schönen, heiteren Mädchens im Stillen bewundern zu können. So waren unter munteren Gesprächen, wie unter dem traulichen Eindruck des magisch beleuchteten Laubdaches, die Abendstunden schnell vergangen und zehn Uhr bereits vorüber, bevor wir uns trennten und nach einem „Felice notte!“ ein Jeder das Nachtlager aufsuchten.

Anderen Tages begab ich mich zunächst nach dem eine Stunde entfernten, in der Richtung auf Taverne und Lugano hoch oben an grüner Bergwand gelegenen Dorf Sigirino, und besuchte daselbst das Grab eines im Jahre 1837 auf einer Reise von Deutschland nach Italien hier am Schlagflusse verstorbenen Oheims. Von steiler felsiger Höhe schauet der stille Friedhof hinab auf den blühenden Thalgrund. Eine schönere Ruhestätte, wenngleich getrennt von den Seinen, hätte dem vielverehrten Manne kaum zu Theil werden können. —

Nach halbstündigem Aufenthalt begab ich mich hinab nach Taverne und stieg in östlicher Richtung das schöne Val Colla hinauf. Der Weg führte ununterbrochen durch anmuthige üppige Landschaft, deren südliche Pflanzenwelt mit den dunkelen Felsgebilden in wunderbarem Contrast stand. Weiterhin eröffnete sich ein herrlicher Blick hinab auf den nahen Luganersee, die Umgebungen wurden zugleich jetzt wilder und pittoresker, und nicht allzu lange darauf, nach ungefähr dreistündigem Marsch, betrat ich das schön gelegene, von Felsen umschlossene Mallio, um hier bei den Brüdern Ceresa, dreien prächtigen

Junggesellen, deren großes Mühlengebäude auch einige Gastzimmer enthält, für die Nacht mich einzuquartieren. Ich kann nicht eben behaupten, daß man mich mit besonderem Luxus oder sonst dergleichen verwöhnt hätte, aber das Bett war reinlich und gut, der Wein vortrefflich gepflegt, und das einfache, nur aus Brod und Eiern bestehende Mahl von freundlicher Hand geboten, eine Zusammenstellung von Vorzügen, die alles noch etwa Fehlende mich gern verschmerzen ließ.

Der Morgen des 20. August erwachte in wunderbarer Schönheit, die im Perlenschmucke des Thaues noch prangenden Bäume und Sträucher strömten ihren balsamischen Duft aus, und die Sonne hatte bereits von den Höhen Besitz genommen. Um 6 Uhr verabschiedete ich mich und stieg in drittehalb Stunden, an der Ortschaft Bogno vorüber, nach Santa Lucia hinauf, einem hohen und frei gelegenen, nach beiden Seiten hin steil abfallenden Hügelrücken, dessen grün bewachsenem Kamme eine kleine Kapelle entragt.

Die an sich schon entzückende Aussicht wurde heute noch um vieles gehoben durch das prachtvolle Blau des Himmels. Von den Fluthen des Comersee, wie von denen des Lago maggiore bald hier bald dort unterbrochen, entfaltete sich rings umher ein sonniges Zauberland von grün bewaldeten Höhen, von Schluchten und üppigen Thälern, die unten in der Tiefe beginnend, sich weiter und weiter hin fortpflanzten, und immer mehr in einander verschmelzend, sich endlich am fernen Horizont in duftigem Nebel verloren. Im Hintergrund des Lago maggiore, wie einem grünenden Garten entstiegen, erhoben sich die Riesen des Wallis, und ließen ihre weißen Häupter von den Wellen des Aethers umspielen.

Das scheinbar endlose Bild, das sich hier vor den Blicken entrollte, war so herrlich und stimmungsvoll, daß ich es nicht über mich vermochte, allzu schnell mich von ihm zu trennen, vielmehr zu Seiten der Kapelle im weichen Grase gelagert, mich volle zwei Stunden hindurch der schönen Aussicht erfreute.

Später ging es über steile Alpen zum Oertchen Cavargna hinab, wo ein leidlicher Saumweg begann, der sich der südlichen Berglehne zuwandte, um sich hier durch Wald und Gebüsch in langen endlosen Windungen allmälig zu Thale zu ziehen und beim Dorfe

Carlazza zu endigen. Ich befand mich jetzt auf der Landstraße, die Porlezza mit Menaggio verbindet, und noch etwa anderthalb Stunden von letzterem Orte entfernt. Ungeachtet der geringen Steigung war der Marsch auf der sonnigen Straße in hohem Grade ermüdend. Mit Freuden begrüßte ich den Moment, als ich endlich die Höhe erreichte und die Fluthen des Comersee mir freundlich entgegen lachten. Gegen 5 Uhr gelangte ich nach Menaggio, um hier bis zur Ankunft des Schiffes in der hart am Ufer des Sees gelegenen Trattoria einige Stündchen der Ruhe zu pflegen.

Das silberne Schild des Mondes erglänzte bereits auf dem Wasser, als drüben von Belaggio her der stattliche Dampfer heranbrauste. Ich beabsichtigte, noch am heutigen Abend bis Gravedona zu fahren, dessen Lage mich von jeher gefesselt und den Gedanken angeregt hatte, dort gelegentlich einige Tage zu verweilen.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich während der Fahrt die Bekanntschaft eines liebenswürdigen jungen Mannes, eines Signor Caminada machte, der selbst in Gravedona zu Hause, am besten im Stande war, über manches mir Wissenswerthe genauere Auskunft zu geben. Als Gasthof empfahl er mir das alte Albergo Bezzossi und hatte die Freundlichkeit, nachdem der Dampfer gelandet, mich persönlich hinzugeleiten, um später, bevor wir uns trennten, das Versprechen mir abzunehmen, für den ganzen folgenden Tag sein Begleiter und Gast zu sein.

Unser Ausflug galt dem Monte Pello, dessen Grund und Boden zum Theil dem besagten Herrn gehörte und auf dessen Spitze derselbe eine Art von Jagdschloß besaß, das gewissermaßen das Ziel unserer Expedition sein sollte. Um die Morgenkühle möglichst zu nutzen, versammelten wir uns kurz nach dem Frühstück in dem Hause des freundlichen Gastgebers, wo ich außer Signor Caminada noch dessen Schwager vorfand, welcher beabsichtigte, uns zu begleiten. Mit kurzem Doppelgewehr und Jagdtasche ausgerüstet standen Beide schon zum Aufbruch bereit und wir schritten nun unverweilt durch eine der nächsten Straßen dem Abhang des Berges zu. Zwischen üppigen Weingeländen und blühenden Gärten emporsteigend, erreichten wir in kurzer Zeit das eigentliche Jagdrevier, welches hier als schön be-

standener, hin und wieder von grünen Matten durchbrochener Kastanienwald bis hinauf zum Gipfel sich ausdehnt. Nach Art italienischer Schützen wurde selbstredend nichts geschont, was nur irgend zum Thierreich gehörte, so daß das Ergebniß der Jagd neben einer reichen Ausbeute an Singvögeln, an Spatzen, Elstern und Krähen, noch verschiedene Wiesel und Kaninchen, ja selbst Schlangen aufzuweisen hatte, die den Felsenlöchern entschlüpft, ihrer unzeitigen Neugier zum Opfer gefallen waren.

Nach Beendigung der Waidmannsfreuden zum Gipfel des Berges gelangt, genossen wir längere Zeit die Aussicht auf den Comersee sowie auf die stattlichen Höhen des nahe gelegenen Veltlin, und begaben uns alsdann zu dem alten, von mächtigen Ahornbäumen und Kastanien umgebenen Jagdschloß, einem großen steinernen Gebäude, welches wohl noch der grauen Vorzeit seine einstige Entstehung verdankte.

Der Inhalt der Umhängetaschen wurde nunmehr zu Tage gefördert, und die im Schatten der Bäume demnächst errichtete Tafel war alsbald mit Speisen verschiedenster Art bedeckt, zu welchen der Felsenkeller den nöthigen Rebensaft lieferte. Den vorzüglichen Marken nach zu urtheilen, die allmälig zum Vorschein kamen, mußte unser geehrter Wirth eine treffliche Zunge haben und durfte sich somit nicht wundern, wenn im weiteren Verlauf der Sitzung die Zahl der geleerten Flaschen in bedenklicher Weise zunahm und eine recht animirte Stimmung beim späteren Aufbruch sich kundthat.

Beim Abstieg schlugen wir zum Theil eine andere Richtung ein und nahmen dabei Veranlassung, die hoch an der Bergwand gelegene, gar stattliche Chiesa di Pellia einer näheren Besichtigung zu würdigen. Das Innere der Kirche ist reich an schönen Gemälden, unter denen sich die von Luino besonders hervorthun, wiewohl man die Empfindung hat, als sei der Maler bei einigen seiner Darstellungen, zumal bei der der Hölle, im Fluge seiner Phantasie ein wenig zu weit gegangen.

Die nächsten Tage vergingen in ebenso angenehmer Weise. Ich benutzte sie theils zu Ausflügen in die nahe gelegenen Berge, theils zu Fahrten auf dem Comersee und freute mich, in jeder Beziehung die Erwartungen erfüllt zu sehen, die sich an den hiesigen Aufenthalt geknüpft hatten.

Ueber den Camedopaß nach Roveredo; über den St. Bernhardin und Valserberg nach Ilanz; über den Panixerpaß nach Elm; über Luzern nach dem Maderaner-Thal.

Es war noch nicht ganz 4 Uhr, als ich am Morgen des 26. August Gravedona verließ, um über den Camedopaß nach Roveredo zu wandern. Bis Breno hinauf leuchtete der Mond und ließ den sich rauh und steil durch Wald emporziehenden Pfad wenigstens einigermaßen erkennen. Mit dem später beginnenden Tage traten die Umrisse der benachbarten Höhen allmählig deutlicher hervor und gewährten den nöthigen Anhalt für die einzuschlagende Richtung. Nach dreistündiger Wanderung zu den letzten menschlichen Wohnungen, den Hütten von Vincino gelangt, vergönnte ich mir eine kurze Rast und ließ mich von den dortigen Sennen mit Schwarzbrod und Milch bewirthen.

Die schönen Kastanienwälder hatten jetzt ihr Ende erreicht, nur Haselgebüsch und Gestrüpp deckte hier und da noch den Boden; die Umgebung wurde von nun ab mit jedem Schritt einsamer und öder. In Erwägung der niedrigen Lage des soeben verlassenen See's gegenüber der stattlichen Höhe von nahezu 9000 Fuß, die der Uebergang repräsentirt, konnte ich kaum die Hälfte des Weges bis dahin zurückgelegt haben. Von felsigen Weidehängen und steilen Hügeln verdeckt, lag die Jochhöhe noch weit entfernt und es mochten drei bis vier Stunden wohl mindestens noch vergehen, bevor ich erwarten durfte, den Uebergangspunkt zu erreichen.

In Gravedona hatte man mir, vermutblich um mich zu warnen, eine gar nicht unmögliche Begegnung mit Bären in Aussicht gestellt, die hier in den abgelegenen, von Menschen nur hin und wieder betretenen Schluchten noch hausen, und von denen im Lauf dieses Jahres schon einige erlegt sein sollten. Diese Thiere pflegen jedoch, so viel mir bisher bekannt, für gewöhnlich dem harmlosen Wanderer möglichst weit aus dem Wege zu gehen und nur gereizt oder verwundet dem Menschen gefährlich zu werden, so daß ein derartiges Rencontre ganz außerhalb der Erwartungen lag, obschon immerhin

der Gedanke, einer solchen Bestie zu begegnen, ja auch seinen gewissen Reiz hatte. Eine Vertheidigung mit Messer und Eisbeil, im Falle etwaigen Angriffs, wäre freilich wohl mindestens von zweifelhaftem Erfolge gewesen, und so war es jedenfalls besser, daß auf Grund geschäftlicher Behinderung Bruder Petz sich heute nicht zeigte und es vorzog, den leckeren Bissen sich anderweitig zu holen.

Die Steigung wurde nun strenger, der oft sich verlierende Pfad mußte wieder aufgesucht werden, und die vorher schon munkelnden Nebel begannen immer mehr und mehr von den Höhen Besitz zu nehmen. Drei Stunden waren vergangen, seitdem ich die gastlichen Hütten der Alp Vincino verlassen, ohne daß sich auch nur eine Spur von der Paßhöhe zeigen wollte. Der Gedanke, mich möglicher Weise noch gar verirren zu können, veranlaßte mich, den Kompaß noch einmal zu Rathe zu ziehen. Es stellte sich jetzt heraus, daß der Pfad schon seit einiger Zeit die bisherige Richtung verlassen und sich mehr nach Osten gewandt hatte. Nach der Karte war der Uebergangspunkt indessen im Norden zu suchen. Noch eben überlegte ich, ob es richtig und rathsam sei, dem Wege noch weiter zu folgen, als plötzlich auf einige Momente der Nebel sich lichtete, und sich oben zu meiner Linken, in freilich noch beträchtlicher Höhe eine schmale Einsattlung zeigte, die ihren Umgebungen nach ohne Zweifel die Jochhöhe sein mußte.

In unbekanntem Terrain durch Nebelnacht vorzudringen, gehört nie zu den Annehmlichkeiten, und doch blieb keine andere Wahl. So verließ ich denn den trügerischen Pfad und stieg, den Kompaß in der Hand, nach Möglichkeit die zahlreichen Klüfte und Felsenrisse vermeidend, an den jähen Hängen empor. Es war eine ziemlich mühsame und anstrengende Kletterpartie. Erst weiter nach oben hinauf begann das Terrain sich zu klären, auch der Nebel wurde nun lichter und bald lag der Felseinschnitt in deutlichen Umrissen vor mir. Die noch wenigen hundert Fuß waren in kürzester Zeit erstiegen und ich hatte um zwölf Uhr Mittags den Paßübergang erreicht.

An seiner Identität noch irgendwie zweifeln zu wollen, war in sofern keine Veranlassung, als unter mir das Val Traversagna, das hinab nach Roveredo führt, unverhüllt vor den Blicken dalag, und man einige Stunden weit hin den Abstieg übersehen konnte. Während

hinter mir der Nebel zum Theil noch immer das Regiment hatte und nur hin und wieder einen Blick auf die in verschwimmender Tiefe noch sichtbare Wasserfläche des Lago di Como gestattete, war nach Norden hin Alles klar und die Aussicht auf die dortigen Höhen in keiner Weise beschränkt. Die Paßhöhe selbst, eine scharf zulaufende Schneide, gewährte das Bild eines rauhen, vereinsamten Felsenhorstes, gewohnt, vom menschlichen Fuße nur selten betreten zu werden.

Vom Wirth des Albergo Bezzossi war ich heute beim Abschied noch mit verschiedenen Pfirsichen beglückt worden, die ich neben dem sonstigen Proviant bis hierher hinaufgetragen, und mir jetzt nach der langen Wanderung vortrefflich schmecken ließ. Auch ein unverhoffter Gesellschafter sollte später mir noch zu Theil werden, aber freilich nicht in Gestalt des in Aussicht gestellten Bären, vielmehr in der eines Rothkehlchens, das vermuthlich von den nahen Felsen bisher mir zugeschaut hatte und jetzt vertraulich herbeikam, die Brodkrümchen aufzupicken, die ich hin und wieder ihm zuwarf.

Es waren zwei beschauliche Stunden, die ich oben auf der Höhe verbrachte. Der Abstieg begann mit steinigen, sehr jäh abfallenden Hängen, deren verborgene Löcher und Spalten eine gewisse Vorsicht geboten und deren steile Beschaffenheit an die Festigkeit der Kniegelenke ziemlich starke Anforderungen stellte. Erst etwa tausend Fuß tiefer wurde die Sache erträglicher, die schroffen Wände verflachten sich mehr und mehr, und der bald beginnende Weg führte nun durch schattiges Gehölz, an rauschenden Quellen vorüber, längs der rechten Berglehne abwärts. Gegen vier Uhr hatte ich bereits das Ende des Waldes erreicht und betrat eine schön begraste, malerisch gelegene Alp, deren Hütten jedoch schon verlassen und nicht mehr im Stande waren, irgend welche Erfrischung zu bieten. Auf rauhem felsigen Wege von hier aus zu Thale steigend, gelangte ich bald in das Bereich der Nuß- und Kastanienbäume und in Zeit von anderthalb Stunden nach Roveredo hinab, um hier im Albergo dell' Angelo von der Wanderung auszuruhen.

Mit Roveredo befand ich mich zugleich an der St. Bernhardinstraße, der in nördlicher Richtung zu folgen, ich beabsichtigte. Der Himmel am nächsten Morgen war heiter und wolkenlos, die Luft aber

drückend und schwül, und die Aussicht auf beständige Witterung nicht gerade die allerbeste. Nach mehr wie fünfstündigem Marsch durch oft bezaubernde Landschaft zum Orte Cremeo gelangt, dessen stattliche Burgruine schon von weitem das Auge entzückt, nahm ich nur einen kleinen Imbiß und begab mich dann wieder auf den Weg, um in St. Bernhardin noch bei guter Zeit einzutreffen.

Die bis dahin nur mäßige Steigung nahm von jetzt ab erheblich zu, und die glühende Mittagssonne begann immer mehr und mehr sich fühlbar zu machen. Späterhin, bei S. Giacomo, führte die Straße über eine grüne, von Felsen umschlossene Hochebene, deren Mitte gewaltige Rohrmassen urwaldartig bedeckten, während gleichzeitig jede Spur von südlicher Vegetation hier plötzlich ein Ende hatte. Bei den letzten Hütten des Ortes benutzte ich einen kleinen Fußweg, der durch schönes Tannengehölz mit erheblicher Zeitersparniß zur Straße erst wieder zurückführte, da wo dieselbe beginnt, sich in kurzen steilen Windungen an der Bergwand hinaufzuziehen, um der rauhen Alpennatur allmälig sich zuzuwenden.

Der Himmel hatte sich inzwischen mit düsteren Wolken bedeckt, und ich mochte vielleicht eine Stunde von Neuem zurückgelegt haben, als ein heftiger Sturm sich erhob und der Regen in Strömen herabstürzte. In Ermangelung eines Zufluchtsortes und noch eine starke Stunde von St. Bernhardin entfernt, beschleunigte ich meine Schritte. Je höher ich stieg, um so mehr nahm der Sturm an Heftigkeit zu, die Luft wurde immer eisiger, und ich sah mich alsbald inmitten eines dichten Schneegestöbers, welches eben nur noch die Umrisse der Häuser erkennen ließ, als ich schließlich in St. Bernhardin gegen vier Uhr Nachmittags eintraf.

Nach derartiger Wanderung eine gute Unterkunft zu finden, ist eine nicht genug zu schätzende Wohlthat. Der äußere wie innere Mensch waren bald wieder hergestellt und es lag jetzt ein gewisses Behagen darin, am Kaminfeuer ausgestreckt, das draußen tobende Unwetter in Ruhe mit ansehen zu können.

Der nächste Tag sollte leider noch keine Aenderung bringen, das Thermometer war nach und nach auf 3 Grad Kälte gesunken, und

die vom heulenden Sturm gepeitschten Regen- und Schneemassen zogen nach wie vor an den Fenstern in dichten Wolken vorüber.

Erst am Morgen des zweiten Tages begannen sich die Wolken zu lichten, der Himmel entschleierte sich von Stunde zu Stunde mehr, und die frisch beschneieten Höhen traten eine nach der anderen hervor. Gegen Mittag begab ich mich auf den Weg und erreichte nach anderthalb Stunden die 6000 Fuß hohe Paßhöhe. Der reizende kleine See, der hier das Auge erfreut und dessen crystallenen Fluthen drei grüne Inseln entsteigen, war stellenweis mit Eis bedeckt, während sich rechts und links zu den Seiten, wohl vom Winde zusammengeweht, gewaltige Schneeschanzen hinzogen.

Nachdem ich mich längere Zeit der schönen Aussicht erfreut hatte, schritt ich langsam, der Straße folgend, zum lieblichen Thalgrund hinab und traf gegen zwei Uhr Nachmittags im Oertchen Hinterrhein ein.

Ich beabsichtigte, am folgenden Tage mich über den Valserberg nach Vals am Platz zu begeben. Als ich anderen Morgens erwachte, lag die Welt noch in dichtem Nebel, so daß sich der Aufbruch beinahe bis acht Uhr verzögerte. Der Himmel strahlte jetzt wieder im reinsten tiefsten Blau und die Hänge des Zapportgletscher, auf deren schneeweiße Decke ich vom Gipfel des Rheinwaldhorn seiner Zeit hinabgeschaut hatte, erglänzten im Sonnenlichte. Ueber üppig begrünte Matten an der nördlichen Bergwand emporsteigend, erreichte ich gegen zehn Uhr die Paßhöhe.

Der Blick auf die Adulagruppe wie auf die umliegenden Höhenzüge war heute von seltener Klarheit und wohl dazu angethan, sich länger an ihm zu erfreuen. Ein geeignetes schneefreies Plätzchen war in wenigen Minuten gefunden, so daß man mit allem Behagen, in dem von der Sonne bereits durchwärmten Moose gelagert, die Rundschau genießen konnte. Am Himmel stand nicht ein Wölkchen, die ganze Natur hatte gleichsam ihr Feierkleid angelegt, als wolle sie den heutigen Sonntag auch ihrerseits festlich begehen. Während man so von der Höhe aus das Auge umherschweifen ließ, wurde man unwillkürlich an die Worte Uhland's erinnert:

„O süßes Grau'n, geheimes Weh'n;
Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar, so feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich!
Das ist der Tag des Herrn!"

Inzwischen war es Mittag geworden. Ich hatte mich nunmehr entschlossen, angesichts der prächtigen Witterung wie der noch zeitigen Tagesstunde noch heute von Vals am Platz bis zur Kuranstalt Peiden zu wandern.

Der Schnee erstreckte sich fast bis hinunter zur Alp Wallatsch, bei deren Räumung die Sennen auch den Steg mit fortgenommen hatten, der hier den Bach überbrückt, so daß man gezwungen war, erst eine geeignete Stelle zu suchen, um den letzteren zu überspringen. Auf schmalem Pfade sodann der Bergwand zur Rechten folgend, gelangte ich gegen drei Uhr nach Vals, um beim Furger ein Stündchen zu rasten und die hervorragenden Leistungen dieses Kochkünstlers in gebührendem Maaße zu würdigen.

Mit dem weiteren Wege nach Furth hatte ich es diesmal übel getroffen. Um auch hier dem idyllischen Thale seinen stillen Frieden zu rauben, wurde jetzt eine Fahrstraße gebaut, die noch im Entstehen begriffen, den Abbruch des alten Weges hier und da schon herbeigeführt hatte, so daß man genöthigt war, bald jene, bald diesen benutzend, auf oft recht bedenklichen Pfaden die Zwischenräume zu passiren. Es mochten auf der ganzen Strecke wohl mindestens zweihundert Arbeiter augenblicklich beschäftigt sein, deren lautes Hämmern und Meißeln die sonstige Stille unterbrach, während hin und wieder die Luft vom betäubenden Krach der Sprenggeschosse erdröhnte und der Donner noch lange hinterher an den Felswänden wiederhallte. Wie im vorigen Jahre, so auch heute, entzückte mich die seltene Anmuth und wiederum düstere Romantik, die sich hier mit einander vereinigen und die Wanderung durch die herrliche Thalschlucht zu einer hoch genußreichen machen.

Zum Ausgang der Schlucht gelangt, passirte ich die Ortschaft Furth und traf gegen sechs Uhr Abends im kleinen Bad Peiden ein.

Ein zweistündiger Marsch am nächsten Vormittag genügte, mich

hinab nach Ilanz zu bringen, um von hier in der Richtung auf Trons meine Wanderung fortzusetzen. Etwa vier Kilometer hinter Ilanz bog ich rechts von der Landstraße ab und stieg über Wiesengelände zunächst zu dem Dörfchen Ruvis und weiter auf steilem Wege zu der kleinen Kapelle hinauf, von der man den ersten Blick auf das oben an hoher Felswand gelegene Panir gewinnt, woselbst ich zu nächtigen gedachte. In Ermangelung einer Wirthschaft daselbst empfiehlt das Reisehandbuch als Unterkunftsstätte das Pfarrhaus, ein gewiß sehr verständiger Rath, der indessen die Anwesenheit entweder des Geistlichen selbst oder eines seiner Leute voraussetzt, eine Annahme, welche sich leider heute nicht bestätigen sollte. Gegen vier Uhr nach Panir gelangt, fand ich hier das genannte Haus zu meinem Befremden geschlossen und erfuhr auf weiteres Befragen, daß der Pfarrer seit Kurzem verreist und erst in der nächsten Woche seine Rückkehr zu erwarten sei.

Wenn ich nicht meinen ganzen Plan, im Laufe des nächsten Tages das Panirerjoch zu passiren, ohne Weiteres aufgeben wollte, blieb jetzt schon kein anderer Ausweg, als nach einem Unterkommen mich anderweitig umzusehen. Nach langem vergeblichen Umhersuchen concentrirte sich schließlich die Hoffnung allein auf die ärmliche Hütte des hiesigen Ortsvorstehers, eines siebenzigjährigen Junggesellen, der mit seinem auch schon betagten, fast ebenso alten Knecht und einer noch jungen Magd die Räume der Baracke theilte.

An Schlafzimmern existirten nur zwei, deren eines, mit zwei Betten versehen, für die beiden Veteranen bestimmt war, wohingegen in der anderen Kammer, welche dicht unter'm Dache lag, für gewöhnlich die dralle Magd ihre Glieder zu strecken pflegte.

Nach eingehender, längerer Berathung eröffnete mir denn die Letztere, daß die Männer mit einem Bett für die Nacht sich behelfen würden und somit das unbenutzte zu meiner Verfügung stände, doch müßte sie pflichtgemäß mich darauf aufmerksam machen, daß der Hausherr die Gewohnheit habe, hin und wieder im Schlafe zu sprechen, ich mich also auf einen nächtlichen Vortrag immerhin gefaßt machen könne. Eine recht erbauliche Aussicht, die an Reiz noch

dadurch gewann, daß der Knecht augenscheinlich an Asthma litt und somit ein seltenes Concert für die kommende Nacht mir bevorstand.

Ungeachtet des opferwilligen und freundlichen Anerbietens konnte ich nicht umhin, gegen obiges Arrangement energisch zu protestiren, und gelang es mir schließlich denn auch, das menschenfreundliche Herz der strammen Hausfee zu rühren und sie dahin zu bewegen, ihr Zimmer mir abzutreten, um selbst bei irgend einer Freundin im Orte zu hospitiren. Die wichtigste aller Fragen war somit geordnet und nur noch die der Verpflegung näher in's Auge zu fassen. Dieselbe erledigte sich schnell, indem außer Käse und Brod sowie einem trinkbaren Wein keine weitere Auswahl vorhanden, das Wenige aber appetitlich und durchweg genießbar war, so daß man auch in dieser Beziehung vollkommen zufrieden sein durfte.

So nahte denn die Stunde heran, wo ich angesichts der morgigen Tour es glaubte verantworten zu können, mein Kämmerchen aufzusuchen. Das an sich schon bescheidene Eldorado meiner gütigen Gönnerin war in Folge der rings an den Wänden placirten Röcke und Tücher auf ein Minimum zusammengeschrumpft und vermochte kaum noch dem Bett den entsprechenden Platz zu gewähren. Es herrschte in dem ganzen Raum eine eigenthümlich penetrante, sehr kräftige Atmosphäre, die an Schärfe um ein Merkliches zunahm, je mehr man sich dem Bette näherte, um sich schließlich, nachdem ich bereits in den schwellenden Kissen versunken, bis zur allerhöchsten Potenz des Duftes emporzuschwingen. Freund Morpheus aber hatte Erbarmen, das Bild der mich umschwebenden Jungfrau wurde immer matter uud matter, und schon nach wenigen Minuten war ich sanft und süß entschlummert.

Um sechs Uhr am anderen Morgen verließ ich die Hütten von Panix und folgte dem schmalen Fußwege, der durch prächtigen Tannenwald und über die Alp Ranasca im weiten Bogen zur Kreuzeck, einer scharf hervortretenden Bergwand, ziemlich steil und beschwerlich hinaufführt. Mit Letzterer hat man zugleich das einsame Hochthal erreicht, das, in nördlicher Richtung ansteigend, den Zugang zur Paßhöhe vermittelt und, von kahlen Höhen umschlossen, den Eintritt in eine rauhe und wilde Gebirgswelt eröffnet. Den tiefen Abgrund

zur Linken, unter mächtigen Felsköpfen hinlaufend, trifft der Pfad alsbald mit dem brausend sich nähernden Bache zusammen, der hier eine Klamm durchbricht und mit Hülfe einer Brücke passirt wird. Man sagt, daß an dieser Stelle im Jahre 1797 eine Anzahl russischer Soldaten hinab in die Tiefe gestürzt und um's Leben gekommen sei, und will man sogar in der Neuzeit noch Reste von alten Gewehren, von Säbeln, Faschinenmessern und Feldkesseln gefunden haben.

Zum jenseitigen Ufer gelangt, betrat ich das sogenannte Alp-Meer, eine öde, mit dürftigem Gras hin und wieder bedeckte Fläche, die in sanfter, allmäliger Steigung sich über eine Stunde weit hinzieht, um schließlich in der Hexenecke, dem Abschluß des Thales, zu endigen. Die düsteren, von beiden Seiten hier dicht herantretenden Felswände, zwischen denen die geborstenen Eiswände des kleinen Meergletschers münden, verbunden mit der Einsamkeit und unheimlichen Stille des Ortes, lassen leicht den Namen begreifen, den man solchem beigelegt hat.

Die letzte Etappe zur Paßhöhe lag unmittelbar jetzt vor mir, und zwar in Gestalt einer steilen, fast durchweg aus mürbem Schiefer und Geröll bestehenden Wand von einigen hundert Fuß Höhe. Ungeachtet der geringen Entfernung nahm der Aufstieg in Folge des nassen und stellenweis schlüpfrigen Gesteins fast eine halbe Stunde in Anspruch, so daß ich erst um zehn Uhr Vormittags die Höhe des Joches erreichte.

Dieselbe besteht in einem breiten, plateauartig abgeflachten, von trotzigen Berggestalten zu den Seiten umschlossenen Hochkamm, der mit Felsblöcken dicht überdeckt, das Bild einer starren Einöde, einer völligen Verlassenheit darbietet. Inmitten mächtiger Trümmer, dem Auge beinahe verborgen, steht ein kleines, steinernes Schutzhaus, gewiß ein willkommenes Asyl, wenn Stürme und Ungewitter den Wanderer hier überraschen. Dem schneidenden Wind nach zu schließen, welcher heut' trotz der warmen Sonne über den rauhen Felskamm hinwegstrich, mag es zeitweis hier munter blasen und die immerhin achtbare Höhe von weit über 7000 Fuß dann bitter zur Geltung kommen.

Nach genossener Umschau verließ ich die einsame Höhe und stieg in der Richtung auf Elm auf rauhem steinigen Pfade zu einer Quelle hinab, um hier, vor dem Winde geschützt, eine Stunde lang mich zu ruhen. Ich befand mich in einer engen Schlucht, die, in steilem Absturz sich senkend, an wildem und ödem Charakter die soeben verlassene Höhe womöglich noch übertraf. An den jäh aufragenden Felswänden, die als dunkle Riesenmauern von beiden Seiten herandrängten, war auch nicht die leiseste Spur von Vegetation zu entdecken; nur starres, kaltes Gestein trat hier dem Auge entgegen, und wohin sich der Blick auch wandte, überall erschien das Bild einer trostlosen Einöde.

Erst nachdem ich eine Stunde lang zum Theil über mächtige Berge harten Lawinenschnee's von Neuem abwärts gestiegen, begann die Schlucht sich zu weiten; die Felswände traten allmälig zu beiden Seiten zurück und ein Blick in die Tiefe hinab ließ die grünen, sonnigen Matten der oberen Pätz-Alp erkennen, deren rauchende Hütten bereits ihren gastlichen Gruß entboten. So weit es der felsige Boden und der steile Fußweg gestatteten, in beschleunigtem Tempo bergabschreitend, hatte ich bald die Hütten erreicht, um nach kurzem Aufenthalt dort zu der nächstgelegenen Thalstufe, und weiter zu Seiten des Baches nach Wallenbrugg hinabzusteigen, wo der Weg nach der Wichlenalp und zum Richetlipaß sich abzweigt. Von hier ab hatte ich nur dem breiten Saumweg zu folgen und gelangte, durch freundliche Landschaft immer rüstig zu Thale wandernd, gegen vier Uhr Nachmittags nach Elm.

Anderen Morgens hatte sich der Himmel mit dichten Wolken bezogen und es regnete ununterbrochen mit einer Beharrlichkeit, die zu äußerst geringen Hoffnungen für die nächsten Tage berechtigte. Nicht Willens, vergeblich zu warten, ging ich zeitig hinunter nach Glarus, fuhr von dort mit der Bahn nach Luzern, und wanderte am folgenden Tage von Flüelen über Amstäg und Bristen nach dem Gasthaus zum Alpenclub am Ende des Maderanerthales, wo ich im Laufe des Abends eintraf.

Ueber den Brunnipaß nach Dissentis; über den Valserberg nach Splügen; über den Fiannelpaß nach Savognin; über das Aelajoch nach Bergün.

Vier Uhr war eben vorüber, im Gasthof zum Alpenclub lag noch Alles im tiefen Schlafe, als ich am Morgen des 2. September, mit dem nöthigen Proviant versehen, an der drüben gelegenen Thalseite die steilen Hänge hinaufstieg. Ich beabsichtigte, im Laufe des Tages das Brunnijoch zu passiren, auf dem mich noch vor zwei Jahren ein heftiges Unwetter zwang, vor der Paßhöhe umzukehren. Die Witterung war heute sehr schön. Nach ungefähr zweistündigem Steigen durch das wildromantische Hochthal gelangte ich an den Wasserfall zur Linken des Felsenthores, welches hier als einziger Zugang das obere Brunnithal erschließt. Es hatte sich bisher noch immer keine Gelegenheit finden wollen, den schäumenden Bach zu überschreiten, nur hier vor dem Wasserfall war der Uebergang allenfalls möglich, jedoch nur mit Hülfe von schwachem, schon mürbem Lavinenschnee, der als dünnes schmales Gewölbe, augenscheinlich dem Einsturze nahe, nothdürftig den Bach überbrückte. Um wenigstens die Last zu vertheilen, legte ich mich vorsichtshalber platt zur Erde und kroch so auf allen Vieren, jede Erschütterung möglichst vermeidend, über das schwanke Gewölbe hinweg. Zum jenseitigen Ufer gelangt und zum Felsenthor langsam hinaufsteigend, betrat ich nach wenigen Minuten das obere Brunnithal, und der großartige Gletschercircus lag unmittelbar jetzt vor mir.

Zum Aufstieg wählte ich auch diesmal die rechte Seitenmoraine und befand mich in kurzer Zeit auf dem unteren Gletscherplateau, dessen ebene, fast schneefreie Eisfläche ich in gerader Richtung durchschritt, bis später die Steigung begann und gleichzeitig tiefe Spalten ein weiteres Vordringen hemmten. Ich wandte mich jetzt zur Linken der abschüssigen Eiswand zu, um im Zickzack mühsam emporklimmend, die Höhe des Felsvorsprungs, der ziemlich dicht hier herantritt, allmälig zu überflügeln, was mir schließlich denn auch gelang und wodurch ich auf gefahrlose Weise die Stelle umgangen hatte, die damals für mich so leicht hätte verhängnißvoll werden können.

Weiter hinauf gelangte ich zu steilen, zum Theil recht bedenklichen Abstürzen, deren hartes und sprödes Eis die stetige Benutzung der Fußeisen, hin und wieder auch wohl das Einschlagen von Stufen erforderte, um bequemer und sicherer zu steigen. Die erste Hälfte der Strecke war verhältnißmäßig schnell bewältigt, die andere indessen so jäh und so von Schründen durchbrochen, daß es rathsam erschien, der Felswand zur Linken sich zuzuwenden, um sich hier über wüstes Geröll den Weg weiter aufwärts zu suchen. Mit zwanzig Pfund im Tornister pflegen derartige Kletterpartien nicht besonders erwünscht zu sein; ich empfand eine gewisse Genugthuung, als ich endlich die Höhe erreicht hatte und, nach rechts hin die Felsen verlassend, den oberen Gletscher betrat.

Die dem Eise entragenden Gipfel des Piz d'Acletta und Piz Cavadires, zwischen denen sich die Paßhöhe befindet, wurden jetzt zum ersten Mal sichtbar; man vermochte mit bloßem Auge das Steinmännli zu erkennen, welches hoch auf der Schneide errichtet, den Jochübergang bezeichnet. Bis zu Letzterem hatte man noch eine gute Stunde zu rechnen, umsomehr, als der anfänglich ebene und leicht passirbare Gletscher um ein Merkliches steiler wurde, und die Spalten sich derartig mehrten, daß man nur mit äußerster Vorsicht sich weiter bewegen konnte. Noch unmittelbar vor der Paßhöhe gelangte ich zu einem Schrund, der mir recht viel zu schaffen machte; es bedurfte erst längerer Zeit, bevor sich Gelegenheit bot, durch ziemlich weites Umschreiten ihm aus dem Wege zu gehen. Gleich darauf verließ ich den Gletscher, stieg wenige Schritte nur noch an rauhen Felsen hinauf, und stand um elf Uhr Vormittags auf der 9000 Fuß hohen Jochhöhe.

Das siebenstündige anstrengende Steigen hatte mich einigermaßen ermüdet, ich vergönnte mir eine längere Rast, um zu Seiten der Steinpyramide mich vom hohen Felsenhorst aus der herrlichen Rundschau zu erfreuen. Nächst den nahen Bergen Graubündtens, die von Süden und von Osten her herantraten, war es besonders das erst soeben durchschrittene Gletschergebiet, dessen wunderbare Pracht das Auge gefesselt hielt. Dasselbe weithin gedehnte, von schimmernden Eiscrystallen erbaute Amphitheater, das ich wenige Stunden zuvor von unten aus

angestaunt hatte, lag nunmehr zu meinen Füßen, und die an den Gletscherterrassen allmälig von Stufe zu Stufe niedergleitende Sonne rief rings an den weiten Wänden, bis hinab in die äußersten Tiefen, ein Funkeln und Blitzen hervor, das dem ganzen riesenhaften Bau ein feeenhaftes Ansehen verlieh. Auf der anderen Seite desselben erhob sich der Oberalpstock, sein firnumkleidetes Haupt dem mächtigen Gletscher entwindend, der im senkrechten Niedersturz seine lichtüberstrahlten Massen der unteren Eiswelt zuführte und mit ihr sich zu einem Bilde von erhabenster Größe vereinigte, von dem das berauschte Auge sich gar nicht abwenden mochte.

Gegen ein Uhr brach ich wieder auf. Die ersten zweihundert Fuß ging es einen nahezu senkrechten, kaminartigen Einschnitt hinab, der aus mürbem Gestein bestehend, mit Vorsicht passirt werden mußte. Demnächst über spitziges Geröll und Schnee meine Wanderung fortsetzend, befand ich mich alsbald vor steilen schlüpfrigen Rasenhängen, denen ich nur zu folgen hatte, um weiter hinab zum Aclettathal zu gelangen. Unten begann ein leidlicher Fußweg, der, am Oertchen Acletta vorüber, allmälig zur Thalschlucht hinausführte. Ich hatte jetzt noch eine Strecke auf der großen Straße zu wandern und traf um vier Uhr Nachmittags im Gasthof zu Dissentis ein.

Der folgende Tag hatte nur einen kurzen Marsch zu verzeichnen. Der Oberalpstraße folgend, begab ich mich zunächst nach Somvix, dinirte dort bei Frau Lombris, der verwittweten Gemeinde-Präsidentin, und wanderte dann nach Trons, um je nach Inhalt der Briefe, die ich hier zu empfangen hoffte, die weiteren Touren zu regeln.

Ich ging mit der Absicht um, zwei Damen aus meiner Bekanntschaft, die auf Anrathen ihres Arztes nach Davos zu gehen gedachten, auf einige Tage dort zu besuchen. Bisher über die Zeit ihrer Ankunft noch immer im Ungewissen, erfreute es mich um so mehr, hier in Trons die Nachricht zu finden, daß die Damen schon seit einer Woche im Kurort angelangt seien. In Betreff meiner Reisepläne war somit Alles geordnet und mein nächstes Ziel jetzt Davos.

Wenn nicht alle Anzeichen trügten, stand ein Umschlag der Witterung in Aussicht, wenigstens hatte sich der Himmel bewölkt und

die Luft war auffallend schwül, als ich am anderen Morgen, etwa dreißig Minuten hinter Trons, die große Straße verließ und mich dem Wege zur Rechten zuwandte, der zum Dorf Obersachseln hinaufführt. Zum Theil sich durch üppiges Baumgrün, an kleinen Gehöften vorüber, an der Bergwand allmälig emporwindend, gewährte der Weg hin und wieder entzückende Blicke zurück auf die drüben gelegenen Höhen, zwischen denen von Zeit zu Zeit ein entfernterer Schneekopf auftauchte und sein ehrwürdig weißes Haupt zu den düsteren Wolken erhob, die in langer geschlossener Front immer näher aus dem Norden heraufzogen. Von Obersachseln stieg ich zunächst zum Oertchen Neudorf hinauf und wanderte durch grünende Alpwiesen über Morris hinab nach Furth, wo ich um 4 Uhr Nachmittags eintraf.

Der Gasthof daselbst erfreute sich heute eines Fremden, dessen nähere Bekanntschaft zu machen mir in hohem Grade erwünscht war. Es war der Doctor Gsel-Fels, der mit Recht so beliebte Verfasser der Reisehandbücher für Italien, der sich behufs Untersuchung verschiedener in der Nähe befindlichen Quellen vorübergehend hier aufhielt, und mit dem ich Gelegenheit hatte, über die noch in diesem Jahre nach Süditalien und Sicilien in Aussicht genommene Reise mich eingehend zu unterhalten.

Um Vals am Platz noch vor Dunkelwerden zu erreichen, brach ich bald nach Tische wieder auf. Der Himmel hatte inzwischen ein immer drohenderes Ansehen gewonnen; ich mochte vielleicht zwei Drittheil der Strecke zurückgelegt haben, als ein grell aufleuchtender Blitz das schwarze Gewölk durchzuckte und der weithin rollende Donner zu größerer Eile mahnte. Die Warnung war noch so gerade zur rechten Zeit gekommen. Nach Kräften die Schritte beschleunigend, gelang es mir, die Häuser von Vals noch vor acht Uhr Abends zu erreichen, während sich wenige Minuten darauf die dunkelen Wolken entluden und der Regen, vom Sturme gepeitscht, sich in Strömen zur Erde ergoß.

Anderen Morgens, am 5. September, war jedes Wölkchen verschwunden und die aufgehende Sonne beschien eine freundlich lachende Landschaft. Gegen neun Uhr hatte ich die Paßhöhe des Valserberges

erreicht. Von hier aus einstweilen pfadlos der linken Berglehne folgend, gelangte ich nach kurzer Zeit zu einer größeren Sennwirthschaft, von welcher ein schmaler Fußweg durch Gestrüpp und steinige Tobel zum Oertchen Nufenen hinabführte. Die nachgerade schon belästigende Hitze ließ mich einige Stunden verweilen, so daß ich in Splügen erst im Laufe des Nachmittags eintraf.

Um von hier aus nach Schweiningen — oder Savognin, wie der Ort im Romanischen heißt — zu gelangen, war der einfachste und kürzeste Weg der 8000 Fuß hohe Fiannelpaß. Ich begab mich am anderen Morgen schon frühzeitig auf den Marsch, um einstweilen der Splügenstraße in nördlicher Richtung zu folgen. Erst kurz vor Andeer bog ich rechts in das Seitenthal ab und erreichte nach vierstündiger Wanderung das Dörfchen Außer Ferrera.

Von hier ging es ziemlich steil an der linken Bergwand hinauf zu den oben auf hoher Alp gelegenen Hütten von Cresta. Mit ihnen zugleich begann ein leidlicher Fußweg, der anfangs durch Waldesdickicht und später durch steiniges Terrain zu einem einsamen Hochthal hinaufführte. Der Baumwuchs hörte hier auf und ich gelangte nach einiger Zeit, über grüne, von rauhen Felsadern durchzogene Alpweiden ansteigend, zu einer vereinzelten Hütte, die von Kühen und Ziegen umlagert, die tröstliche Aussicht gewährte, einen erquickenden Trunk hier zu finden.

Die Erwartungen bestätigten sich. Der Senne, ein freundlicher Mann, auch des Deutschen vollkommen mächtig, reichte mir gern die gewünschte Erfrischung und informirte mich noch außerdem über die einzuschlagende Richtung. So verließ ich denn gestärkt und belehrt eine Stunde später die Hütte und wanderte, den Fiannelgletscher von nun ab immer zur Rechten, das wilde Thal weiter aufwärts.

Gegen Mittag hatte ich die Alp Moos und mit ihr das Ende des bisherigen Pfades erreicht. Eine Viertelstunde nachher hörte bis auf vereinzelte Grashalme jede Spur von Vegetation auf und das steil sich hinaufziehende Hochthal wurde immer kahler und öder. Die zuvorige Richtung verlassend und mehr mich nach links hin wendend, betrat ich demnächst eine enge, noch mit Schnee gefüllte Schlucht,

durch welche man, knietief oft einsinkend, ziemlich mühsam emporsteigen mußte.

Um ein Uhr erreichte ich die Jochhöhe, ein rauhes kahles Plateau, über dessen verschneite Fläche, zum Aufenthalt wenig ermunternd, ein eisiger Wind hinwegstrich. Man befindet sich hier inmitten einer großartigen Alpenwelt und unmittelbar gegenüber den Gletschern des Piz Forbisch wie des schneebedeckten Piz Platta, die vereint mit den felsigen Höhen, die von allen Seiten her auftauchen, dem Auge ein Hochgebirgsbild von seltener Schönheit darbieten.

Gern würde ich den herrlichen Anblick noch länger genossen haben, wenn nicht die sibirische Kälte und der völlige Mangel an Schutz gegen den schneidenden Wind mich bestimmt hätten, nach flüchtig gehabter Umschau den Wanderstab weiter zu setzen, um unterhalb des Jochüberganges ein Plätzchen mir aufzusuchen, welches weniger vom Luftzug berührt, zum Lagern sich eignete.

Nachher ging es rüstig bergab. Der Schnee hatte bald ein Ende und ich betrat nach nicht langer Zeit die vereinsamt gelegene Alp Schmorris, bei deren verlassenen Hütten von Neuem der Weg begann, der in langen, zahlreichen Windungen an begrasten Hängen hinab und zuletzt durch Wiesen und Wald allmälig zu Thale führte. Gegen vier Uhr erreichte ich den stattlichen, inmitten grünender Matten gelegenen Ort Savognin, wo ich im Hotel Piz Michél Quartier nahm.

Der 7. September versprach ein herrlicher Tag zu werden, wenigstens zeigte sich am Himmel kein Wölkchen und es wehte ein frischer Luftzug durch das Oberhalbsteinerthal, als ich um acht Uhr am anderen Morgen auf der großen Landstraße hinschritt. Mein heutiges Ziel war Bergün. Ich hatte, um dorthin zu gelangen, den Aëlapaß zu passiren, ein ziemlich beschwerliches, über 8000 Fuß hohes Joch.

Nach etwa halbstündigem Marsch erreichte ich die Ortschaft Tinzen und stieg, den Thalgrund verlassend und in östlicher Richtung abschwenkend, zu den Hütten von Pensa hinauf, um sodann, nach Ueberschreiten des Baches, dem rauhen Pfade zu folgen, der zur Rechten einer wilden Schlucht sich andauernd streng und steil längs der kahlen, felsigen Bergwand zur schönen Alp Err emporzieht.

Jeder Weg hatte hier ein Ende. Mit Beibehaltung der Richtung unmittelbar bei den Hütten der Alp den nahen Abhang hinaufsteigend, betrat ich ein grünes Hochthal, wo ganze Schaaren von Rindern unter hellem Glockengeläut sich im üppigen Grase tummelten.

Die Freude, über ebenes Terrain auf weichen Matten zu wandern, war verhältnißmäßig nur kurz; schon nach wenigen tausend Schritten traten senkrechte Wände heran, die nach dieser Seite hinaus das einsame Hochthal absperrten. Ich wandte mich jetzt zur Linken den steilen Abhängen zu, die, nur spärlich mit Gras bedeckt, sich hier an den Thalgrund anlehnen. Vermöge ihrer Lage zur Sonne wie des Kalkgehaltes der Felsen zeigen solche eine reiche Flora der verschiedensten Alpenblumen, unter denen ich Edelweißblüthen von seltener Schönheit bemerkte.

Nach einstündigem mühsamen Steigen traten wüstes Geröll und Felsblöcke an die Stelle des Weidehanges. Ich passirte nicht lange darauf das Palais eines Bergamasker Hirten, eine kleine, aus Schieferplatten und Steinen errichtete Hütte mit einem in ähnlicher Art sehr geschickt construirten Kochherde, auf dem die noch frische Asche mit Recht der Vermuthung Raum gab, daß der wilde Sohn des Gebirges vor Kurzem hier noch gehaust hatte.

Die strenge, beschwerliche Steigung hatte jetzt ihr Ende erreicht; ich betrat alsbald ein rauhes und kahles Felsplateau, umstarrt von den düsteren Wänden des Piz Aëla und des Tinzerhorn, deren Gipfel hier dicht herantreten. Eine wilde Einöde umgab mich, nur allein der Blick hinab auf die südlich gelegenen Thäler und die freundlichen Wohnstätten der Menschen vermochten das beengende Gefühl des Verlassenseins etwas zu mildern.

Die bisherige Richtung aufgebend und wieder nach Osten mich wendend, mußte ich mich durch ein wahres Labyrinth von riesigen Felsblöcken hindurchwinden, ein Marsch, der nur hin und wieder durch ein kurzes Schneefeld erleichtert, im Ganzen äußerst beschwerlich und zugleich ein vortrefflicher Prüfstein für die Güte der Bergschuhe war. Ich sah wiederholentlich Murmelthiere und erreichte alsbald einen kleinen, von Felsen umschlossenen See, den man auf seiner linken Seite zunächst zu umklettern hatte. Späterhin, eine geraume Zeit

lang unter den Wänden des Piz Aëla über Schnee und Trümmer hinwegsteigend, gelangte ich zu einer engen, sich mehrfach windenden Schlucht, und wenige Minuten nachher, bis dahin dem Auge verborgen, wurde auch die Jochhöhe sichtbar, ein steil aufragender Grat, der, aus rothem Gestein bestehend, den rauhen Felskopf zur Rechten mit dem Piz Aëla verbindet. Eine halbe Stunde darauf war der Uebergangspunkt gewonnen. Ich stand jetzt unmittelbar unter dem Gipfel des mächtigen Bergriesen, der, scheinbar nur um weniges höher, von hier aus den Eindruck macht, als könne es nur ein Leichtes sein, seinem breiten, schneeigen Haupt einen kurzen Besuch abzustatten.

Es war noch nicht ganz ein Uhr und die Sonne schien schön und warm, so daß keine Ursache vorlag, den Abstieg zu übereilen; vielmehr durfte ich in aller Ruhe die gewaltige Schöpfung bewundern, in deren Mitte zu weilen mir augenblicklich vergönnt war. In westlicher Richtung auf die eben erst durchschrittene Steinwüste und das Tinzerhorn sich beschränkend, schweifte ostwärts der Blick über ein weites, großartiges Alpengebiet. Auch ein Theil der Albulastraße war in ferner Tiefe erkennbar, ein sicherer Beweis für mich, auf dem richtigen Wege zu sein, um hinab nach Bergün zu gelangen. Nur über den Abstieg selbst war ich vorläufig noch nicht im Klaren, ich schwankte zwischen zwei Wegen, die anscheinend für ihre Wahl die gleiche Berechtigung hatten. Von der scharf zulaufenden Schneide sah man direct hinab in zwei tiefe, durch einen rauhen, felsigen Grat von einander getrennte Bergkessel. Aus jedem derselben führte, wie man gut zu erkennen vermochte, eine enge Klamm weiter abwärts. Ob die Letzteren indessen beide in ihrer Verlängerung passirbar, oder aber nur eine derselben den eigentlichen Abstieg fortsetzte, war man schlechterdings nicht im Stande, von oben aus zu beurtheilen.

Nachdem ich eine Stunde geruht, entschied ich mich nach nochmaligem Blick auf die oft schon befragte Karte für den Abstieg zur Linken und fuhr getrost am Alpstock das abschüssige Schneefeld hinab, welches, hart an der Schneide beginnend, die diesseitige Wand des Kessels bis zur ersten Hälfte bedeckte. Späterhin über mürbes Gestein und Felsschutt weiter bergab steigend, war ich kaum fünf Minuten

gegangen, als plötzlich in der Nähe ein Schuß fiel, und unmittelbar darauf, aus dem Felsen zur Linken hervorbrechend, drei Gemsen vorüberstürmten. Ich vermochte trotz eifrigsten Spähens keine menschliche Gestalt zu entdecken, ebenso wenig wie es mir gelang, auf meinen wiederholten Jagdruf die übliche Antwort zu erhalten. Es mußte der geheimnißvolle Schütze entweder mich nicht gehört, oder sonst welche Gründe haben, vor der Hand noch verborgen zu bleiben.

So wenigstens nahm ich an und stieg ohne Aufenthalt die steinigen Hänge hinab, so daß ich in kurzer Zeit die Sohle des Kessels erreichte und mich nunmehr dem Eingang der Klamm allmälig zuwenden konnte. Zwischen Steinblöcken mühsam den Weg suchend, gewahrte ich alsbald einen Mann, der in gleicher Weise wie ich von Felsstück zu Felsstück kletternd, mir langsam entgegen kam und allem Anscheine nach bisher mich noch nicht bemerkt hatte. Eine freudige Ueberraschung für mich, in dieser trostlosen Einöde auf ein menschliches Wesen zu stoßen!

Bei weiterer Annäherung zeigte sich, daß der scheinbar harmlose Wanderer nächst dem eisenbeschlagenen Alpstock auch noch einen Stutzen führte, während von den Schultern des Mannes ein starker Gemsbock herabhing, dessen schweres Gewicht, wie es schien, ihm nicht wenig zu schaffen machte. Bald darauf stand der Wildschütze vor mir, eine wettergebräunte Erscheinung von ziemlich verwegenem Aeußern. Der Schweiß des erlegten Wildes, der Gesicht und Anzug bedeckte, vereint mit den vielfach zerschundenen und theilweis blutenden Händen gaben dem Manne ein ungemein wüstes, beinahe unheimliches Ansehen. Derselbe gehörte nach Tinzen und theilte demnächst mir mit, daß er heute schon in aller Frühe die Gemsen beim Aesen belauert und so lange gewartet habe, bis dieselben sich niedergelegt, um sodann sich ihnen allmälig auf weitem Umwege zu nähern, was vor kurzem ihm erst geglückt, und dessen Resultat eben hier der prächtige Gemsbock sei, den er augenblicklich im Begriff stehe, nach Tinzen überzuführen.

Das Räthsel des Schusses war gelöst, auch freute ich mich zu erfahren, daß ich ganz auf dem richtigen Wege und nur noch etwa zwei Stunden von meinem Ziele entfernt sei. Das erschöpfte Aus-

sehen des Mannes veranlaßte mich, ihm beim Abschied den noch übrig gebliebenen Proviant wie den Rest des Weines anzubieten, was derselbe mit Dank acceptirte und versprach, späterhin auf der Paßhöhe den guten alten Ivorgne auf meine Gesundheit zu trinken.

Bald darauf erreichte ich die Klamm, die von mächtigen Felsen umschlossen, zu den ersten Alpen hinabführte, wo man wieder auf weichem Boden behaglich hinschreiten konnte. Die Zeitberechnung des Wildschützen erwies sich als vollkommen richtig. Immer munter zu Thale steigend, erreichte ich um fünf Uhr Nachmittags die obere Albulastraße und dreißig Minuten später das malerisch gelegene Bergün, um im Gasthof zum Weißen Kreuz, einem guten einfachen Wirthshaus, den heutigen Tag zu beschließen.

Ueber den Sertigpaß nach Davos; über den Scalettapaß nach Scanfs; über Pontresina nach Tirano, Colico und Lugano.

Von Bergün nach Davos am Platz der großen Straße zu folgen, hatte wenig Verlockendes, und so sah mich denn der nächste Morgen das romantische Tuorsthal hinaufwandern, um mit Benutzung des Sertigpasses, eines verhältnißmäßig bequemen, gegen 9000 Fuß hohen Joches, wenn auch allerdings auf weiterem, so doch interessanterem Wege zum obigen Ziel zu gelangen. Ich passirte kurz nach einander verschiedene Maiensässen und erreichte nach dreistündigem Marsch die oben auf grüner Alp in einer Höhe von 7000 Fuß gelegenen Raveischg-Seeen, zwei reizende kleine Gewässer, deren eines in seiner Färbuug an das schöne lichte Blau des Genfersees erinnert.

Von hier aus wandte ich mich nordwärts und stieg über steile Grashänge zu dem schmalen Einschnitt hinauf, der den schneebedeckten Hoch Duncan, einen mächtigen Felscoloß, von dem Nachbar zur Rechten trennt und zugleich die Jochhöhe darstellt.

Gegen zehn Uhr hatte ich die Höhe erreicht, um angesichts der prächtigen Witterung zwei volle Stunden zu ruhen und in warmer

Sonne gelagert, mich der großartigen Alpennatur, die mich hier umgab, zu erfreuen. Insbesondere war es der Piz Kesch, der durch die kühne Form seines Aufbaues wie durch die Pracht seiner Gletscher das Auge gefesselt hielt. Kaum fünfzig Schritte entfernt bemerkte ich später zwei Schneehühner, die, harmlos und ungenirt auf den Felsen umherstolzirend, ohne die mindeste Scheu zu verrathen immer mehr und mehr sich mir näherten. Erst ein wohlgemeinter Versuch, einige Brodkrümchen ihnen zu opfern, schien dieselben stutzig zu machen und sie zu veranlassen, eiligen Laufes das Weite zu suchen.

Der Abstieg lag deutlich vor mir in Gestalt zweier Felsterrassen, die zum Theil noch mit Schnee bedeckt, zum Kuhalpthale hinabführten. Eine Strecke weit am Alpstock abfahrend und sodann über lockeren Schnee und Geröll weiter abwärts steigend, gelangte ich alsbald zur Thalsohle, um hier dem Wege zu folgen, der zur Rechten des Baches sich hinzieht. Allmälig traten die Bergwände zu beiden Seiten zurück und das unmittelbar darauf sich öffnende Sertigthal bot dem Auge nach langer Zeit zum ersten Mal wieder den Blick auf grün bewaldete Höhen und üppig begraste Matten, welche letzteren hier in einer Breite von mindestens tausend Schritt den lieblichen Thalgrund bedecken. Um vier Uhr erreichte ich Davos und hatte so Gelegenheit noch, die mir befreundeten Damen im Laufe des Nachmittags zu begrüßen.

Beiden war der Aufenthalt hier bis dahin vortrefflich bekommen, die Patientin speciell fühlte sich so erholt und gekräftigt, daß wir die Zeit des Beisammenseins in heiterster Stimmung verleben und unabhängig von der Witterung unsere Ausflüge machen konnten. Nur längeres beschwerliches Steigen hatte der Arzt noch einstweilen verboten; die einzige Leistung auf diesem Gebiet war der gelegentliche Besuch der Schatzalp, die in Richtung des Strehlapasses etwa 4 bis 500 Fuß hoch an grüner Bergwand gelegen, durch den Besitz einer Erfrischungshütte die erwünschte Gelegenheit bietet, mit Genüssen verschiedener Art die gehabten Mühen zu lohnen.

Meine Freundinnen, welche zuvor noch nie in der Schweiz gewesen, gestanden übrigens ein, daß sie doch ein wenig enttäuscht seien in Betreff der Naturschönheiten, eine Beurtheilung, welche sich eben nur dadurch erklären ließ, daß die Damen außer Davos noch nichts

von den Alpen gesehen und glaubten, nach diesem landschaftlich so wenig bevorzugten Orte für die ganze übrige Schweiz den Maßstab anlegen zu dürfen. Ich machte ihnen daher den Vorschlag, nach Pontresina, das an Güte der Luft Davos nicht im mindesten nachsteht und an Großartigkeit der Natur dasselbe weit übertrifft, für einige Zeit überzusiedeln, um dort die Schönheit der Schweiz und die wilde Pracht ihrer Berge in Wirklichkeit kennen zu lernen.

Wie ich im Stillen vorausgesetzt, fand der Vorschlag geneigtes Gehör, und da auch der Arzt des Kurhauses seine hohe Einwilligung gab, stand der Ausführung nichts mehr im Wege. Meine Freundinnen wollten zu dem Zweck die Post über den Fluela benutzen, während ich mich einen Tag früher auf den Marsch zu begeben gedachte, um für die Damen Quartier zu machen.

So sagten wir uns denn am Morgen des 12. September Lebewohl. Ich beabsichtigte, auf kürzestem Wege, und zwar über den Scalettapaß, ein 8000 Fuß hohes Joch, nach Scanfs im Oberengadin und weiter von dort über Samaden nach Pontresina zu wandern. Durch das hüttenreiche Dischmathal ansteigend, gelangte ich nach anderthalb Stunden zu dem Wirthshaus zum Dürrenboden, der letzten menschlichen Ansiedelung auf der diesseitigen Seite des Joches. Der Baumwuchs hörte hier auf, ringsum erhoben sich rauhe und kahle Felsengebilde. Der Weg wurde gleichzeitig steiler und führte, mehrfach sich windend, an steinigen Halden hinauf. Nachdem ich noch längere Zeit durch lockeren Schnee gewatet, erreichte ich um zehn Uhr die Jochhöhe, einen kahlen einförmigen Felsrücken, auf dem noch die wenigen Reste einer alten steinernen Hütte an vergangene Zeiten erinnern.

In Folge des bedeckten Himmels fehlte es leider an jeglicher Aussicht, die Gipfel der umliegenden Berge lagen dicht in Wolken gehüllt und nur die unteren Partien des Scaletta- und Kuhalphorngletscher traten aus dem Nebel hervor.

Ich hielt mich nur kurze Zeit auf, stieg demnächst über Schnee und Gestein zur Alp Fontana hinab, und durchwanderte dann behaglich das spärlich mit Tannen und Lärchen bestandene Sulsannathal. Um 2 Uhr passirte ich den kleinen und ärmlichen Ort gleichen Namens,

betrat dann die Oberengadinstraße, und gelangte, nachdem ich zuvor in Scanfs ein wenig gerastet, gegen sechs Uhr nach Pontresina.

Am Abend des nächsten Tages fand die Feier des Wiedersehens statt, dem nun eine hochgemüthliche und beschauliche Woche folgte. Allein schon ein kurzer Spaziergang am anderen Morgen genügte, meine Freundinnen zu überzeugen, daß die ihnen von der Schweiz gemachten Schilderungen ihre volle Berechtigung hatten. Es war eine Freude zu sehen, mit welcher Begeisterung meine schönen Gefährtinnen all das Große und Erhabene begrüßten, welches hier in so reicher Fülle tagtäglich an sie herantrat. Von den in Gemeinschaft von uns unternommenen Excursionen, unter denen ich nur den Besuch des benachbarten Roseggthales, wie den des Berninahospizes mit der malerisch gelegenen Alp Grüm und des Schafbergs erwähnen will, war es besonders ein längeres Umherstreifen auf dem schneefreien Morteratschgletscher, das den Beifall der Damen errang und ihnen Gelegenheit gab, die gewaltige Bernina-Kette aus unmittelbarster Nähe betrachten und bewundern zu können.

Am Morgen des 20. September stand ich wieder, den Alpstock in der Hand, vor der Thür des Gasthofes, um meinen lieben Gefährtinnen, die jetzt nach Davos zurückkehrten, Lebewohl zu sagen. Nach wenigen Minuten schon rollte der Wagen mit ihnen davon, während ich in entgegengesetzter Richtung dem Ausgang des Dorfes zuschritt.

Bis hinauf zum Berninahospiz die große Straße benutzend und von hier ab dem Fußwege folgend, erreichte ich um zehn Uhr Vormittags die zuvor genannte Alp Grüm, woselbst man von steiler Höhe hinab auf das Thal von Poschiavo und über dasselbe hinaus auf die Berge Italiens blickt, während unmittelbar zur Rechten der Gipfel des Piz Palü einen mächtigen Gletscher entsendet, der mit blendendem Firnschnee bekleidet und stellenweis wild zerküftet, fast bis zu der Alp hinabreicht. Das Bewußtsein, in wenigen Stunden die Schweiz zu verlassen und heute zum letzten Mal auf einsamer Höhe zu stehen, ließ mein Auge noch lange Zeit auf der herrlichen Schöpfung ruhen und gedachte ich dabei des schönen Ausspruchs Jean Pauls, der im Hesperus den jungen Emanuel einen Brief an seinen Freund Horion

mit den Worten beginnen läßt: „Auf einen Berg steigt der Mensch, wie das Kind auf einen Stuhl, um näher am Angesicht der unendlichen Mutter zu stehen.“

Der Abschied von den Schweizer Höhen konnte kaum ein erhebenderer sein, die Sonne erglänzte im herrlichsten Strahlenlichte und durch die Natur zog ein stiller Feierklang, der Herz und Gemüth sich mittheilte.

Es war ziemlich Mittag geworden, als ich die friedliche Stätte verließ, um zunächst zu den Hütten von Cavaglia und weiter von dort, durch Wald und an tiefen Schluchten vorüber, nach Poschiavo hinabzusteigen. Im grünen Thalgrund gelegen, gewährt das Dörfchen den Anblick einer traulich stillen Idylle, und die blühenden Gärten ringsum, wie die üppig belaubten Bäume lassen deutlich genug erkennen, daß hier schon die Sonne Italiens ihren wohlthätigen Einfluß ausübt.

Nachdem ich zu Mittag gespeist, begab ich mich wieder auf die Wanderung. Der Weg führte jetzt, an den Ufern des Puschlaversees und dem Kurort La Prese vorüber, durch malerische Gebirgsscenerien, die durch Schönheit und reichen Wechsel der verschiedenen Landschaftsbilder dem Auge immer wieder Neues, noch Anmuthsvolleres darboten. Während die felsigen Höhen zu den Seiten ihren rauhen Character bewahrten, schritt man bald unter schattigen Kastanien und mächtigen Nußbäumen hin. Es war noch nicht ganz sechs Uhr, als ich das am Ausgang des Thales in reizender Umgebung gelegene, als Wallfahrtsort vielberühmte Madonna di Tirano erreichte, wo ich im Hotel S. Michele Quartier nahm.

Im Laufe des folgenden Tages nach nahezu zwölfstündigem Marsch durch das sonnige Veltlin nach dem Städtchen Morbegno gelangt, vergönnte ich mir nur kurze Nachtruhe und traf am anderen Morgen noch vor sieben Uhr in Colico ein. Bis Menaggio zunächst den Dampfer und von dort aus die Post benutzend, schwamm ich Mittags bereits auf den Fluthen des Luganersee, um nach anderthalbstündiger Fahrt bei Lugano an Land zu gehen.

Die noch übrige Zeit des Tages verging mit den nöthigen Zurüstungen für die nun bevorstehende Reise. Der Koffer war angelangt

und der Austausch des Alpencostüms mit der civilisirteren Kleidung in kürzester Zeit beendet, so daß ich noch am gleichen Abend, nicht ohne wehmüthigen Abschied, Alles zur Post geben konnte, was Zeuge der Wanderungen gewesen. Die Parole war jetzt „Italien", und die beiden bedeutsamen Worte, die heute der Telegraph mir aus der Heimath gebracht, enthielten gewiß das Beste, was man irgend im Stande war, mir mit auf den Weg zu geben.

Die Worte lauteten einfach: „Glückliche Reise!"

Ueber Florenz nach Rom.

Am 23. September verließ ich mit der Bahn Lugano und dampfte über Mailand nach Florenz. Auf irgend welchen landschaftlichen Reiz darf die erste Hälfte des Weges nicht den mindesten Anspruch machen; unabsehbare, von Weingeländen hin und wieder durchzogene Maisfelder waren im Großen und Ganzen das Einzige, was hier dem Auge sich darbot. Erst später, von Bologna ab, wo die Bahn die Apenninen betritt, gewann die Fahrt an Interesse; wilde Höhen und malerische Schluchten wechselten jetzt mit einander ab, bis schließlich die weite und üppige, von grünenden Hügelkämmen durchbrochene Ebene Toscana's allmälig sich öffnete und unmittelbar darauf Florenz sich den Blicken zeigte. Von gartenartig bepflanzten, mit zahllosen Villen und Schlössern bedeckten Anhöhen umschlossen, macht die Stadt mit ihren Umgebungen einen ungemein malerischen Eindruck.

Seit den Tagen am Lago maggiore, wo ich die Bekanntschaft der Signorina Virginia B. machte, waren über zwei Jahre vergangen. Ich freute mich auf den Moment, das liebenswürdige junge Mädchen von Neuem begrüßen zu dürfen. Die zeitige Ankunft des Zuges gestattete mir ohnedies, noch heute meine Aufwartung zu machen. Ich begab mich daher vom Gasthofe direct nach der Via dei Servi, woselbst es nicht schwierig war, die Wohnung der jungen Dame, ein großes, palaisartiges Gebäude mit prachtvollen Parkanlagen binnen Kurzem ausfindig zu machen.

Je freudiger vorher die Erwartung, um so größer pflegt in der Regel nachher die Enttäuschung zu sein. So war es auch für mich sehr betrübend, vom Hauswart vernehmen zu müssen, daß Fräulein Virginia seit über einem Monat auf ihrem Gute in der Campagna weile und vor Ablauf von fünf bis sechs Wochen wohl schwerlich zurückkehren werde.

Auch der größte Theil der Sehenswürdigkeiten war der vorgerückten Stunde wegen für heute bereits geschlossen; ich benutzte daher die noch übrige Tageshelle zur Besichtigung der viel berühmten Piazza della Signoria, dem Forum der alten Republik, deren verschiedenartige Kunstwerke, insbesondere die Loggia dei Lanzi, eine gegen den Platz hin offene, von Säulen getragene Halle mit prachtvollen Marmor- und Erzgruppen, unter denen ich hier nur den Herkules im Kampf mit dem Centauren Nessus, den Raub der Sabinerinnen, sowie Judith und Holofernes hervorheben will, ein hohes Interesse erwecken. Gegen Abend machte ich noch einen Spaziergang den Viale dei Colli hinauf, um das unten zwischen grünenden Gärten an den Ufern des Arno gelegene, von der untergehenden Sonne jetzt magisch beleuchtete Florenz im vollen Reiz seiner Schönheit noch einmal bewundern zu können.

Die Stunden des folgenden Tages vergingen mit dem Besuch der verschiedenen Kunstgallerien, unter Anderen des Museo Nazionale, der Galleria degli Uffici, sowie der Galleria Pitti, deren Reichthum an großartigen Schöpfungen eine ungleich längere Zeit der Besichtigung in Anspruch nahm, als ich vermuthet hatte und mich den gefaßten Vorsatz, mit dem heutigen Tage den Aufenthalt hier zu beenden, beinahe bereuen ließ. In Anbetracht jedoch der nachgerade schon vorgerückten Jahreszeit und der für den weiteren Süden noch in Aussicht genommenen Pläne vermochte ich mich nicht zu entschließen, mein Reiseprogramm zu ändern, und so sah mich der nächste Morgen die einstige Hauptstadt Toscana's mit dem ersten Zuge verlassen, um mich direct nach Rom zu begeben.

Die Bahn führte ununterbrochen durch eine in südlicher Pracht und Ueppigkeit prangende Landschaft, in welche sich hin und wieder das Apenninengebirge hineinwob und Bilder von oft überraschender,

entzückender Wirkung hervorrief. Der Glanzpunkt von Allem jedoch war später der Lago Trasimene, wo Hannibal im Jahre 217 v. Chr. die Römer schlug. Dieser See mit seinen träumerischen Fluthen, seinen grün bewaldeten Inseln und der ihn umgebenden Gebirgswelt, die im Reichthum der Farbentöne vom dunklen, goldigen Braun bis zum tiefsten Azurblau sich abstuft, schien mir nichts mit den vielen unzähligen seinesgleichen gemein zu haben; wie dem Märchenlande entstammend, lag die lichtgrüne Wasserfläche regungslos da und zwang unwillkürlich das Auge während der viertelstündigen Vorbeifahrt sich immer wieder von Neuem ihrem Anblicke zuzuwenden.

Erst wenige Meilen vor Rom ließ der Zauber der Landschaft nach, an Stelle der malerischen Bergketten, der Kastanien- und Oliven-Haine, trat jetzt die Campagna Romana, eine einförmige endlose Ebene, deren trostlos steriles Aussehen von der Nähe der ewigen Stadt nicht das Mindeste ahnen ließ, bis plötzlich die Peterskuppel am Horizonte sich zeigte und die schnell nach einander folgenden monumentalen Bauten und Paläste die Capitale verkündeten. Bereits nach wenigen Minuten lief der Zug in den Bahnhof ein und unmittelbar darauf entführte mich ein munterer Zweispänner nach dem kleinen Albergo Cesari, welches Angesichts seiner günstigen Lage im Mittelpunkte der Stadt für die Zeit meines Aufenthaltes mir am meisten geeignet schien.

So war ich denn in der alten, ruinenreichen Metropole der stolzen Cäsaren und Päpste, der einstigen Beherrscherin der Welt und späteren Pflegestätte für Kunst und Wissenschaft, dem Ziel meiner langjährigen Wünsche glücklich angelangt, umgeben von einer überwältigenden, unerschöpflichen Fülle von Denkmälern vergangener Jahrhunderte, die im Geist einigermaßen zu ordnen, um demnächst sie in richtiger Folge dem Auge vorführen zu können, schon an sich eine nicht gering zu veranschlagende Aufgabe war.

Der schon vorgerückten Stunde wegen beschränkte ich mich heute darauf, dem Advokaten Cesari B., an den ich Empfehlungen hatte, einen längeren Besuch abzustatten. Bei der Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft des Bildhauer T., eines nahen Verwandten des

Hauses, der, mit den hiesigen Verhältnissen vertraut, mir für die Zeit meines Hierseins von wesentlichem Nutzen war.

Späterhin begab ich mich noch nach der schönen Piazza Colonna, wo allabendlich bei leidlicher Witterung eine nach Tausenden zählende Menge, um die hohe stattliche Säule des Marcus Aurelius geschaart, den Klängen der Militärmusik lauscht, und wo ungeachtet der hier aus den allerverschiedensten Ständen zusammengesetzten Gesellschaft eine Ruhe und Ordnung herrscht, die jedem Fremden unwillkürlich ein Gefühl von Hochachtung einflößt. Ich kann überhaupt nicht leugnen, daß während meines Aufenthalts in Rom das fein gesittete Benehmen und die fast vornehme Haltung der Mehrzahl der hiesigen Bewohner auf mich einen vortheilhaften und wohlthuenden Eindruck gemacht haben und daß ich mich weder in Berlin, noch in London oder Paris, oder sonst einer größeren Stadt einer gleichen gegenseitigen Rücksicht im öffentlichen Verkehr zu erinnern vermag.

Anderen Morgens war mein erster Gang hinauf nach dem Capitol und dem sich ihm unmittelbar anschließenden Forum Romanum, dem Centralpunkt des alten Rom, mit seinen Rednertribünen und dem Platz für die Volksversammlungen, den zahlreichen Tempeln und Basiliken, den Schöpfungen Julius Cäsar's und denen der späteren Kaiser, sowie den verschiedenen, zum Theil noch wohlerhaltenen Triumphbogen. Obwohl man mit Ausnahme der Letzteren fast nichts wie Ruinen sieht und wenige Säulen nur noch hier und da die Stellen bezeichnen, wo ihrer Zeit sich gewaltige, stolze Bauten erhoben, ist man dennoch sehr wohl im Stande, sich ein Bild von der einstigen Größe und dem Glanz dieser endlosen Welt von Palästen und Tempeln zu machen, die in auch nur annähernder Ausdehnung und gleicher Pracht zu besitzen, wohl keine Stadt der Neuzeit sich rühmen dürfte.

Auf der sogenannten Via sacra längs den Trümmern beschaulich hinwandernd, gelangte ich allmälig zu dem Abschluß der gewaltigen Ruinenstätte, zu dem alten Colosseum von Rom, diesem größten Bauwerk der Welt, das sowohl durch das Riesenhafte seiner endlosen Dimensionen, wie durch das Kunstvolle seiner Architektur uns zur höchsten Bewunderung hinreißt. Trotzdem nur wenig mehr wie die

Hälfte des gigantischen Baues, dessen gerundete Außenseiten in vier gewaltigen Etagen 150 Fuß hoch emporragen, augenblicklich noch aufrecht steht, ist derselbe auch heute noch von überwältigender Wirkung. Achtzig mächtige Bogenportale bewirkten in damaliger Zeit binnen Kurzem den Ein- und Austritt von fast 90000 Personen, eine wohlgeordnete Einrichtung, die volle Berechtigung hätte, den jetzigen Circusgebäuden und Theatern als Muster zu dienen, und neben der Annehmlichkeit für das schaulustige Publikum, vor Allem auch bei Feuersgefahr manches Unglück verhüten würde, was bisher noch immer die Folge der wenigen Ausgänge war, die der Menge die Möglichkeit nahmen, noch rechtzeitig sich zu retten.

Um den wahren Begriff von dem Umfang des gewaltigen Baues zu bekommen, darf man nur das nahe gelegene, durch seine Höhe imponirende Triumphthor des Constantin in's Auge fassen, um alsbald die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der innere Bogen desselben jedes einzelne jener 80 Portale nur um Weniges an Größe übertrifft. Ein, wie ich erst später vernahm, mit der Geschichte der alten Stadt besonders vertrauter Römer, den ich anderen Tages bei Tische zu sprechen Gelegenheit hatte, wollte wissen, daß der Kaiser Vespasian das ganze riesenhafte Werk im Zeitraum von einem Jahre begonnen und vollendet habe, und zwar mit Hülfe von Hunderttausenden von Sclaven, die, in langen Reihen postirt, das Material zu dem Bau, den noch heute beliebten Travertinstein, von dem gegen drei deutsche Meilen entfernten Ort Tivoli aus einer Hand in die andere bis nach Rom hin befördert hätten, derart, daß der anfänglich rohe, noch unbehauene Steinblock unter ununterbrochener Bearbeitung nach Beendigung der weiten Reise geformt zum Bauplatz gelangte, um dort von den auch wiederum nach Tausenden zählenden Arbeitern sofort verwendet zu werden.

Den Rückweg benutzte ich noch zum Besuche des Palatin, einer hügelartigen Erhebung unmittelbar zu Seiten des Forum, welche, einstmals die Wiege von Rom, die damalige Altstadt trug, und später mit Palästen geschmückt, den verschiedenen römischen Kaisern zum Theil als Aufenthalt diente. So werden denn auch heut zu Tage noch neben den verfallenen Hofburgen des Tiberius

und Caligula einige Stätten ältesten Ursprungs auf Wunsch den Fremden gezeigt, wie das Häuschen des Romulus und die Höhle des Lupercal, in deren Nähe die Wölfin die Zwillinge genährt haben soll.

Zur Stunde war der Palatin, wie es schien, nur wenig besucht; ich begegnete nur zweien Deutschen, in deren netter Gesellschaft ich die Stadt der Ruinen durchwanderte. Der eine war der preußische Hauptmann B., der andere ein Graf M. aus B., zwei liebenswürdige junge Männer, und bedauerte ich nur, zu hören, daß sich Beide schon am folgenden Tage von Rom verabschieden wollten.

Nach Tische erhielt ich Besuch vom Bildhauer T., der die Freundlichkeit hatte, mich zu den Thermen des Diocletian und von dort zu den alten Mauern des Servus Tullius zu geleiten, welche letzteren, ohne jeglichen Verband aus rohen, unbehauenen Blöcken von schwarzem Tuffstein errichtet, wohl als älteste Ueberreste der ersten Entstehungszeit Roms, ein beredtes Zeugniß für den Standpunkt der damaligen Baukunst ablegen. Bei Besichtigung obiger Thermen hatten wir nicht versäumt, in die Kirche Santa Maria degli Angeli einzutreten, deren innere Schönheit und Pracht wie gewaltige Raumverhältnisse nur von denen der Peterskirche noch übertroffen werden, zu der ich am andern Morgen meine Schritte zu lenken gedachte.

In der Absicht, am gleichen Vormittag auch das Pantheon noch zu besuchen, war ich frühzeitig schon bei Wege und wanderte bald nach acht Uhr durch den Stadttheil Trastevere, dessen Bewohner bekanntermaßen von den alten Patriziergeschlechtern ihre eigentliche Abstammung herleiten und dessen mit buntseidenen Miedern und mächtigen Busentüchern bekleidete Frauen hin und wieder auch heute noch durch ihre classischen Gesichtszüge auffallen, zum Castello dell'Angelo, und weiter durch den Borgo Nuovo nach der schönen Piazza di S. Pietro, einem großen, von dorischen Säulen amphitheatralisch umschlossenen Platze, dessen Mitte ein fontainenumrauschter, gewaltiger Obelisk entragt, und der als würdiger Vorhof zur Weltkirche den Aufgang zu diesem größten aller christlichen Denkmäler einleitet.

An den herrlichen Reiterstatuen Karls des Großen und Constantins vorüber, die die stattliche Vorhalle zieren, betritt man das

Innere der Kirche, dessen Eindruck im ersten Moment durch die schöne Harmonie der Farben wie durch die großartigen Raumverhältnisse ein geradezu überwältigender ist. Man steht einer ganzen Welt von Pracht und Glanz gegenüber. Von mächtigen Gewölben überspannt, mit Gold und Marmor bekleidet, ziehen sich die hohen, von riesigen Pfeilern und gewaltigen Säulen durchbrochenen, mit herrlichen Mosaiken und verschiedenartigen Gemälden geschmückten Wände hin, während Capellen mit vergoldeten Altären und reich decorirte Nischen zu beiden Seiten sich öffnen, denen weiterhin Monumente der mannigfachsten Art sich anreihen, unter ihnen in erster Linie die zahlreichen Grabstätten der Päpste und die auf diese bezüglichen Marmor- und Broncegruppen, dazwischen wiederum Statuen und allegorische Figuren, und die langen Reihen der Beichtstühle für alle nur denkbaren Sprachen, die an die weithin strahlende Macht der gewaltigen Weltkirche erinnern.

Wo Mittel- und Querschiff sich kreuzen, erhebt sich unter einem hohen, von Säulen getragenen Baldachin der eigentliche Hauptaltar, den einzig und allein der Papst beim Verlesen der Messe betritt. Darunter befindet sich das Grabmal des heiligen Apostel Petrus, vor welchem, von Canovas Meisterhand geschaffen, Papst Pius VI. knieet, und zu dem eine Doppeltreppe von griechischem Marmor hinabführt. Das von hier aus unmittelbar nach oben gerichtete Auge blickt direct hinein in das Innere der Kuppel Michelangelo's, die leicht und schön in der Form und bisher unerreicht an Größe und Kühnheit der Construction, einem Himmelsgewölbe gleich, hoch oben in der schwindelnden Höhe von über dreihundert Fuß gleichsam zu schweben scheint und gewissermaßen die Krönung des gewaltigen Tempels vollzieht.

Die Besichtigung hatte beinahe drei volle Stunden gedauert. Da ich Herrn T. noch vor Tische erwartete, war es hohe Zeit, mich zum Pantheon zu begeben. Zum Glück war der Weg nicht weit und mein wackerer Fiacrekutscher wie alle seines Geschlechts für gute Behandlung empfänglich, so daß ich in wenigen Minuten das Ziel meiner Wünsche erreichte.

Für gewöhnlich pflegt der Besuch zweier Kirchen kurz nach ein-

ander mehr oder minder ermüdend zu sein; es war daher gut, zwei solche gewählt zu haben, die dem Aeußeren wie Inneren nach nur wenig mit einander gemein hatten. Das Pantheon, dieses herrliche, noch wohlerhaltene Denkmal aus der alten Cäsarenzeit, wie man sagt, bereits im Jahre 27 v. Chr. erbaut, besteht in einer kreisförmigen Ringmauer von gewaltigen Dimensionen, über welcher sich ein Kuppelgewölbe von gleichem Umfang erhebt, während rechteckig vorgebaut, eine hohe stattliche Halle zum Eingang des Tempels führt. All' und jeglichen Schmuckes baar, tritt das Innere desselben an den Menschen mit erhabenstem Ernst heran; man hat hier das Gefühl, als wehe ein göttlicher Hauch durch den weiten stillen Raum. Mit Ausnahme weniger Säulen längs der marmorbekleideten Rundwand, die hier die verschiedenen Nischen und kleinen Capellen abtheilen, zeigt sich nichts, was das Auge ablenkt, nur der Eingangspforte gegenüber erblickt man die Grabmäler Raphaels, des Staatsministers Consalvi, und des Königs Victor Emanuel. Während Unterbau und Kuppel in Höhe genau mit einander übereinstimmen, verschmelzen beide wiederum so eng und innig mit einander, daß der kaum bemerkbare Uebergang sich dem Auge völlig entzieht und den einfach ehrwürdigen Bau als ein harmonisch gegliedertes Ganzes erscheinen läßt. Mit gänzlicher Vermeidung von Fenstern ist einzig und allein im Zenith des gewaltigen Kuppelgewölbes, dessen Höhe durch quadratisch geformte, perspectivisch angelegte Felder dem Anscheine nach noch zunimmt, eine runde Oeffnung gelassen, durch welche von oben herab das Himmelslicht niederfluthet und Luft und Tageshelle dem inneren Raume zuführt. Es vereinigt sich eben alles, um hier ein Gotteshaus von erhabenster Größe zu schaffen, dem wohl keines auf Erden gleichkommt. Im Gegensatz zur Peterskirche, die mehr als prunkender Schauplatz unumschränkter kirchlicher Macht und päpstlichen Glanzes hervortritt, ist das Innere des Pantheon's eine stille Wohnung der Andacht, eine Stätte heiligen Friedens, die das menschliche Herz ergreift und die Seele zu Gott emporzieht.

Hochbefriedigt begab ich mich später nach meinem Hotel zurück, wo alsbald Signor T. sich einfand, um zunächst mit mir bei Morteo, einem Restaurant auf dem Corso, zu diniren. Mit Verzicht auf

Sehenswürdigkeiten sollten die heutigen Nachmittagsstunden einem Umherflaniren auf den Straßen gewidmet sein, um das öffentliche Treiben daselbst zu beobachten und kennen zu lernen, wobei ich mich ganz der Führung meines kundigen Begleiters überließ.

Unser erster Gang war zum Ghetto, dem Sitz der jüdischen Bevölkerung, einem engen düsteren Stadttheil, dessen Straßen an Unreinlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, während das Lärmen der Männer und Frauen, die hier vor den Häusern gruppirt, die Tagesgeschäfte erledigen, an die Gehörsorgane keine geringen Anforderungen stellt. Das ganze Bild war denn doch zu wenig erquicklich, um länger bei ihm zu verweilen; wir benutzten statt dessen die Zeit zur Besichtigung der unweit des Ghetto begonnenen Regulirung des Tiber*), die seit Monaten schon viele Hunderte von Arbeitern beschäftigt und mit vollem Recht das Interesse der Bevölkerung in Anspruch nimmt. Es handelt sich bei diesem Projekt um die Wiederschiffbarmachung des Stromes für größere und schwerere Fahrzeuge, eine Aufgabe, welche zum Theil durch Erweiterung und Vertiefung des Flußbettes, zum Theil auch durch besseres Eindeichen desselben gelöst werden muß; immerhin ein großartiges Werk, dessen Ausführung es bedingt, ganze Häuserreihen zu beseitigen, hier und da hervorspringende Landecken oder Halbinseln abzutragen, sowie Brücken und Bewehrungen zu erneuern, mit einem Worte sich kostspieligen und zeitraubenden Meliorationen aller möglichen Art zu unterziehen.

Der ungewöhnliche Anblick der vielen Menschen und Maschinen, die sich hier in die Hände arbeiteten und zu beiden Seiten der Brücke, auf der wir uns zur Zeit befanden, auf riesigen eisernen Baggern, auf Gerüsten und Flößen postirt, bis auf weite Strecken hinaus die Fläche des Wassers sowohl, wie die angrenzenden Ufer belebten, war in hohem Grade interessant und ließ uns wohl eine Stunde an diesem Punkte verweilen.

Späterhin auf größerem Umwege beim Aufgang zum Capitol und weiter beim Quirinal, dem jetzigen Palast des Königs und

*) 1879.

früherer Sommerresidenz der Päpste vorüberwandernd, betraten wir nach einiger Zeit die breite Via Sistina, eine gerade und schöne Straße, in welcher sich während des Tages die „Modelle" aufzuhalten pflegen, hübsche, kräftige junge Mädchen in ungemein malerischer Tracht, die sich hier den Künstlern anbieten und berühmt sind durch ihr Talent, ihre schönen Körperformen den verschiedenen Darstellungen der Kunst mit Leichtigkeit anpassen zu können. Auch heute begegneten uns viele dieser immerhin anziehenden Erscheinungen, theils auf und nieder promenirend in der eben genannten Straße, theils in reizenden Gruppen auf den Stufen der Treppe gelagert, die zur Piazza di Spagna hinabführt.

Einstweilen noch auf der Höhe verbleibend, gelangten wir nicht lange darauf zu den schönen Gartenanlagen des vielbesuchten Monte Pincio, der beliebten Promenade der Römer, von dessen großer Terrasse, der sogenannten Passeggiata, man einen entzückenden Blick hinab auf die Stadt genießt.

So wurde es allmälig Abend, die Häuser und Straßen Rom's lagen unten bereits im Schatten, nur die Kuppeln der zahllosen Kirchen wie das hochgelegene Quirinal erglüheten noch im goldigen Lichte der untergehenden Sonne, während hinten am Horizont die blauen Linien der Gebirgszüge schon in duftigen Nebeln verschwammen. Unsere Wege trennten sich jetzt, Signor T. kehrte wieder in der Richtung, in der wir gekommen, in seine Behausung zurück, während ich die marmorne Treppe zur Piazza del Populo hinabstieg und an dem mit Cypressen umgebenen Tritonenbrunnen vorüber, durch das Menschengewoge des Corso dem Innern der Stadt mich zuwandte.

Dem schönen Sonnenuntergang des heutigen Abends entsprechend, war der folgende Tag vom prächtigsten Wetter begünstigt und ganz dazu angethan, einen genußreichen Ausflug zu machen. So fuhr ich denn schon in der Frühe durch die engen Straßen der Stadt zur nahen Tramwaystation, um von hier durch die öde Campagna und später in allmäliger Steigung durch schattigen Olivenwald nach Tivoli hinauf zu dampfen.

Oben angelangt, begab ich mich zunächst zum alten Sibyllen-tempel, einem runden, von Säulen getragenen, nach den Seiten hin

offenen Bau, von welchem man unmittelbar in eine malerische Felsschlucht hinabblickt, während das nahe gelegene Gasthaus die erwünschte Gelegenheit bietet, nach der langen Eisenbahnfahrt sich entsprechend zu restauriren. Ich hielt mich nur kurze Zeit auf und stieg dann direct zum Tempel S. Giorgio hinauf, um von hier aus die vielberühmte und besungene Riesencascade, die in mächtiger Wasserfülle und schillernder Farbenpracht von der drüben gelegenen Felswand über dreihundert Fuß tief hinabstürzt, in Muße bewundern zu können. Nachher ging es steil bergab zu den zahlreichen Höhlen und Grotten, die in saftigem Baumgrün verborgen und von Wasserfällen umrauscht von allen Seiten hier auftauchen, und von denen man auf ebenem Wege nach S. Antonio gelangt, einer traulichen Einsiedelei, wo einst die Villa des Horaz stand, und wo man auf ein förmliches Netz von winzigen Bächlein schauet, die in blitzendem Silberschaum an den Felswänden niederrieseln.

Ich hatte zu meiner Wanderung beinahe drei Stunden gebraucht und benutzte die bis zur Abfahrt noch übrige Zeit zur Besteigung einer nahe gelegenen, gegen fünfhundert Fuß hohen Bergkuppe, die eine lohnende Aussicht versprach. Die letztere übertraf in der That noch meine Erwartungen und durfte als willkommener Abschluß des heutigen Ausfluges gelten. Im Süden sowie im Osten erhoben sich in deutlichen Umrissen die blauen Berge Albaniens, hinter ihnen das Sabinergebirge mit seinen zahllosen Gipfeln, während nach Westen hin, über Tivoli hinweg, der Blick durch die weite Campagna bis zum mittelländischen Meere schweifte, welches hell von der Sonne beschienen, als lichter glänzender Streifen den fernen Horizont besäumte. Die herrliche Rundschau schien selbst den graubärtigen Hirten zu begeistern, der wenige Schritte von mir, in den flockigen Schafpelz gehüllt und den Stab unter die Achsel gestemmt, unverwandt in das Weite stierte, seinem weißzottigen Hunde die Bewachung der Schafe und Ziegen überlassend, die zwischen den Felsen zerstreut ihrer spärlichen Nahrung nachgingen.

Gegen vier Uhr begab ich mich auf den Rückweg. Während sich der Zug den Abhang hinab allmälig in Bewegung setzte, hatte man noch einen ebenso schönen wie eigenartigen Anblick, der nach Aussage

der Einheimischen sich bei dem Vorhandensein gewisser atmosphärischer Bedingungen oft wiederholen soll. Vermuthlich aus einer Verbindung der sich brechenden Sonnenstrahlen mit den, dem Erdboden hier entsteigenden Dünsten hervorgehend, lag über die ganze Campagna ein lichtgrüner Schleier gebreitet, der den goldbraunen Farbenton der unabsehbaren Steppe wie magisch beleuchtet hin und wieder durchschimmern ließ, und aus welchem die alten Ruinen der verfallenen Villen und Kastelle gleich schwimmenden Inseln hervorragten. Das herrliche Phänomen war leider von kurzer Dauer; bereits nach wenigen Minuten war alles vorüber, und der Zug sauste jetzt im Fluge der Metropole entgegen.

Die nächsten vier Tage vergingen mit Besichtigung verschiedener Kirchen, Katakomben, Thermen und Villen, wie mit dem Besuch der zahlreichen Gemälde- und Kunstgallerien, unter welchen letzteren allein die Sammlungen des Vatican einen ganzen Vormittag ausfüllten.

So kam der 6. October, der Tag der Abreise heran. Ich durfte von Rom immerhin mit dem schönen Bewußtsein scheiden, die Zeit des Aufenthaltes nach besten Kräften benutzt, und Eindrücke gewonnen zu haben, die für immer von bleibendem Werth, mich in späteren Jahren noch oft an die Stunden erinnern werden, die ich in der alten Cäsarenstadt zubrachte.

Neapel. Besteigung des Vesuv. Camaldoli.

Am klaren tiefblauen Himmel war nicht ein Wölkchen zu sehen und Kirchen und Paläste glänzten im Strahlenlichte der Sonne, als am Morgen des 6. October der Zug den Bahnhof verließ und hinter den Bogenreihen der Acqua Felice hindurch dem weiteren Süden zueilte. Mit verschwindenden Ausnahmen nur führte die Bahn durch malerische Landschaft, in welcher blühende Thäler und wilde Gebirgsscenerien im Wechsel das Auge entzückten, während die auf den Hügeln zerstreuten Reste antiker Burgen an ernste stürmische Zeiten vergangener Jahrtausende erinnerten. Bei S. Germano vorüber, wo

oben auf rauher Felswart das einst von den deutschen Kaisern als mächtiger Cultursitz gepflegte, noch heute stattliche Kloster Monte Cassino thront, ging es weiter nach Capua, der alten Etruskerstadt, um deren Besitz sich Römer und Carthager so lange befehdeten, und die später von den Saracenen zerstört und im Laufe des neunten Jahrhunderts durch die Grafen Lando zum Theil wieder aufgebaut, zur Zeit nur als schwacher Abglanz ihrer früheren Größe und Macht die bescheidene Zahl von 18 000 Einwohnern faßt und mit der einstigen Bedeutung ihrer gewaltigen Vorgängerin zur Stunde nichts mehr gemein hat.

Die Umgebung nahm nun immer mehr einen südlicheren Character an, Orangen, Limonen und Feigen, sowie riesenhafte Cacteen bedeckten die üppigen Gelände zu beiden Seiten der Bahn, und endlich gegen fünf Uhr Nachmittags, wie plötzlich der Erde entstiegen, trat zur Linken am Horizont ein gerundeter Kegel hervor, der mit jeder Minute an Höhe und unterer Ausdehnung zunahm und durch mächtige Wolken von Rauch, die dem dunkelen Gipfel entströmten, über seine Identität keinen Zweifel aufkommen ließ. Es war der Vesuv, der erste Vulkan, den bisher mein Auge gesehen und den ich jetzt unwillkürlich mit den Blicken so lange verfolgte, bis ihn die Häuser Neapel's verdeckten und wenige Minuten darauf der Zug in den Bahnhof einlief.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß es mir gleich nach Ankunft gelang, in der Strada Santa Lucia, dem beliebten Fremdenquartier unmittelbar am Strande des Meeres, eine geeignete Wohnung zu finden, so daß ich die noch übrigen Stunden des Tages benutzen konnte, mich ein wenig zu orientiren, oder richtiger gesagt, einen vorläufigen Ueberblick über die Lage der Stadt zu gewinnen.

Von zwei kräftigen Männern geführt, hatte das Boot, das ich hierzu erwählt, die Höhe der vorspringenden Landspitze in kürzester Zeit gewonnen und steuerte in südwestlicher Richtung direct in den Golf hinaus. Das Meer war nur mäßig bewegt und der Himmel so klar und heiter, daß sich nichts dem Auge entzog, was zur Vollendung des Bildes gehörte, welches hier in überwältigender Pracht sich vor den Blicken entrollte.

Unmittelbar vom Strande des Meeres in weitem imposanten Halbkreis bis zur Höhe von 900 Fuß amphitheatralisch emporsteigend und von allen Seiten umgeben von der üppigsten Pflanzenwelt, wie Agaven, Pinien, Cacteen, Orangen, Lorbeer und Palmen, lag Neapel in seinem ganzen Umfang als malerische Bergstadt da, sein gewaltiges Häusermeer bis zum Hügel des Posilip nach der westlichen Seite hin ausdehnend, während im Osten, mit Portici und S. Giovanni beginnend, die unabsehbare Reihe von stattlichen Ortschaften folgte, die bis nach Castellamare, und weiter von dort bis Sorrento als langer endloser Gürtel den herrlichen Golf umsäumen. In der Richtung über Portici hinweg erhob sich im Hintergrunde der schlanke Kegel des Vesuv, dessem Gipfel ununterbrochen ein pechschwarzer Rauch entquoll, der hin und wieder wohl auch zur mächtigen Säule emporstieg, als Verkünder der finsteren Gewalten, die schon seit undenklichen Zeiten noch bis auf den heutigen Tag im Innern des Berges toben. Auf dem Golfe selbst, der im Norden vom Vorgebirge Miseno, nach Süden hinaus vom Cap della Campanella begrenzt wird, sah man heute ein buntes Gewoge von Fahrzeugen jeglicher Art, vom einfachen Fischerboot bis zur stolz beflaggten Fregatte, die nach allen Richtungen hin die Wasserfläche durchkreuzten, während draußen, nach dem offenen Meere zu, die hohen Felsen von Capri und die Inseln Ischia und Procida den blauen Fluthen entstiegen und dem ganzen großartigen Bilde einen würdigen Abschluß gaben.

Späterhin, mit der sinkenden Sonne, gewann dasselbe noch an Reiz durch das herrliche Abtönen der Farben bei der abendlichen Beleuchtung, die, das reiche gesättigte Blau der gesammten weiteren Umgebung allmälig in strahlende Goldgluth und nach einiger Zeit wiederum in duftiges Violet verwandelnd, eine Welt von Zauber hervorrief, wie solche in gleicher Pracht und ähnlichem Glanze zu sehen, dem menschlichen Auge auf Erden nur in seltenen Fällen vergönnt ist.

Im Hafen brannten schon die Lichter, als ich später, vom Ausflug zurückkehrend, bei der Strada del Molo an Land stieg, um noch einige Stunden gemüthlich in den Straßen umherzuflaniren.

Es bedarf keines besonderen Scharfblicks, um sehr bald inne zu

werden, daß der allgemeine Character des öffentlichen Lebens hier sich von dem in Rom himmelweit unterscheidet und daß mit Ausnahme der Sprache die Bewohner der beiden Städte eigentlich nichts miteinander gemein haben. Von jener Ruhe und Ordnung auf den Straßen und größeren Verkehrsplätzen, von dem feinen, artigen Benehmen und dem vornehmen Anstand der Bevölkerung, wie man in Rom es zu sehen gewohnt ist, ist hier keine Spur zu finden, wohl aber ein ganz unglaublicher, zuweilen betäubender Lärm, und ein Menschengewühl auf den Gassen, wie ich mich nicht entsinne, ein Gleiches in den allerfrequentesten Stadttheilen London's bemerkt zu haben. Alles schreit und läuft durcheinander, ein Jeder sieht, wie er durchkommt, und es gehört einige Zeit dazu, an das für Auge und Ohr ziemlich unbehagliche Treiben einigermaßen sich zu gewöhnen.

An Einwohnerzahl der von Rom um das Doppelte fast überlegen, und demgemäß auch an Größe bei Weitem umfangreicher, erfordert Neapel immerhin, abgesehen von der bergigen Lage, eine ungleich längere Zeit, um sich annähernd zu orientiren, ein Umstand, der mich veranlaßte, auch noch den nächsten Vormittag zur Besichtigung der Stadt zu verwenden.

Im Großen und Ganzen arm an schönen und breiten Verkehrswegen, wie an monumentalen Bauten, zeigt Neapel, mit alleiniger Ausnahme der wenigen neueren Stadtviertel und der freier gelegenen Villen, ein möglichst buntes Gewirr von engen, düsteren Gassen, deren hohe und schmale Häuser mit ihren schmutzigen Balkonen nur wenig Anziehendes haben. Als Freunde der frischen Luft haben hier und da die Bewohner die flachen Dächer der Häuser zu Gartenanlagen benutzt, in denen sie zur Sommerszeit die warmen Abende zubringen. Man sieht dort vielfach Orangen, Oleander und Myrthen blühen, hin und wieder auch wohl vereinzelt einen bescheidenen Springbrunnen aufsteigen, ein hübscher, freundlicher Anblick, der einigermaßen versöhnt und den sonstigen finsteren Eindruck der Straßen wesentlich mildert.

Die Handwerker arbeiten hier gemeiniglich vor dem Hause oder aber bei offenen Thüren, und es ruft das Klopfen und Hämmern der Schuhmacher, Schlosser und Klempner eine Art von Musik her-

vor, die als guter Prüfstein der Nerven kaum besser erdacht werden kann. Dazu kommt das Gerassel der Wagen, das Geknall und Anbrüllen der Kutscher, das Geschrei der belasteten Esel, die einer den andern begrüßen, das Rufen und Anpreisen der Kleinhändler aus ihren betreffenden Buden, das Kreischen der Zeitungsjungen, die unartikulirten Laute der zahllosen Stiefelputzer, das Ausbieten von gerösteten Kastanien, von Backwaaren, Nüssen und Maiskolben, sowie von Stöcken und Hüten und allen möglichen Schmucksachen, das Feilschen der Obstverkäufer um den Werth und Preis ihrer Waare, und wie die verschiedenen Kundgebungen noch sonst alle heißen mögen, die sich hier im Laufe des Tages zu einem Höllenskandal vereinigen. Was nur irgend als Handelsartikel zu gelten die Berechtigung hat, wird öffentlich ausgeboten; fühlte doch eine Frau sich veranlaßt, mir gelegentlich einer Fahrt nach Resina, während der Wagen zufällig anhielt, zwei lebende Puten zu offeriren und auf die Bemerkung hin, daß ich hier in Neapel fremd sei und keine Häuslichkeit habe, mir höchst naiv zu erwiedern, daß irgend eine schöne Dame mir gewiß bekannt sein würde, der ich durch Ueberreichung der beiden gefiederten Prachtexemplare eine besondere Freude machen könne.

Gelegentlich des Mittagessens machte ich die Bekanntschaft eines Herrn M., eines geborenen Deutschen, der ein junges Mädchen aus Capri, allgemein dort unter dem Namen „La bella Marguerita“ bekannt, vor Kurzem geehelicht hatte und eben jetzt im Begriff stand, seiner Frau, die außer der Insel noch nichts von der Welt gesehen, Neapel und Umgebung zu zeigen. Ohne Zweifel war die schöne Margarethe eine auffallend hübsche Erscheinung, wiewohl der Ruf ihrer ungewöhnlichen Reize zum Theil auf dem weißen Teint, auf dem goldigen Blond ihrer Haare, wie dem schönen und tiefen Blau ihrer schwärmerischen Augen beruhte, drei Eigenschaften, welche, als selten bei den italienischen Frauen, hier zu Lande um so höher geschätzt werden.

Der Aufforderung des jungen Paares mit großem Vergnügen folgend, schloß ich mich für den Nachmittag an. Wir besuchten zunächst den berühmten, zum Palazzo Capodimonte gehörigen könig-

lichen Park, dessen stattliche Hirsche und Rehe die schöne Insulanerin, die bis dahin dergleichen Thiere noch nicht zu Gesicht bekommen, in lautes Entzücken versetzte, eine Aeußerung ihrer Empfindungen, die sich später noch steigern sollte, als wir Abends nach unserer Rückkehr einer Theatervorstellung beiwohnten, bei der der Gatte alle Mühe hatte, die verschiedenen Freudenbezeugungen, die das Neue und Ungeahnte in der Brust des Naturkindes wachriefen, in den nöthigen Schranken zu halten. Ich kann nicht in Abrede stellen, daß gerade diese Ekstase eines nicht übersättigten, noch unbefangenen Wesens einen großen Reiz für mich hatte, und bereute es keineswegs, eine Bekanntschaft gemacht zu haben, die mich die heutigen Nachmittagsstunden so angenehm zubringen ließ.

Der nächste Morgen sah mich schon zeitig durch die schöne Villa Nazionale, eine längs des Meeres sich hinziehende, vielbesuchte Promenade mit prachtvollen Gartenanlagen, und weiter von hier die Strada di Piedigrotta hinauf, nach dem Grabmal Virgil's hinauswandern. Neben der hochromantischen Umgebung, welche dort das Auge erfreut, hat man noch einen malerischen Tiefblick auf den unten gelegenen Eingang zur Grotte des Posilip, zu der ich demnächst hinabstieg. Dieselbe, ein großartiger Tunnel, dessen Anlage noch aus den Zeiten des Kaiser Augustus stammt, wird durch 40 Laternen erleuchtet und hat eine Längenausdehnung von mindestens tausend Schritt. Zum jenseitigen Ausgang gelangt, erreichte ich nach kurzer Zeit die Strada nuova di Posilipo, von der man eine herrliche Aussicht auf das Meer und die nahen Inseln, auf malerische Felspartien, auf Schluchten und Viaducte wie auf stolze Villen genießt und der ich so lange folgte, bis dieselbe sich zu senken anfing, und unmittelbar zur Linken, von blaugrünen Fluthen umspült, die Insel Nisida auftauchte.

Man hat von der Höhe der Straße, die hier einen Bogen beschreibt, einen weiten Blick auf den schönen Golf von Pozzuoli, der bis Capo Miseno sich ausdehnt. In der Ferne sieht man zu Seiten des öden Monte Barbaro das felsenumschlossene Pozzuoli, im Hintergrunde des Golfs den vulkanischen Monte Nuovo, und wiederum drüben auf der Landzunge das oben auf steiler Höhe gelegene Kastell

von Baja, eine ruinenbedeckte und verlassene, von Malaria heimgesuchte Gegend, wo im Alterthum noch die Villen des Cicero, des Hortensius und die der Cäsaren standen, und an deren vulkanische Natur die alten classischen Dichter die Sagen vom Tartarus, vom wilden Kampf der Titanen, vom Ulysses und Hercules knüpften.

Der hochgenußreiche Spaziergang hatte über vier Stunden gedauert, es war Zeit, an den Rückweg zu denken, indem ich mit Herrn M. und Gemahlin, unter Betheiligung zweier deutschen Herren, eine Besteigung des Vesuv verabredet, dessem Gipfel wir noch heute gedachten einen nächtlichen Besuch zu machen.

In Neapel wieder angelangt, beehrte ich die unmittelbar am Strande von Santa Lucia gelegene Restauration, wo man neben vortrefflichem Wein sich dem Genuß aller möglichen Arten von Seethieren hingeben kann, und begab mich alsdann zum gemeinsamen Versammlungsort, zur Piazza del Municipio. Da auch die Uebrigen bald darauf eintrafen, fuhren wir kurz nach drei Uhr, mit Benutzung der Pferdebahn, über Portici nach Resina, unter welchem letzteren noch heute die Schwesterstadt des alten Pompeji, das verschüttete Herculanum ruht.

Unsere erste Sorge war jetzt, für die Dame ein gutes Maulthier und für jeden von uns einen leidlichen Bergstock zu beschaffen. Binnen Kurzem war Alles geordnet. Um die auf dem Zelter thronende schöne Margarethe geschaart, schritten wir nun, dem Golf von Neapel einstweilen den Rücken zuwendend, dem Ausgang des Ortes zu. Mit Vermeidung der großen Straße, die von hier in mehrfachen Windungen zum Observatorium hinaufführt, benutzten wir den kürzeren Saumpfad, einen rauhen, mit vulkanischem Sande zum Theil überschütteten Weg, der sich in ziemlich directer Richtung durch Gärten und Obstbaumplantagen allmälig aufwärts zog. Man würde kaum glauben, dem Herde verderbenschwangerer Gewalten so nahe zu sein, wenn nicht zeitweise oben in der Rauchsäule ein röthlicher Schimmer sich zeigte, und die schwarzgrauen, wüsten Gebilde, jede Vegetation verdrängend, immer näher und näher rückten.

Nach Verlauf von fünfviertel Stunden, nachdem unsere Reiterin sich in Begleitung eines der Herren zur großen Straße gewandt, betraten

wir anderen Drei, den bisherigen Saumweg verlassend, die erkalteten Lavamassen, um steil an ihnen hinauf, über Klüfte und Spalten hinwegsetzend, in möglichst geringer Zeit zum Observatorium zu gelangen. Je höher wir aufwärts stiegen, um so wilder thürmten sich die Massen, um so einsamer wurde es rings um uns her. Nirgends war die geringste Spur von Vegetation mehr zu sehen, nur schwarze, verbrannte Steinmassen traten hier dem Auge entgegen. Wie die Ströme zähflüssiger Masse sich über einander gewälzt, so waren sie auch erstarrt und später im Laufe der Zeit allmälig zerbröckelt und zerklüftet, und gewährten zur Stunde das Bild einer endlosen Trümmerwelt, einer Stätte einstigen Kampfes der zerstörenden Elemente.

Wenige Minuten vor sechs Uhr Nachmittags erreichten wir das Observatorium. Dasselbe liegt auf dem Rücken eines hin und wieder mit Buschwerk bewachsenen Hügelkammes, der in halber Höhe des Vesuv, etwa 1700 Fuß über dem Meere, an den westlichen Absturz des Berges fast unmittelbar sich anlehnt, und von dem man in die beiden Thäler, den Fosso della Vetrana und den Fosso grande hinabblickt, in welche sich beim gewaltigen Ausbruch im Jahre 1872 die Lavaströme ergossen.

Die Wirthin der wenige Schritte vom Observatorium entfernten, ziemlich dürftigen Osteria hatte schnell unsere Wünsche verstanden und vor der Thür ihres Häuschens ein Abendessen servirt, das aus Eiern, Käse und Brod, sowie feurigem Vesuvwein bestehend, sich des allseitigen Beifalls erfreute und uns die Gelegenheit gab, auf das Wohl unserer schönen Gefährtin, die nicht lange nach unserer Ankunft in heiterster Stimmung eintraf, ein fröhliches Glas zu leeren. Inzwischen versammelten sich verschiedene Führer und Träger, möglichst wüst aussehende Gesellen, die zu jeder Tages- und Nachtzeit hier der kommenden Fremden harren und diese gewissermaßen als gesetzliche Beute betrachten. Wiewohl man, nach unserer Ueberzeugung, eines Führers kaum bedurfte, war es doch mit Rücksicht auf die schöne Margarethe besser, sich für alle Fälle zu sichern, und so wurde denn aus der Mitte der seitwärts lungernden Burschen einer der Aeltesten herbeigerufen und derselbe, nachdem wir zuvor die ziemlich

beträchtliche Lohnforderung auf den vierten Theil ihrer Höhe herabgesetzt, für die Expedition engagirt.

Die Uhr zeigte eben auf sieben und die abendlichen Schatten begannen allmälig heraufzuziehen, als wir wieder zum Wanderstab griffen, um nunmehr die zweite Hälfte des Aufstiegs in Angriff zu nehmen. Unmittelbar am Observatorium und der zum Schutze desselben gegen etwaige Lavaströme errichteten Mauer vorüber, gelangten wir in wenigen Minuten zu einem hölzernen Kreuz, bei welchem der Weg den Rücken des Hügelkammes verließ, um, scharf nach rechts hin abbiegend, sich als kaum erkennbarer Pfad durch ein mächtiges Lavafeld eine Stunde weit hinzuziehen. In der Dunkelheit erschien die Umgebung womöglich noch unheimlicher, gleich Ungeheuern starrten ringsum die phantastisch geformten Blöcke der hier erkalteten Massen aus dem Meer von Trümmern hervor, während oben auf der Spitze des Berges ein Glühen und Leuchten begann und hin und wieder einmal eine mächtige Feuersäule aufstieg, über die düsteren Lavafelder gespenstische Helle verbreitend.

Um acht Uhr gelangten wir zum Fuß des eigentlichen Aschenkegels und mit ihm zum beschwerlicheren Theil des Weges. Inzwischen war es Nacht geworden und das Feuer auf dem Gipfel des Vesuv durch den Kegel den Blicken entzogen, nur über das erst soeben verlassene Lavafeld hinweg leuchtete hin und wieder noch ein heller röthlicher Schein, als Verkünder der geheimnißvollen, immer thätigen Werkstatt Vulkan's.

Nach Anzünden der mitgenommenen Fackeln, die wir Herren abwechselnd voraufstrugen, und nachdem sich die schöne Margarethe vermittelst eines ledernen Riemen zuvor mit dem Führer verbunden, um so von dem Letzteren gezogen und durch einen von uns unterstützt bequemer steigen zu können, ging es rüstig, den langen Bergstock immer fest in den Boden gestemmt, an der steilen Aschenwand hinauf. Die mehrfachen Schwierigkeiten, von denen man so oft gehört, insbesondere das stete Zurückgleiten in den losen, beweglichen Massen, vermochte ich nicht zu bestätigen, vielmehr fand ich den ganzen Aufstieg so leicht wie nur immer möglich und trotz der 1200 Fuß, die noch zu ersteigen waren, in keiner Weise ermüdend. Schon

allein die bald hier bald dort hervortretenden Schlacken und Felsstücke dienten wesentlich zur Erleichterung und ließen, von Zeit zu Zeit dem Fuß einen Ruhepunkt gewährend, mit verhältnißmäßig geringer Beschwerde die Wand des Kegels erklimmen. Gegen neun Uhr wurde es um uns herum allmälig lichter und lichter, auch machte sich jetzt zugleich ein schwacher Luftzug bemerkbar; nur wenige Schritte noch und wir hatten den Gipfel des Berges, den Rand des Kraters, erreicht, um hier einen Anblick zu haben, der auf mich, der ich zum ersten Mal Gelegenheit hatte, am feurigen Herde eines thätigen Vulkans zu stehen, einen ebenso ungeahnten wie ergreifenden Eindruck machte.

Durch die vielfachen Eruptionen im Laufe der letzten Jahre hatten sich die Lavamassen gehoben und den Krater, dessen Umfang gegen tausend Meter, also etwa den achten Theil einer deutschen Meile beträgt, fast bis oben hin angefüllt, so daß dessen äußerster Rand nur noch einige vierzig Fuß augenblicklich darüber hinausragte und man so auf eine weite Fläche chaotischer Gebilde hinabblickte, aus deren Löchern und Spalten die glühende Lava aufflammte, während gleichzeitig schweflige Dünste, von leichtem Winde getrieben, wie luftige weiße Gespenster über die trügerische Decke hinwegjagten. Dem Mittelpunkte des Kraters, etwa zweihundert Schritte von uns, war ein runder Kegel entstiegen, aus dessen oberer Oeffnung in ununterbrochener Folge die Feuerströme hervorbrachen, bald fluthenartig an den Wänden des Kegels sich abwärts wälzend, bald wieder unter lautem Donnern und Krachen im Innern des Berges zur mächtigen Säule sich aufbäumend und glühende Steine und Schlacken hoch hinaus in die Lüfte schleudernd. Weiterhin sah man hier und da noch kleinere Eruptionsventile, aus denen mit unheimlichem Brausen gewaltige Dampfmassen aufstiegen, die sich wolkenartig, vom Feuerschein blutroth gefärbt, über die weite Fläche verbreiteten.

Das war ungefähr der Anblick, der sich hier dem Auge darbot, ein Gesammtbild von grauser Pracht und überwältigender Größe!

Mit Zurücklassung unserer Gefährtin sowie des betreffenden Führers, der gleich der Mehrzahl seiner Collegen eine gewisse Scheu an den Tag legte, das Innere des Kraters zu betreten, stiegen wir

Uebrigen jetzt an der abschüssigen Wand hinab und betraten demnächst die erkalteten Auswurfmassen, um über diese hinweg, in der Richtung auf den Kegel zu, der Mitte des Kraters allmälig entgegen zu steuern. Bei einiger Aufmerksamkeit und vorsichtiger Auswahl der stärkeren und zuverlässigeren Stellen der erstarrten Schlackengebilde war keine Gefahr zu befürchten. Je weiter wir zur Mitte hin vordrangen, um so fesselnder wurde das Schauspiel. Durch die zahlreichen Löcher und Spalten blickte man hin und wieder hinab auf die unten in der Glühhitze befindliche, flüssigem Golde vergleichbare Masse, von der wir zuweilen nicht mehr wie drei bis vier Fuß entfernt waren, und welche das hineingesteckte Ende des Bergstocks in Flammen setzte, noch bevor es die Lava berührte. An tiefer zerklüfteten Stellen sah man glühende Ströme hervorbrechen, die sich wenige Schritte weiterhin wieder zwischen den Spalten verloren.

Dem Kegel selbst sich zu nähern, war leider nicht ausführbar, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von den feurigen Schlackenmassen, die nach wie vor, oft unter betäubendem Knall, der weiten Mündung entstiegen, unverhofft überschüttet zu werden. Auch die mehr und mehr zunehmende Hitze sowie die schwefligen Dämpfe fingen an, nachgerade lästig zu werden. So kehrten wir denn, nachdem wir eine halbe Stunde im Krater zugebracht hatten, zum Rande desselben zurück, um wenige Minuten nachher an der Seite der Schönen von Capri, die mit Hülfe des Führers inzwischen ein geschütztes Plätzchen gefunden, uns in aller Behaglichkeit den Freuden des Mahles zu widmen.

Hoch über uns funkelten die Sterne, und allmälig ging auch der Mond auf, sich am herrlichen Walten der Natur und den Zaubereffecten der Schöpfung mit seinem Lichte betheiligend. Vom Silberglanz übergossen, eine weite schimmernde Fläche, aus der gleich dunkelen Colossen die fernen Inseln hervorragten, lagen jetzt der Golf und das Meer zu unseren Füßen gebreitet, eine ruhig schlummernde Traumwelt, ein ergreifender Gegensatz zu den geheimnißvollen Gewalten, die Furcht und Schrecken verbreitend in unserer Nähe sich regten.

Ein erneutes Donnern und Krachen, das wie eine mahnende Stimme aus dem Innern des Berges heraufdrang, war das Zeichen zum Aufbruch. Bei der schönen Capreserin stellte sich augenscheinlich jetzt eine gewisse Beängstigung ein, auch war Mitternacht schon vorüber und der Zeitpunkt gekommen, nachgerade an den Heimweg zu denken. So erhoben wir uns denn und nahmen Abschied von dem unheimlich großartigen Schauplatz. Die Fackeln waren während des Aufstiegs bereits zu Ende gegangen, jetzt vertrat der Mond ihre Stelle.

Das Hinuntersteigen vom Gipfel wird insofern wesentlich erleichtert, als man hierzu eine Stelle wählt, die frei von jedem Gestein und größeren Lavastücken sich am steilsten Theile der Wand bis zum Fuße des Kegels hinabzieht und so die Möglichkeit bietet, die Strecke von zwölfhundert Fuß in dem siebenten Theile der Zeit, die der Aufstieg zuvor erfordert, ohne Mühe zurückzulegen. Vermöge der lockeren Beschaffenheit der Aschen- und Bimssteinmassen, die keinerlei Hinderniß zeigten, ging es nunmehr mit Windeseile, sich der eigenen Schwere überlassend, in mächtigen Sätzen abwärts, ohne hierbei Besorgniß zu haben, das Gleichgewicht zu verlieren, da das tiefe Einsinken der Füße ein genügendes Hemmniß war und all und jede Gefahr eines gewaltsamen Sturzes ausschloß. Zum Fuße des Kegels gelangt, nahmen wir uns nur so viel Zeit, die Asche aus dem Schuhwerk zu entfernen, und setzten dann unverweilt unseren Weg nach der Osteria beim Observatorium fort, wo wir etwa um zwei Uhr eintrafen und mit einer mächtigen Schüssel noch dampfender Maccaroni von der Wirthin empfangen wurden.

Etwa drittehalb Stunden später betraten wir die Straßen von Resina und hatten daselbst das Glück, noch zwei Einspänner anzutreffen, deren halb verschlafene Kutscher sich gern bereit finden ließen, uns nach Neapel zu bringen. Im Osten begann es inzwischen allmälig zu dämmern, als wir langsam auf der schönen Straße längs der Meeresküste dahin rollten, und als wir nach zweistündiger Fahrt bei der Strada del Molo uns trennten, beleuchtete eben die Sonne den äußersten Gipfel des Vesuv und die blutroth gefärbte Rauchsäule verkündete gewissermaßen den kommenden jungen Tag.

In Anbetracht der durchwachten Nacht vergönnte ich mir einige Stunden der Ruhe und stieg dann im Lauf des Vormittags nach dem oberhalb Neapel gelegenen, durch seine großartige Aussicht berühmten Camaldoli hinauf, einem stattlichen alten Kloster mit hübschen Gartenanlagen. In der That war das Panorama, vom dortigen Belvedere aus gesehen, von unvergleichlicher Schönheit. Während man unmittelbar auf Neapel und den weiten Gürtel der Ortschaften bis hin nach Castellamare, auf Sorrent mit der Insel Capri, auf Ischia und Procida hinabschauet, und im Osten der Vesuv mit Pompeji sich dem herrlichen Bilde einfügt, schweift das Auge in nordwestlicher Richtung über das tiefblaue Meer hinweg bis hin zum fernen Gaëta und weit in die Campagna hinein, ein Rundblick von seltener Schönheit, der einstmals an dieser Stelle eine tief empfindende Seele zu dem Ausruf begeisterte: „Veder Napoli e poi morire!“

Beim Anschauen all des Schönen, was hier sich dem Auge darbot, flogen unwillkürlich die Gedanken zu den fernen Bergen der Schweiz und es drängte sich die Frage mir auf, was schöner sei, ein Hochgebirgsbild, von eisiger Höhe aus gesehen, oder aber ein Blick vom Vesuv oder hier von Camaldoli hinab auf die Stadt Neapel, auf das weithin wogende Meer und die entzückende Pracht seiner Inseln? Gewiß ist Jedes für sich so unendlich groß und erhaben, daß es schwer sein mag, zwischen Beiden den richtigen Vergleich zu ziehen, aber trotzdem möchte ich mich doch, unbeschadet der hiesigen Reize, für den Hochgebirgsblick entscheiden. Wenn ich hier von der Höhe auf Neapel und seine Umgebungen hinabschaue, dann kommt es mir gleichsam so vor, als hätte die göttliche Allmacht ein Erdenparadies hier geschaffen und uns solches mit den Worten überwiesen: „Da habt Ihr das Herrlichste und Schönste, so wie es sich Euer Herz nur immer zu wünschen vermag, genießt es und freut Euch daran!“ Die hohen schimmernden Zinnen der Schweizer Riesen dagegen erscheinen mir wie geweihete Stätten, auf welche den Fuß zu setzen dem Menschen nur ausnahmsweise unter besonderen Bedingungen vergönnt ist. Sie sind noch ergreifender für mich.

Pompeji und Capri. Nochmalige Besteigung des Vesuv. Pozzuoli und Cumae.

Am Morgen des 10. October benutzte ich den in der Frühe nach Pompeji abgehenden Zug, um der einstmals verschütteten, jetzt zum Theil wieder ausgegrabenen Stadt den heutigen Vormittag zu widmen. Das viele Interessante und Sehenswürdige, welches dort dem Auge begegnet, ließ mich nahezu volle sieben Stunden auf Besichtigung der Stadt verwenden. Insbesondere war ich überrascht, verhältnißmäßig noch alles so wohl erhalten zu finden. Während in Rom, gelegentlich der Kriege, die verwüstende Hand der Menschen die Denkmäler entschwundener Jahrtausende zum größten Theil völlig zerstört oder wenigstens unkenntlich gemacht hat, war es hier die Asche des Vesuv, welche schützend jene Hand fern hielt, um den spätesten Geschlechtern noch ein möglichst getreues Bild der alten damaligen Zeit, ihrer Sitten und Einrichtungen zu geben. Entgegengesetzt Herculanum, dessen Verschüttung durch Lava geschah, die zu festem Gestein erhärtet nur schwer zu beseitigen ist, so daß sich die Ausgrabung dort auf nur wenige Häuser beschränkt, hatte man hier es im Großen und Ganzen allein mit Asche zu thun, ein Umstand, der zur Genüge die bisherigen Fortschritte sowohl, wie das gute Erhaltensein der alten Denkmäler erklärt.

Das bis dahin ausgegrabene Pompeji repräsentirt eine Stadt von etwa 15 000 Einwohnern, während, wie ich von meinem Begleiter, einem Aufsichtsbeamten erfuhr, ein weiterer Häusercomplex von mindestens gleicher Größe noch unter der Erde ruhet, dessen Bloßlegung günstigen Falles wohl immer noch siebenzig Jahre oder mehr beanspruchen dürfte. Mit alleiniger Ausnahme der Dächer ist verhältnißmäßig wenig zerstört. Man sieht noch die prächtigsten Fresken in den damaligen Wohnungen der Reichen, die prunkvollen Badeeinrichtungen, die säulenumschlossenen Höfe mit den zierlichen Gartenanlagen, mit den Urnen, Statuetten und Fontainen, und wiederum in anderen, einst den ärmeren Klassen gehörigen, oder aber zum Handel bestimmt gewesenen Gebäuden noch Geräthe zum Mahlen des Getreides, zum Formen und Backen des Brotes, sowie mächtige Ge-

fäße von Thon zur Bewahrung von Wein und Oel, mit Marmor belegte Verkaufstische, auch hin und wieder noch Töpfe mit gedörrten Pflaumen und Feigen, nebst verschiedenen Resten von Mais, von Mehl und verbranntem Getreide. Die Spuren der Wagenräder sind noch heute als tiefe Rinnen im Straßenpflaster erkennbar; sie erscheinen wie stumme Zeugen einer lange verschollenen Zeit, wo hier noch reger Verkehr und heitere fröhliche Menschen die jetzt einsamen Gassen belebten.

Nicht ohne Bewegung erblickt man nicht weit von der Eingangspforte in dem dortigen kleinen Museum die mit Gips ausgegossenen Formen der aufgefundenen Leichen, die umgeben von der Aschenmasse zum Theil so erhalten blieben, daß man noch an einzelnen der Verunglückten den Todeskampf wahrnehmen kann. Die nur unbedeutende Zahl der ausgegrabenen Leichen dürfte dadurch sich wohl erklären, daß der große Vesuvausbruch im Jahre 79 n. Chr., der durch Bimsstein- und Aschenregen die blühende Stadt verschüttete, den meisten der damaligen Bewohner noch genügende Zeit zur Flucht ließ, so daß nur Gebrechliche und Kranke, oder die mit ihrer Rettung Beschäftigten dem entsetzlichen Verhängniß anheim fielen.

Unter den größeren monumentalen Bauten sind es besonders die Tempel der Venus, des Jupiter und des Mercur, sowie die dem Hauptplatz Pompeji's, dem einstigen Forum der Stadt, benachbarte schöne Basilika und das von Martorius Prius erbaute Große Theater, die sowohl durch ihre prächtige Lage, wie durch ihre Architectur das Interesse in Anspruch nehmen. Nicht minder fesselten mich die verschiedenen stattlichen Villen, wie die des Diomedes, des Sallust, des Castor und Pollux, und des kunstsinnigen Meleager, deren prachtvolle innere Räume noch heute ein lebendiges Bild vom damaligen Luxus abgeben. Der größte und werthvollste Theil der aufgefundenen Kunstsachen, als da sind Mosaiken, Fresken, schöne Vasen und Broncegeräthe, befindet sich jetzt in Neapel im dortigen Museo Nazionale, dem großartigen Sammelplatz der kostbarsten Alterthümer.

Ihm galt auch am nächsten Morgen mein erster Besuch, der ähnlich dem von Pompeji eine Reihe von Stunden beanspruchte, und wobei der Zufall es fügte, daß ich mit einem Herrn K., einem

deutschen Maler, bekannt wurde, der gleich seinem Landsmann Herrn M. eine Capreserin heimgeführt hatte, ein bildschönes junges Wesen, an dessen Seite derselbe seit mehreren Jahren bereits auf der lieblichen Insel lebte. Wie ich weiter vernahm, beabsichtigten beide schon morgen nach dorthin zurückzukehren. Auch auf meinem Programm stand Capri als zunächst zu unternehmender Ausflug, und so kamen wir denn überein, die Fahrt in Gemeinschaft zu machen.

Mit Verzicht auf den Dampfer, der erst später Neapel verließ, benutzten wir am nächsten Morgen die Bahn bis Castellamare und fuhren von hier per Wagen auf der wildromantischen Bergstraße, die sich bald hart am Strande entlang, bald hoch an der jähen Felswand mit prachtvollen Blicken auf den Golf und dessen Umgebungen hinzieht, an Meta und Sorrent vorüber, nach dem malerisch gelegenen Massa, dem letzten bewohnten Orte vor dem Cap della Campanella. Obschon der Wind aus Nordosten, mithin vom Lande her wehete, hatten wir doch allem Anscheine nach eine stürmische Fahrt zu gewärtigen, wenn anders der weiße Schaum, der weithin das Meer bedeckte, zu solcher Folgerung berechtigte. Den unvermeidlichen Wortkampf in Betreff der Ueberfahrtskosten überließ ich meinem Begleiter, der mehr mit der Behandlungsweise der hiesigen Bevölkerung vertraut war und dem es auch schließlich glückte, gegen Zahlung von fünfzehn Franken sechs rüstige junge Männer für die Expedition zu begeistern.

Nur mit großer Mühe gelang es, das wohl dreißig Fuß lange Boot den gewaltigen Wogen entgegen zum Hafen hinauszubringen, alsdann aber eilten wir im Fluge, unter mächtigem Segeldruck in südwestlicher Richtung steuernd, bei nahezu vollem Winde durch die schäumenden Fluthen dahin. Je mehr wir uns Capri näherten, um so schöner traten die Umrisse der herrlichen Insel hervor, deren senkrechte Klippenwände immer kühner und trotziger dem wogenden Meere entstiegen. Auf der in der Mitte der Insel befindlichen grünen Einsenkung, nach Osten und Westen zu von hohen Felsen überragt, lag die freundliche Dorfschaft Capri, der Wohnort des jungen Paares, wo zur Stunde zwei schwarzäugige Buben der heimkehrenden Eltern harrten.

Nach dreiviertelstündiger Fahrt betraten wir bei der Marine, einer Ansiedelung von Fischern und Seeleuten, wieder wohlbehalten das Land und begaben uns auf nächstem Wege zum genannten Dorfe hinauf. Herr K. war so liebenswürdig, mich persönlich nach meinem Quartier, dem Hotel Pagano zu geleiten, und zwar mit der Verabredung, nach Begrüßung seiner Familie mich von dort wieder abzuholen, um mir während der Nachmittagsstunden die Schönheiten der Insel zu zeigen.

Der Gegenstand unseres ersten Besuches waren die Ruinen der Villa di Tiberio, wo vom achthundert Fuß hohen Salto, einer Brüstung über senkrechter Felswand, der Kaiser Tiberius die Verurtheilten nach den raffinirtesten Foltern hinunter in's Meer stürzen ließ. Von dem einstmals stattlichen Schloß zeugen heute nur noch wenige Trümmer und nur die herrliche Aussicht von der wilden Höhe veranlaßt den Fremden noch, zu den Ruinen emporzusteigen. Auf dem Rückwege von hier gelangten wir nach längerer Wanderung durch das schöne Val di Mitromania, einer ostwärts nach dem Meere zu sich allmälig senkenden Thalschlucht, hinab zum Arco naturale, einem prächtigen Felsenthor, von dem man einen großartigen Blick auf die Klippenwelt der Insel genießt.

Was ich heute im kurzen Zeitraum von wenigen Stunden gesehen, hatte mir doch die Ueberzeugung gewährt, daß ein längerer Aufenthalt auf Capri noch garnicht so übel sein dürfte; ich vermochte es wohl zu verstehen, daß ein Mann, wie der Maler K. die Neigung gehabt haben konnte, sich ein trautes Heim hier zu gründen. Das Letztere, eine malerisch gelegene, im pompejanischen Styl neuerdings erst erbaute Villa hatte ich insofern Gelegenheit noch näher in Augenschein zu nehmen, als das Ehepaar die Freundlichkeit hatte, mich zum Nachtessen einzuladen, bei dem, nebenbei gesagt, Champagner und gebratene Wachteln eine hervorragende Rolle spielten.

Um schließlich noch einen Blick über die ganze Insel zu gewinnen, begab ich mich am nächsten Morgen, mit Benutzung der hoch an den Felsen längs des Meeres sich hinziehenden Straße nach dem Städtchen Anacapri hinauf und bestieg in Zeit von einer Stunde den benach-

barten Monte Salaro, den höchsten Gipfel von Capri. Die Aussicht von hier war entzückend. Während unten zu den Füßen die herrliche Insel selbst, das weithin wogende Meer und die tiefblauen Fluthen der Golfe von Sorrent und Neapel sich ausdehnten, sah man hinter der Bucht von Salerno die Berge Calabriens auftauchen, und es schweifte in nordwestlicher Richtung der Blick über Ischia hinweg bis hin zum Monte Circello, wo einstmals die Zauberin Circe, die Tochter der Sonne, hauste.

Gegen Mittag zurückgekehrt, begab ich mich hinab zur Marine, um die bis zum Abgang des Dampfers noch übrige Zeit zur Besichtigung der Perle von Capri, der „Grotta azzurra“ zu verwenden. Das Meer hatte sich während der Nacht wieder völlig beruhigt, eine Bedingung, unter welcher allein, bei dem niedrigen Eingang zur Grotte, das Einlaufen zu bewerkstelligen ist.

Unter mächtigen Felswänden hingleitend, hatte das kleine, nur flache Boot alsbald den Eingang erreicht, um nunmehr, nachdem wir zuvor, der Schiffer und ich, uns platt zu Boden gelegt, durch die Oeffnung hindurchzuschlüpfen. Man befand sich jetzt einem Anblick von bezaubernder Pracht gegenüber. Das ungefähr dreißig Fuß hohe und mindestens dreimal so lange und breite Felsengewölbe, welches über unseren Köpfen sich ausspannte, erglänzte im tiefsten Azurblau, während das Wasser gleich blauem Feuer das Innere der Grotte durchwogte. Jede Welle glich einer Flamme und verwandelte die Gegenstände, die wir hin und wieder hineintauchten, in bläulich blitzendes Silber. Die Lichtbrechung war von entzückender und unbeschreiblicher Wirkung und ließ das Gestein des Gewölbes wie durchsichtig fast erscheinen, als bestände dasselbe durchweg aus den herrlichsten blauen Saphiren. Man glaubt diese seltsame Erscheinung sich dadurch erklären zu müssen, daß das Licht durch den schmalen Eingang ausschließlich nur auf den weißen, gegen vierzig Fuß tiefen Grund der Grotte zu fallen vermag und so, durch das Blau des Wassers nach oben hin reflectirt, die Decke derselben erleuchtet.

Eine halbe Stunde genügte, mich wieder zurück zur Marine und zugleich zu dem Dampfer zu bringen, der unweit des Strandes liegend,

schon im Begriff war, die Anker zu lichten. Ein gerade an Bord befindliches Männerquartett, von Zither und Harfe begleitet, ließ alsbald die fröhlichen Klänge der Sancta Lucia erschallen, und pfeilschnell bewegte sich das Schiff durch die sanft gekräuselten Fluthen der Bucht von Neapel entgegen.

Der folgende Tag war bestimmt, mir zwei freudige Ueberraschungen zu bringen. Gleich beim ersten Morgenspaziergang begegnete ich unweit des Hafens dem preußischen Hauptmann B., den ich wenige Wochen zuvor in Rom auf dem Palatin zu begrüßen Gelegenheit hatte. Sein damaliger Begleiter, Graf M., war nach Deutschland zurückgekehrt, während er selbst, wie ich jetzt vernahm, schon seit vierzehn Tagen hier weilte und die noch übrige Zeit seines Urlaubs auf Sicilien zu verwenden gedachte. Wir hatten somit das nämliche Reiseziel.

Was die zweite Ueberraschung betraf, so wurde mir diese erst später, im Lauf des Nachmittags zu Theil. Sie bestand in dem Wiedersehen mit einem Herrn P. aus Stettin, einem nahen Verwandten der Damen, mit denen ich so schöne Tage in Davos und Pontresina verlebt hatte. Derselbe befand sich bereits seit dreiviertel Jahren in Neapel, um sich in einem der hiesigen Geschäftshäuser kaufmännisch auszubilden. Noch bevor wir zusammentrafen, war von Seiten des Hauptmann B., und zwar in Erwägung des Umstandes, daß während der nächsten Tage kein Dampfer nach Sicilien abging, der Gedanke angeregt worden, noch heute den Vesuv zu besteigen, ein Vorschlag, der selbstverständlich sich meines Beifalls erfreute und zu welchem auch Herr P. sehr gern seine Zustimmung gab.

So verließen wir denn zu Dreien noch in später Stunde Neapel, begaben uns auf bekanntem Wege zunächst zum Observatorium, und stiegen sodann, mit Verzicht auf jede Begleitung, zu dem düsteren Gipfel hinauf, dessen oberen Kegelrand wir bald nach Mitternacht erreichten. Das Glück war uns diesmal nicht hold, der Krater wie dessen Umgebung waren dicht in Nebel gehüllt, der jede Aussicht benahm; nur zuweilen, wenn hier und da der Schleier sich zufällig lüftete, vermochte man zu erkennen, wie die feurigen Garben emporflogen; aber auch schon nach wenigen Secunden war Alles wieder

vorüber und nur noch ein röthlicher Schein in der vor uns gelagerten Wolke verrieth das gewaltige Schauspiel, welches hinter dem Vorhang sich abspielte. Dem Donnern im Innern des Berges und dem prasselnden Niederfall der Schlacken und Steine nach zu urtheilen, schien der Krater womöglich noch stärker wie an jenem Tage zu arbeiten, an welchem ich Gelegenheit hatte, denselben in der ganzen Pracht seiner Thätigkeit zu bewundern.

Die Nebel begannen inzwischen sich mehr und mehr zu verdichten, und so nahmen wir denn nothgedrungen, nachdem wir beinahe zwei Stunden vergeblich gewartet hatten, von dem treulosen Gipfel Abschied und trafen um sieben Uhr Morgens wieder in Neapel ein.

Die Tage, welche jetzt folgten, waren nicht sehr erfreulicher Art. Es regnete fast ununterbrochen, auch hatte sich aus Südwesten ein mächtiger Orkan erhoben, der das wilde sturmbewegte Meer zu gewaltigen Wogen aufstauete, die sich schäumend dem Strande zuwälzten und mit weithin donnerndem Anprall hier und da ihren weißen Gischt über die hohen Mauern hinweg bis hinein in die Straßen schleuderten. An unsere Fahrt nach Sicilien war vorläufig nicht zu denken, ebenso wenig an irgend welche Ausflüge; wir mußten uns schon einstweilen mit Neapel allein begnügen und so viel als möglich bestrebt sein, der unerfreulichen Zeit einige Lichtpunkte abzugewinnen. Die genaue Lokalkenntniß unseres jungen Freundes P. kam uns hierbei vortrefflich zu statten; was Neapel nur irgendwie an Sehenswürdigkeiten besaß, wurde nach und nach aufgesucht und jede Stunde des Tages nach besten Kräften benutzt, um, so weit es die Stadt anbetraf, unsere Anschauungen zu erweitern.

In der Nacht zum 19. October hatte das Wetter sich ausgetobt; der Morgen erwachte wieder bei klarem, wolkenlosen Himmel. Da das Schiff nach Messina erst einen Tag später abging, beschlossen wir die noch übrige Zeit zu einer Partie nach Pozzuoli und den Trümmern von Cumae zu verwenden, an welcher sich außer uns Dreien noch ein junger Mann aus Triest, ein Freund des Herrn P., betheiligte.

Ungeachtet der völligen Windstille war das Meer noch in wilder Aufregung und die Fahrt am Strande entlang mit vielem Interesse verbunden. Der Omnibus passirte zunächst die Grotte des Posilip

und die Ortschaft Fuorigrotta, weiterhin das kleine Bagnoli, und erreichte um 8 Uhr Morgens, zuletzt auf der steinigen Straße längs des Golfs von Pozzuoli hinrollend, die alte Stadt gleichen Namens, welche hier vom Meere bespült, an die kahle felsige Höhe der Solfatara sich anlehnt. Von der früheren Größe Pozzuoli's, welches einstmals als Handelsplatz eine hervorragende Stelle einnahm und wo der Apostel Paulus sieben Tage hindurch verweilte, zeugen heute nur noch wenige Trümmer in der Nähe der jetzigen Stadt, die augenblicklich nicht mehr als 15 000 Einwohner zählt.

Nicht lange nach unserer Ankunft sahen uns die Fluthen bereits mit dem Ruderboot quer durch den Golf in südwestlicher Richtung steuern, während am Cap Miseno vorüber das noch immer grollende Meer seine schäumenden Wogen heranwälzte. Ringsum an der Küste entlang, in weithin gedehntem Halbkreise, erhoben sich kahle Höhen und dunkele Kratergebilde, zwischen denen einst üppige Felder und stattliche Villen prangten, und die heute, der Malaria wegen von den Menschen ängstlich gemieden, verlassen und öde daliegen, ein ernstes schwermüthiges Bild, nur gemildert in seiner Wirkung durch den freundlichen Blick auf die Ortschaften, deren stattliche Häuserreihen im Osten und Westen der Bucht sich malerisch am Strande hinziehen.

Nach einstündiger, ziemlich bewegter, aber hoch genußreicher Fahrt stiegen wir unweit des Cap Miseno in der Nähe von Baja an Land und wanderten von hier zu Fuß durch einförmige Baumwollenfelder, an dem alten Gemäuer vorüber, wo Aeneas seine gefallenen Helden der Sage nach bestatten ließ, zu dem kleinen Oertchen Pozzillo, und weiter von dort hinauf zu dem oben auf hoher Klippe vereinsamt gelegenen Fort, bei dem sich noch heute das Meer durch einen Jahrtausende alten, zum Theil schon verfallenen Canal in den Lago del Fusaro stürzt. Um den Letzteren herum bemerkt man noch Reste von antiken Villen, von Gräbern und Fischbehältern, während sich aus der Mitte des Sees, dessen Austern von jeher berühmt waren, ein modernes Königliches Schloß, das sogenannte Casino erhebt.

Dem Meeresstrande nunmehr in nördlicher Richtung folgend, gelangten wir nach dreistündigem Marsch, vom Capo Miseno aus gerechnet, zu den Ruinen des früheren Cumae, der ersten und ältesten

aller griechischen Niederlassungen, dessen Burg sich auf einem Trachytkegel unmittelbar am Meere erhob. Den alten Ueberlieferungen nach vor dreitausend Jahren erbaut und viele Jahrhunderte hindurch ein völlig vereinsamter Vorposten hellenischer Kultur und Gesittung, ist es heute nur noch ein verschwindender, elender Trümmerhaufen und nur wenige Mauerreste bezeichnen jetzt noch die Stelle, wo einst die Acropolis stand und wo unten tief in dem Felsen sich die Höhlen und Stollen befanden, die mit Hunderten von Ausgängen versehen, ihrer Zeit der cumänischen Sibylle als Wohnsitz gedient haben sollen. Man hat von der Höhe aus einen großartigen Blick auf das Meer bis hin zu den Ponzainseln, sowie zum Capo Circello, während man weit über Gaëta hinaus die fernen Berge Albaniens und die blauen Sabiner Gipfel am Horizonte auftauchen sieht, ein selten schönes Panorama, das uns Veranlassung gab, ein Stündchen uns hier zu lagern, um uns neben der herrlichen Rundschau nach der heißen ermüdenden Wanderung eine Ruhepause zu gönnen.

Von hier aus führte der Weg durch Gestrüpp und verwilderte Weingärten, zwischen denen man zuweilen noch Bruchstücke von alten Marmorbekleidungen und Säulen umherliegen sah, allmälig zum Arco felice, einem schönen antiken Bogen von etwa 60 Fuß Höhe, der vermuthlich in früheren Zeiten zu irgend einer Wasserleitung in näherer Beziehung gestanden, oder möglicherweise auch als Viaduct gedient haben kann. Späterhin passirten wir noch den berühmten Lacus Avernus, einen ehemaligen Krater, den die Alten wegen seiner wilden, unheimlich düsteren Umgebungen für den Eingang zur Unterwelt hielten, und trafen um fünf Uhr Nachmittags, nachdem wir somit den Golf im weiten Bogen umschritten, wieder in Pozzuoli ein. Die noch übrige Zeit bis zur Abfahrt des Omnibus verwandten wir gern dazu, den alten vortrefflichen Wein, den man uns im Gasthause vorsetzte, nach besten Kräften zu würdigen; alsdann aber setzte sich das schwanke Gefährt in Bewegung, und die feurige Sonnenkugel war eben im Begriff, in die Fluthen hinabzutauchen, als wir wohlbehalten wieder in Neapel anlangten.

Nach Sicilien. Besteigung des Aetna.

Am 20. October Abends begaben wir uns, der Hauptmann und ich, an Bord des nach Messina abgehenden Schiffes, welches unmittelbar darauf die Rhede von Neapel verließ. Das Wetter war klar aber stürmisch, der Wind blies direct aus Westen, und der wackere Florio-Dampfer stampfte mühsam in der Richtung auf Capri den mächtigen Wogen entgegen. Je mehr es anfing zu dunkeln, um so schöner wurde der Rückblick auf den endlosen Flammengürtel der hell erleuchteten Ortschaften von Neapel bis nach Sorrent, über welchen hinaus der Vesuv sein feuriges Haupt zum nächtlichen Himmel emporhob. Kurz nach acht Uhr ertönte die Glocke, die zum Abendessen herbei rief; von den vierzig bis fünfzig Passagieren erschienen indessen nur wenige an der reich besetzten Tafel, die meisten blieben oben auf Deck, um dem siegreichen Gott Neptun die erzwungenen Opfer zu bringen.

Je weiter wir vorwärts kamen und je mehr wir uns der Straße zwischen Capri und dem Cap della Campanella näherten, um so heftiger stampfte der Dampfer, um so lauter erschallte das Gestöhn der gemarterten Passagiere. Ungefähr nach Verlauf einer Stunde erreichten wir das offene Meer und steuerten nunmehr direct in südlicher Richtung weiter. Waren bisher schon die Bewegungen des Schiffes nicht allzu erwünscht gewesen, so nahmen dieselben von jetzt ab einen Grad von Heftigkeit an, der anfing, denn doch für die Dauer recht unbehaglich zu werden. Aus dem Westen, von Spanien herüber, brauste Woge auf Woge heran, und der Dampfer rollte gewaltig. Ich für meine Person zog es vor, die Nacht über auf Deck zu bleiben, hüllte möglichst dicht mich in ein vom Steward entlehntes Plaidtuch und genoß, auf einer der Bänke behaglich lang hingestreckt, den herrlichen Sternenhimmel und den Anblick des zürnenden Meeres so lange, bis die Augenlider sich senkten und ich nach und nach in süßen Schlummer versank.

Fünf Uhr war bereits vorüber, als ich wieder erwachte; immer noch die heftigen Bewegungen und das nämliche Rollen des Schiffes! Bald stieg im Osten die Sonne in entzückender Strahlengluth hinter

den Bergen Calabrien's empor und ließ bis auf weit hinaus die schäumenden Wellenkämme in goldigem Lichte erglänzen. Am südlichen Horizonte tauchten die Klippen von Stromboli auf und nicht allzu lange darauf auch die übrigen Liparischen Inseln. Wir näherten uns jetzt schnell. Bald konnte man den dampfenden Krater des Ersteren deutlich erkennen und weiterhin sah man die Küste Siciliens den Fluthen entsteigen. Gegen acht Uhr fuhren wir dicht bei der Insel Stromboli vorüber, die wild und schön, eigentlich nur ein einziger Krater, als Kegel aus dem Meere hervorragt. Sicilien entfaltete sich jetzt immer mehr und mehr vor den Blicken, auf der langen dunkelen Linie erhoben sich felsige Höhen, und inmitten der Gipfelkette, hoch über dem Rand einer Wolke, der Erde gleichsam entrückt, thronte der weiße Gipfel des Aetna. Seinetwegen hatte ich zunächst die Fahrt nach hierher unternommen und so begrüßte ich denn mit freudigen Empfindungen sein stattlich ehrwürdiges Haupt, welches ich hoffte an der Seite meines Gefährten in wenigen Tagen zu betreten.

Um 11 Uhr Vormittags lief der Dampfer in die Meerenge ein. Zur Rechten traten allmälig die Häuser von Messina hervor, und nach einer herrlichen Fahrt an den zauberhaften Gestaden zu beiden Seiten vorüber, gingen wir dreiviertel Stunden später im dortigen Hafen vor Anker.

Wir begaben uns jetzt zunächst zum Albergo Trinacria, um vor Abgang des Zuges nach Catania noch das Mittagsmahl einzunehmen. Eine genauere Besichtigung der Stadt verschoben wir bis zur Rückkehr, welche leider mit Rücksicht auf den nur noch kurzen Urlaub des Hauptmanns schon am 25. October unwiderruflich stattfinden sollte.

Die Fahrt mit der Bahn nach Catania war in hohem Grade interessant. Immer längs der Küste dahindampfend, durcheilte der flüchtige Zug eine wunderbar schöne Natur. Während sich zur Linken das Meer ausbreitete, mit Schiffen aller Art belebt, deren weiße schwellende Segel im hellen Sonnenreflex von den blauen Fluthen sich abhoben, und malerische Felsenbuchten, Orangen- und Citronenwälder abwechselnd das Auge entzückten, trat zur Rechten alsbald

eine großartige, gewaltige Gebirgswelt heran, ein Durcheinander von wilden Schluchten und jäh aufragenden Felswänden, von zerklüfteten Lavagebilden und üppig bewaldeten Hügeln, hinter denen von Zeit zu Zeit der Gipfel des Aetna auftauchte. Bei Giardini passirten wir das oben an steiler Bergwand gelegene, von Alexander von Humbold als schönster Punkt dieser Erde bezeichnete Taormina, weiterhin den schäumenden Acis, den vielfach von Theokrit und Ovid besungenen Strom, der sich kurz vor Aci Reale in das offene Meer ergießt, und unmittelbar darauf die sieben Scogli de' Ciclopi, gewaltige, zum Theil begrünte, aus dem Meere hervorragende Felsen, die einst der geblendete Polyphem dem fliehenden Odysseus nachschleuderte.

Gegen sechs Uhr hatte der Zug Catania erreicht, nächst Palermo bei weitem die größte und bevölkertste Stadt Sicilien's, die zur Zeit gegen 90 000 Einwohner zählt und sich durch breite Anlage der Straßen wie durch besondere Reinlichkeit auszeichnet. Im Albergo Hasler daselbst befanden sich nur wenige Fremde, unter ihnen zwei junge Männer, ein Herr S. aus Amerika und dessen Reisegefährte, ein gewisser Herr T. aus Wien. Beide hatten wie wir die Absicht, den Aetna zu besteigen, und glaubten uns demgegenüber den Vorschlag machen zu dürfen, die Besteigung in Gemeinschaft zu unternehmen. Ganz abgesehen von dem Umstande, daß die in Sicilien noch immer etwas mangelnde Sicherheit das Beisammensein einer größeren Gesellschaft gewissermaßen befürwortete, machten die Herren einen so angenehmen Eindruck, daß wir gern auf den Vorschlag eingingen.

In der Voraussicht, in dem ziemlich ärmlichen, ungefähr zwei deutsche Meilen entfernt gelegenen Nicolosi, wo die eigentliche Besteigung des Bergriesen in der Regel ihren Anfang nimmt, die nöthigen Verpflegungsobjecte nur schwer erhalten zu können, ließen wir alles dahin Gehörige noch heute in Catania beschaffen, in erster Linie genügenden Proviant auf zwei Tage, demnächst für jeden von uns zwei große wollene Decken, sowie die entsprechenden Kohlen für den späteren Aufenthalt in der Casa Inglese, einer kleinen steinernen Hütte am Fuße des Aschenkegels, in welcher der Aetnabesteiger gemeiniglich zu nächtigen pflegt, um am nächsten Morgen zum Gipfel

emporzuklimmen. Auch die Witterung schien sich zu halten, der Himmel war wolkenfrei und die Abendluft kühl und erquickend, so daß wir uns mit den besten Hoffnungen auf das Gelingen des Unternehmens bei Zeiten zur Ruhe begaben.

Gegen sieben Uhr am anderen Morgen hielt ein großer viersitziger Wagen mit sämmtlichem Reisebedarf vor der Thür des Albergo Hasler, und wir. rollten nach wenigen Minuten durch die schönen Straßen Catania's dem bewußten Ziele entgegen. Nach zweistündiger Fahrt zum Dorf Nicolosi gelangt, engagirten wir hier zunächst den Führer Carbonaro Vicenzo, einen schon älteren doch noch rüstigen Mann, sowie sechs kräftige Maulthiere, von denen fünf für uns selbst und den eben genannten Begleiter, das andere dagegen zum Tragen der gesammten Utensilien bestimmt war. Für den Führer sowohl, wie für die Benutzung der Maulthiere bestand eine feste Taxe und zwar von bescheidenster Höhe; der Führer war mit zehn Lire und jedes einzelne der Maulthiere mit der gleichen Summe berechnet, für den Zeitraum von fast zwei Tagen eine äußerst mäßige Forderung.

Nicht lange nach zehn Uhr Vormittags waren die Vorbereitungen beendet und wir Alle soweit gerüstet, dem höchsten Vulkan Europa's, der dem Vesuv um das Dreifache überlegen, sich direct vom Strande des Meeres bis zur stattlichen Höhe von über 10 000 Fuß erhebt, einen ersten Besuch abzustatten. So setzte sich denn allmälig, ein jeder von uns den Bergstock einer Lanze gleich unter dem Arm und die weißen Decken einstweilen über den Knopf des Sattels gelegt, der Führer Carbonaro voran, unser kleiner Zug in Bewegung. Die erste Stunde lang ging es bei wahrhaft glühender Sonne durch einförmige kahle Landschaft, zum Theil über vulkanische Asche und zerbröckelte Lavastücke, in fast ebener Richtung fort, dann gelangten wir zur Waldregion und mit ihr zu einem engen Hohlwege, der sich in langen zahllosen Windungen, an den zierlichen Monti rossi, zwei kleinen Vulkanen vorüber, durch schönen Cypressenwald an den Südabhängen des Berges ziemlich steil und beschwerlich emporzog. Die Witterung machte sich prächtig und ritten wir hoffnungerfüllt, behaglich beim Dampf der Cigarre, je nachdem es der Weg erlaubte bald einer hinter dem anderen, bald neben einander zu Zweien oder

zu Vieren auch aufmarschiert, mit jenem glücklichen Gefühl den luftigen Höhen entgegen, welches man zu empfinden pflegt, wenn ein lange gehegter Wunsch sich seiner Erfüllung nähert und dem Anscheine nach sich alles, was damit in Beziehungen steht, zu unseren Gunsten gestaltet.

Wenige Minuten nach ein Uhr Mittags gelangten wir zur Casa del Bosco, einem alten steinernen Hause, in dem sich seit Jahren bereits eine kleine Osteria befindet. Wir hatten jetzt eine Höhe von 4000 Fuß erreicht. Noch während der dreiviertel Stunden, daß die Maulthiere gefuttert wurden, erhob sich ein kräftiger Nordwind und der vorher so heitere Himmel fing an, sich in Wolken zu hüllen; die Witterung nahm augenscheinlich einen anderen Character an.

Um zwei Uhr ging es wieder weiter. Die Vegetation hatte jetzt mit einem Male ein Ende, vereinsamte Lavafelder von unermeßlicher Ausdehnung traten nunmehr an ihre Stelle, und der immer strenger und steiler sich aufwärts ziehende Pfad hatte Mühe, sich zwischen den verworrenen und vielfach zerklüfteten Massen der Lava hindurch zu winden. Wir konnten noch nicht eine Stunde von Neuem zurückgelegt haben, als der stärker gewordene Wind zum vollständigen Sturm ausartete und statt des nur mäßigen Regens, der inzwischen begonnen hatte, einen scharfen, eisigen Schnee uns unmittelbar in's Gesicht trieb. Obwohl ein jeder von uns zwei starke wollene Decken sich fest um den Körper geschlungen, durchdrang doch der schneidende Wind mit der Zeit alle Kleidungsstücke und tobte zuweilen so heftig, daß wir nur noch mit Mühe vermochten uns aufrecht im Sattel zu halten. Auf einen zufälligen Beobachter würde der schweigsame, durch Sturm und Unwetter die verödeten Lavafelder sich hinaufbewegende Zug vermummter Reitergestalten gewiß einen etwas seltsamen, wo nicht unheimlichen Eindruck gemacht haben.

Binnen Kurzem hatte sich der Boden einen Fuß hoch mit Schnee bedeckt, die Maulthiere stiegen nur mühsam, und wir selbst, trotz aller Umhüllung, erstarrten beinahe vor Kälte. Auf meinem Gesicht hatte sich bald eine dichte Eiskruste gebildet, die den Bart vollständig verbarg und so fest mit dem Hute verband, daß der Letztere auch ohne Schnur mir nicht vom stärksten Sturm hätte vom Kopfe gerissen

werden können. Je weiter wir nach oben hin vorrückten, um so toller wurde es rings um uns her, um so wilder und lauter tobten die entfesselten Elemente; wir klapperten alle vor Kälte und vermochten mit den starren Händen die Zügel kaum noch zu halten. Um uns heulte der grimme Sturm mit einer orkanartigen Wuth und trieb uns im jähen Wirbel die Schneemassen immer heftiger entgegen. Die Maulthiere wandten die Köpfe, um dem eisigen Anprall zu entgehen, und waren nur mit großer Mühe noch von der Stelle zu bringen. Wir selbst mußten alle Kraft und Energie zusammennehmen, um auszuharren in dem Kampf gegen den immer noch wachsenden Aufruhr der uns feindlich gesinnten Berggeister.

Carbonaro Vicenzo benahm sich in jeder Beziehung vortrefflich und zeigte sich als ebenso beherzter, wie gefälliger und umsichtiger Führer. Ungeachtet seiner genauen Terrainkenntniß war es doch bei dem heutigen Schneesturm auch für ihn keine Kleinigkeit, von der Richtung nicht abzuweichen, ein Fall, der möglicherweise von den bedenklichsten Folgen hätte sein können.

Um sechs Uhr Nachmittags endlich, nach einem verzweifelten Ritt, an den sich ein Jeder von uns wohl noch lange erinnern wird, erreichten wir die 9000 Fuß hoch gelegene Casa Inglese, die völlig mit Schnee umwehet, für das Auge erst sichtbar wurde, nachdem wir uns bis auf dreißig Schritte derselben genähert hatten. Unsere Ankunft war noch so gerade zur rechten Stunde erfolgt; nicht allzu lange nachher, im Finstern, wäre der Ritt nahezu unmöglich geworden.

Es vergingen erst verschiedene Minuten, bevor wir im Stande waren, die starren und steifen Glieder allmälig aus dem Sattel zu heben und, während die ermatteten Thiere zum Stalle abgeführt wurden, durch den lockeren, knietiefen Schnee uns den Weg zur Hütte zu bahnen. In dem einzig darin benutzbaren, vielleicht gegen zehn Fuß breiten und doppelt so langen Raum fanden wir drei italienische Arbeiter um ein auf dem steinernen Fußboden glimmendes Feuer versammelt, dessen Qualm durch die Fugen des Gemäuers, durch welche der rasende Sturm ganze Wolken von Schnee hereintrieb, sich mühsam den Ausweg suchte. Man hatte, wie wir später erfuhren, diese Männer hinaufgeschickt, um Einiges noch aufzuräumen, was

übrig geblieben war von der Thätigkeit der betreffenden Handwerker, die den Umbau der Casa Inglese vor Kurzem in Angriff genommen, und welche die Hoffnung hatten, im Laufe des nächsten Jahres ihr begonnenes Werk zu vollenden. Dann wird der Reisende hier vortrefflich aufgehoben sein und neben Betten und Kochheerd, sowie einigen eisernen Oefen, noch eine Persönlichkeit vorfinden, welche dauernd hier stationirt, die Ordnung aufrecht erhalten und zugleich durch Beschaffung von Wein und anderen erwünschten Vorräthen den Besuch der Hütte nach Möglichkeit erleichtern soll.

Für uns war von obigem Luxus zur Stunde noch nichts vorhanden, mit Ausnahme zweier Strohsäcke, die uns später die Arbeiter anboten, welche uns auch zunächst beim Ablegen der fest in einander gefrorenen, mit Eis überzogenen Decken und beim Aufhängen derselben am Feuer bereitwilligst Hülfe leisteten. Bald darauf erschien auch Carbonaro mit der von dem sechsten Maulthier bis dahin getragenen Bürde, und gelang es der belebenden Wirkung einiger Flaschen alten Marsalas, sowie der durch frische Kohlen wieder neu angefachten Gluth des fast schon erloschenen Feuers, uns schließlich so weit zu erwärmen und wieder zu Menschen zu machen, daß wir nun auch dem übrigen Theil der mitgenommenen Schätze, als da waren Eier, Geflügel, kaltes Fleisch und getrocknete Früchte, unsere Aufmerksamkeit zuwenden konnten.

Um zehn Uhr, nicht eben gerade mit allzu sanguinischen Hoffnungen für den Morgen des kommenden Tages, begaben wir uns Alle zur Ruhe, wir Herren unausgekleidet in die wollenen Decken gehüllt auf den Strohsäcken ausgestreckt, der Führer und die Arbeiter dagegen sowie der Treiber der Maulthiere, der es freundlichst entschuldigen mag, wenn ich seiner bisher nicht erwähnte, auf den blanken Fußboden gebettet, mit dem gleichzeitigen Arrangement, daß abwechselnd einer der Letzteren für die ganze Dauer der Nacht das Feuer zu unterhalten und mit Flicken von altem Zeug die Fugen zu verstopfen hatte, durch welche noch nach wie vor der vom Sturme gepeitschte Schnee in das Innere der Hütte eindrang. An Schlaf war nur wenig zu denken, sowohl des entsetzlichen Rauches und des schlechten Lagers wegen, wie auch der zahllosen Flöhe, die bekanntlich für die

menschlichen Asyle auf den alleräußersten Höhen eine besondere Vorliebe haben.

Gegen 3 Uhr warf ich verstohlen einen Blick zur Thür hinaus; für die Möglichkeit einer Besteigung des Gipfels zum Sonnenaufgang fehlte leider jegliche Aussicht; immer noch das nämliche Schneetreiben und der gleiche Sturm wie zuvor! Mein Taschenthermometer zeigte auf nahezu sechs Grad Kälte. Um fünf Uhr erhoben sich auch die Uebrigen, von denen meine drei Gefährten über heftige Kopfschmerzen klagten; insbesondere mein Freund, der Hauptmann, von dem gestrigen Ritt wohl erkältet, schien sehr angegriffen zu sein. Ich selbst fühlte mich wohl und munter, obschon die noch immer im Stillen gehegte Hoffnung auf ein Gelingen der Expedition nachgerade herabgestimmt wurde, um so mehr als Carbonaro sowohl, wie nicht minder auch meine Begleiter augenscheinlich zur Rückkehr drängten, der Erstere noch mit dem Hinzufügen, daß die weitere Zunahme des Schnees das Durchkommen seitens der Maulthiere möglicherweise gefährden könne und allein schon aus diesem Grunde der Abstieg geboten sei. Auch der Treiber theilte diese Ansicht und gelang es mir nur mit Mühe und großer Ueberredungskunst, einen Aufschub bis neun Uhr Vormittags bei den Uebrigen durchzusetzen.

Die Zwischenzeit wurde zunächst zur Bereitung des Kaffees verwendet, der uns Allen nach der heillosen Nacht vortreffliche Dienste leistete und nach dessen Genuß auch der Hauptmann sich wesentlich besser fühlte. Der Schneesturm tobte unterdessen noch immer mit gleichen Kräften und die Stunden vergingen schnell, ohne daß in der Situation eine Aenderung eintreten wollte. Schon fingen wir allmälig an, uns zum Abmarsch vorzubereiten, als kurz vor acht Uhr ein von draußen zurückkehrender Arbeiter in bedeutsamer Weise uns zuwinkte und uns gleichzeitig aufforderte, vor die Thür der Hütte zu treten.

Der Anblick, der sich hier darbot, war derartig überraschend, daß wir glaubten, unseren Augen nicht zu trauen. Der Sturmwind war nach wie vor allerdings noch immer der gleiche, aber die Wolken waren zerstoben und über uns wölbte sich ein klarer tiefblauer Himmel. Im Hintergrunde der Hütte erhob sich als Riesencoloß der mächtige

Aschenkegel, den wir jetzt zum ersten Mal sahen und dessen äußerstem Gipfel ganze Wolken von pechschwarzem Rauch in wildem Gewoge entstiegen und vom Sturme niedergedrückt, an der weiß beschneieten Wand sich fluthenartig hinabwälzten.

Ich entschloß mich nunmehr zum Aufstieg; auch die Uebrigen traten mir bei, nur der Hauptmann, der sich noch immer ermattet und unwohl fühlte, erklärte zu unserem Bedauern, seine Betheiligung ablehnen zu müssen. Sein Verwaistsein sollte indessen von kürzester Dauer sein; nach wenigen Minuten bereits — wir waren noch nicht hundert Schritt von der Casa Inglese entfernt — sah Herr T. aus Wien sich gezwungen, nachdem er bisher vergeblich dem Sturme zu trotzen versucht, zur Hütte zurückzukehren. Eine Viertelstunde darauf trat auch sein Gefährte Herr S., der zuvor wiederholentlich schon an der Kegelwand abgeglitten, allmälig vom Schauplatze ab, so daß ich mit Carbonaro, dem wackeren Führer allein blieb, der heute, wie er mir mittheilte, zum hundert und zehnten Mal den einsamen Gipfel besuchte.

Der Aufstieg war ein sehr böser. Die sonst lockere und nachgiebige Asche war völlig zu Stein gefroren und dicht mit Glatteis überzogen, so daß man nur schwer für den Fuß einen Halt zu finden vermochte. Dabei heulte und tobte der Sturm mit gesteigerter Heftigkeit und trieb uns die vulcanischen Dämpfe des gewaltigen Kraters entgegen, der noch tausend Fuß über uns, zuweilen durch ein dumpfes Rollen seine Nähe verkündete. Ein Ausgleiten hätte unter Umständen von bösen Folgen sein können, wir handhabten daher, soweit es die erstarrten Hände nur immer gestatten wollten, den Bergstock nach besten Kräften, auch hatte ich Veranlassung genug, verschiedene meiner schweizer Künste hier gelegentlich anzuwenden. Es war ein hartes Stück Arbeit. Je weiter und je höher wir kamen, um so mehr hatten wir von dem Rauch und den schwefligen Dämpfen zu leiden, die der wilde Orkan uns zutrieb und welche die schon ohnehin durch den steilen und eisigen Aufstieg gequälten Athmungsorgane auf das Aeußerste in Anspruch nahmen.

Um neun Uhr, nach schwerem Ringen, war endlich der Gipfel erreicht. Der Sturmwind tobte hier oben mit derartiger Heftigkeit,

daß man nur mit Hülfe des Bergstocks einigermaßen im Stande war, einen festen Halt zu gewinnen, um so die wunderbar großartige Aussicht genießen zu können, die nach allen Seiten hinaus vor unseren Blicken sich aufthat.

Unter uns, in sonniger Tiefe, vom blauen Meere umspült, lag die grüne Insel gebreitet, deren hell beleuchteten Umrisse man bis zu den Bergen Palermo's und wiederum nach Süden hin bis Girgenti verfolgen konnte, während unmittelbar zur Rechten das Auge auf die Meerenge von Messina mit S. Giovanni und Reggio, und darüber hinaus auf Calabriens Höhen hinabschaute, zwischen denen in weiter Ferne der Golf von Taranto durchblitzte. Aus dem Norden grüßten die Krater der Liparischen Inseln herauf, deren Rauch, vom Winde getragen, in langen dunkelen Linien über die Meeresfläche sich hinzog. Nach dem Jonischen Meere zu, bereits in verschwimmender Ferne am südlichen Horizont, tauchte Malta aus den Fluthen empor, nach dieser Seite hinaus der Abschluß des gewaltigen Gesichtskreises, dessen wahrhaft riesenhafter Umfang von zweihundert deutschen Meilen sich hier vor den Blicken entfaltet und welcher in Anbetracht des vielen Schönen und Herrlichen, was derselbe dem Auge darbietet, wohl unübertroffen dasteht. Des Morgens zum Sonnenaufgang, bei stiller und klarer Luft, wenn die goldenen Feuerstreifen des heraufziehenden Tagesgestirns die grünen Höhen und Thäler mit ihren Städten und Dörfern, und wiederum das weite Meer bis hin zu den fernsten Küsten allmälig zu erhellen beginnen, muß man hier einen Anblick genießen, der an Größe und überwältigender Pracht alles ähnlich bis dahin Gesehene weit hinter sich zurückläßt.

Ein glücklicher Windstoß, der die Rauchsäule nach der anderen Seite hin drängte, verschaffte uns die Möglichkeit, wenn auch nur für kurze Zeit, an den Rand des Kraters zu treten und in diesen, mit senkrechten Wänden steil abfallenden Höllenschlund von sechs Kilometer Umfang einige Augenblicke hinabzuschauen, aus dessen grundlosen Tiefen ein unheimlich dumpfes Geräusch, ein fernes Sausen heraufdrang, während dichter pechschwarzer Rauch, zu düstern Wolken geballt, in unaufhörlicher Folge dem Innern des Berges entströmte.

Welch' wunderbarer Contrast, als wir unmittelbar darauf von dem Ort des Schreckens zurücktraten und noch wie zum letzten Gruß über die herrliche Insel hinwegschauten, die mit Ausnahme des Aetna selbst, der als weißer Coloß emporstieg, einem grünenden Garten gleich und umwogt von den Fluthen des Meeres zu unseren Füßen sich ausdehnte! Was hätte ich darum gegeben, bei ruhigem warmen Wetter all das Schöne und Großartige, und die Fülle von Pracht und Zauber, welche die göttliche Allmacht hier auf einem Punkte vereinigt, in Muße bewundern zu können! Aber es sollte ja nun einmal nicht sein und ich hatte ja auch allen Grund, mich einem gütigen Geschick von Herzen dankbar zu zeigen, welches noch in der letzten Stunde, nach bereits entschwundener Hoffnung, die Möglichkeit mir gewährt hatte, den weißen Gipfel zu betreten.

Ein längeres Verweilen war leider nicht durchführbar, zehn Minuten lang hatten wir wacker dem eisigen Sturme getrotzt, unsere Kräfte waren erschöpft, und so warf ich denn noch einen Blick auf die schönen sonnigen Gestade von Catania und Syracus, die ich noch heute zu betreten gedachte, und dann ging es langsam und vorsichtig an dem steilen Kegel hinab der Casa Inglese entgegen. Carbonaro schien noch mehr wie ich von der Kälte gelitten zu haben, derselbe glitt zweimal aus, das eine Mal mir auf die Schulter, zum Glück in dem Augenblick, wo ein gerade hervortretender Fels einen sicheren Halt gewährte, so daß ich mich im Stande fühlte, einem Anprall zu widerstehen, der sehr dazu angethan war, uns Beide in die Tiefe zu stürzen.

Um zehn Uhr, von unseren Gefährten, die sowohl den Auf- wie den Abstieg mit Hülfe des Fernrohrs verfolgt hatten, in herzlichster Weise begrüßt, betraten wir wieder die Hütte, um uns hier durch ein kräftiges Frühstück einigermaßen wieder zu erwärmen, während dessen der Maulthiertreiber seine Pflegebefohlenen vorführte. Eine Viertelstunde nachher saß die ganze Gesellschaft im Sattel.

Vom heulenden Sturme getrieben, ging es nun die Schneefelder abwärts und zwar mit einem kleinen Umweg nach dem Eingang zum Val di Bove, um noch einen kurzen Blick in dieses ebenso wilde wie großartige Thal zu gewinnen. Man schaut hier in einen schwarzen,

wüsten Schlund hinab von dreiviertel Meilen Breite, umstarrt von senkrechten Felswänden, die in ungezähmtester Wildheit bis zur Höhe von dreitausend Fuß in phantastischen Formen aufsteigen. Geologisch ist dies die merkwürdigste Stelle des Aetna; man neigt sich der Annahme zu, daß durch theilweise Entleerung des Berges in Folge von Eruptionen derselbe hier eingestürzt sei und sich so im Laufe der Zeit die Thalschlucht gebildet habe.

Unter prachtvollen Blicken hinab auf die blauen Fluthen des Meeres und die malerischen Buchten der Insel passirten wir um ein Uhr Mittags die Casa del Bosco. An Stelle des bisherigen Schnees trat jetzt das freundliche Waldgrün, auch der Sturm ließ mehr und mehr nach, und als wir nach anderthalb Stunden, zuletzt bei glühender Sonne, in Nicolosi anlangten, da schien es uns wie ein Traum, wenn wir an die eisigen Höhen und die gehabten Strapazen zurückdachten.

Um fünf Uhr saßen wir wieder im Albergo Hasler in Catania beim wohlbereiteten Mahle, und ein fröhlicher Becher feierte den heutigen gelungenen Tag, der dem vielen Schönen und Erhabenen, was bisher mein Auge gesehen, noch ein Bild hinzugefügt hatte, das mir stets im Gedächtniß bleiben wird und dessen ich mich jeder Zeit mit Freuden erinnern werde.

Syracus. Rückkehr nach Neapel. Zweimalige Besteigung des Vesuv. Paestum und Amalfi.

Nach Verabschiedung von unseren Gefährten verließen der Hauptmann und ich noch im Laufe des Abends Catania und fuhren direct mit der Bahn durch die Lästrygonischen Felder, die Getreidekammer Siciliens, und am See von Lentini vorüber, längs der Küste nach Syracus. Angesichts der schon späten Stunde war eine Besichtigung der Stadt für den heutigen Tag nicht mehr möglich; erst am folgenden Morgen, nachdem wir die Nacht im dürftigen Albergo Vittoria,

von Mücken und Mosquitos gepeinigt, nur wenig geschlafen hatten, begaben wir uns auf den Weg, um Syracus zu durchwandern.

Einst die größte und mächtigste Stadt der alten hellenischen Welt von fast einer halben Million zählt dieselbe gegenwärtig nicht mehr wie etwa 20 000 Einwohner und beschränkt sich allein auf Ortygia, eine kleine, durch einen Kanal vom Festland getrennte Insel, während damals das alte Syracus noch die ganze Hochebene beherrschte, welche längs der Küste sich hinzieht und zu der auch wir, als der Stätte vormaliger Größe, nunmehr unsere Schritte lenkten. Unser erster Besuch galt der Latomia del Paradiso, einer hohen und ausgedehnten, von üppigster Vegetation nach außen hin umschlossenen Grotte, die früher als Steinbruch gedient, und aus welcher mit Hülfe von Sclaven das Baumaterial für die Stadt und den Hafen entnommen wurde. In ihr befindet sich auch das bekannte Ohr des Dionysius, eine rund in den Felsen gehauene, conisch zulaufende Höhle, durch welche seiner Zeit der Tyrann die Gefangenen belauscht haben soll. Dieselbe ist zweihundert Fuß lang und zeichnet sich noch heut zu Tage durch besondere Akustik aus, so daß man im Stande ist, auch das allerleiseste Wort, welches jemand zur Oeffnung hineinspricht, auf der anderen Seite zu hören.

Von hier begaben wir uns hinauf zum alten Griechischen Theater, einem halbkreisförmigen Bauwerk von imponirender Größe mit fünfhundert Fuß im Durchmesser, welches hoch am Abhang gelegen, mit prachtvollem Blick auf das Meer und das mastenumstarrte Ortygia, zu den besterhaltensten Denkmälern des alten Syracus gehört. An den sechs und vierzig daselbst terrassenförmig aufsteigenden Sitzreihen, von denen die unteren eilf mit Marmor bekleidet sind, erkennt man noch hin und wieder in den Stein geschnittene Inschriften, wie die der Königin Philistis, die des Hieron und des Zeus Olympios, die dem Anscheine nach bestimmt waren, den einzelnen Kreisausschnitten des Theaters den Namen zu geben.

Am oberen Ausgang desselben, an der Grotte Nymphaeum vorüber, betraten wir gleich darauf die einsame Via delle Tombe, eine gewundene, hohlwegartig in den Felsen gehauene Straße, deren Wände zu beiden Seiten lange Reihen von Grabkammern aufweisen, die

sämmtlichen Inhaltes sowohl, wie des einstigen Schmuckes beraubt und jetzt nur noch leere Höhlen, wie eine längst verklungene Zeit den vorübergehenden Wanderer anstarren. Mit der Mündung der Gräberstraße hatten wir die Höhe des Plateaus erreicht und mit ihm zugleich einen Weg, der längs einer Wasserleitung und später über die Ebene hinweg, wo einst vor Jahrhunderten das römische Neapolis lag, allmälig im weiten Bogen durch ruinenbedeckte Landschaft zum Grab des Archimedes führte. Dasselbe, eine Felsennische mit einfach dorischer Façade, verliert insofern an Interesse, als man zweifeln möchte, die Grabstätte des berühmten Mechanikers hier wirklich vor sich zu sehen, die nach Cicero's Angaben vielmehr am Achradinischen Thore, also am entgegengesetzten Theile der Stadt gelegen haben soll.

Drei Stunden waren wir jetzt unterweges und ergriffen gern die Gelegenheit, uns in einer hier in der Nähe befindlichen Osteria durch ein Gläschen alten Syrakusers für den weiteren Marsch zu stärken.

Unser nächstes Ziel war die Kirche S. Giovanni, deren Krypta des heiligen Marcian von besonderem Interesse ist. Dieselbe besteht in einer kleinen, unter der Erde errichteten Kapelle, zu welcher als einziger Zugang eine schmale Treppe hinabführt und die in der Zeit der ersten Christenverfolgung den Gläubigen als Zufluchtsort und Stätte der Andacht diente. In Form eines griechischen Kreuzes im ersten Jahrhundert erbauet, und zugleich der Begräbnißplatz des heiligen Marcian, enthält dieselbe noch Reste von schönen Wandmalereien sowie von alten Sculpturen, auch soll schon Apostel Paulus seiner Zeit hier gepredigt haben.

Nicht minder interessant und lohnend war die Besichtigung der Katakomben, die von der genannten Kirche nur wenige Schritte entfernt sind. Sie gehören zu den ausgedehntesten und großartigsten ihrer Art und ziehen sich in mehreren Stockwerken fast zwei deutsche Meilen weit in der felsigen Tiefe fort. Den Inschriften nach zu schließen, haben schon die ältesten Christen diese Räume zu Grabstätten benutzt, doch rührt ihre einstige Entstehung, wie man annehmen zu dürfen glaubt, aus noch bei weitem früherer, vermuthlich vorgriechischer Zeit her.

Der Rundgang war nun beendet und wir begaben uns hochbefriedigt mit jenen Gefühlen auf den Rückweg, die an jeden Menschen herantreten, wenn derselbe einen althistorischen, ruinenreichen Boden soeben durchwandert hat, einen Boden, auf welchem wie hier, seiner Zeit Spartaner und Athener, Carthager und Römer Jahrhunderte hindurch gekämpft, der überall Zeugen und Spuren einer gewaltigen Vergangenheit aufweist, und an den selbst die uralte Sage zum Theil ihre Gesänge geknüpft hat. —

Wenige Minuten nach zehn Uhr Abends, nach sechsstündiger Eisenbahnfahrt, befanden wir uns wieder in Messina. Wir nahmen diesmal Quartier im Albergo Vittoria, woselbst wir zwei Zimmer erhielten, die einen freien Blick auf das Meer und die jenseitige Küste gewährten, so daß wir noch am späten Abend, zum Fenster hinausgelehnt, den Anblick genießen konnten, den Messina und seine Umgebung, vom hellen Mondlicht beleuchtet, zur jetzigen Stunde darbot. Auf der Rhede, im wieder beruhigten, nur sanft gekräuselten Meer und im Hafen wiegten sich die Schiffe mit ihren unzähligen Lichtern; von den nahen und ferneren Küsten sah man rings die Leuchtthürme winken, und hell von Calabriens Gestaden, ein flammendes Häusermeer, strahlte Reggio herüber. Kein Lüftchen bewegte sich, in den erleuchteten Straßen Messina's war alles bereits zur Ruhe und kein lebendes Wesen zu erblicken, nur oben am Sternenhimmel zog der Mond seine einsame Bahn und warf sein silbernes Licht auf die friedlich schlummernde Stadt, auf das weite endlose Meer und die nächtlich stillen Umgebungen. Sicilien wollte den Abschied uns schwer machen. —

Der folgende Tag, der 25. October, war der Tag unserer Abreise. Das Schiff ging um drei Uhr Nachmittags, so daß noch Zeit genug blieb, in Messina sich umzuschauen und den Campo Santo zu besichtigen, der nicht weit von der Stadt entfernt, zu den schönsten Italiens gehört. Nächst der von ionischen Säulen getragenen großartigen Grabhalle, die durch ihren mächtigen Umfang, wie durch ihre Architectur insbesondere das Auge fesselt, weist der Friedhof einen seltenen Reichthum der herrlichsten Denkmäler auf, oft Kunstwerke ersten Ranges, umgeben von sorglich gepflegten, prachtvollen Garten-

anlagen, wo man unter Oleander und Lorbeer, unter Magnolien und Palmen hinschreitet. Auf Grund seiner günstigen Lage hoch oben am Bergesabhang hat man gleichzeitig einen herrlichen Blick auf Messina hinab, so wie auf das Tyrrhenische Meer und die östliche Küste Siciliens.

Auf dem Rückwege durchwanderten wir noch verschiedene Straßen der Stadt, flanirten am Hafen umher, und lauschten zu Mittag der Musik auf der schönen Villa La Flora, einer größeren, der öffentlichen Benutzung überwiesenen Parkanlage. Nach Alterthümern zu forschen, war insofern keine Veranlassung, als in Folge der vielen Verwüstungen durch Kriege und Naturereignisse Messina sich eines derartigen Besitzes eben nicht rühmen kann.

Um drei Uhr ging der Dampfer in See. Bald waren die Häuser Messina's hinter dem Capo di Faro verschwunden und das Schiff steuerte jetzt, zwischen Scylla und Charybdis hindurch, in das offene Meer hinaus. Die Luft war angenehm und warm, und die endlose Wasserfläche von keiner Welle bewegt. Gegen sieben Uhr passirten wir Stromboli, während hinter uns Sicilien bereits in nächtliche Schatten sich hüllte, nur der weiße Gipfel des Aetna, von der scheidenden Sonne beleuchtet, trat noch klar und deutlich hervor. Späterhin ging allmälig der Mond auf und bald darauf schimmerte die weite Fläche des Meeres im Quecksilberglanz seines Lichtes. Es war eine herrliche Nacht; auch heute, wie bei der Herfahrt, vermochte ich mich nicht zu entschließen, zur Cabine hinabzusteigen, ich machte mir vielmehr wie damals ein Lager auf Deck zurecht und brachte die noch übrige Nachtzeit halb schlafend halb wachend zu.

Wenige Minuten nach sieben Uhr Morgens — die Sonne hatte inzwischen die Spitzen der Berge von Salerno mit Gold und Purpur gefärbt — lief das Schiff beim Cap della Campanella und der Insel Capri vorüber in den Golf von Sorrento ein, und zwei Stunden später, noch zuvor von den Böllerschüssen eines eben unter englischer Flagge in See gehenden Dampfers begrüßt, stiegen wir wieder in Neapel an Land.

Unser Ausflug war jetzt beendet, er hatte die kurze Zeit von

nur sechs Tagen gedauert, aber nichtsdestoweniger unauslöschliche Eindrücke hinterlassen.

Wenige Stunden nach unserer Ankunft begab ich mich nach dem Bahnhof zu dem dort schon bereit stehenden Zuge und sagte meinem bisherigen Gefährten, dem Hauptmann B., der jetzt in die Heimath zurückkehrte, Lebewohl. —

Anderen Tages besuchte ich Herrn P., und bestieg in dessen Gesellschaft noch am gleichen Abend bei Vollmondschein den Vesuv, dessen Gipfel wir um Mitternacht erreichten. Seit unserer letzten Besteigung hatte vieles sich hier geändert. Der inmitten des Kraters gelegene, schon oft erwähnte Eruptionskegel war zur Hälfte zusammengestürzt und warf unter betäubendem Lärmen seine feurigen Schlacken und Steine aus zwei verschiedenen Oeffnungen. Aus den umliegenden Klüften und Spalten quoll zähflüssige Lava hervor, die, nachdem sie allmälig eine kürzere oder längere Strecke durchflossen, wieder plötzlich in die Tiefe versank. Die goldglühenden Feuerströme gewährten jetzt bei der Nacht einen ungemein großartigen Anblick; man schaute in eine weite, ungeheuere Esse hinab, die in jedem Augenblick fast ihre Physiognomie veränderte. Bei stärkerem Auswurf des Kegels konnte man heftige Vibrationen der von der Lava durchströmten erkalteten Massen wahrnehmen, die das Innere des Kraters ausfüllten, und man sah dann die Oberfläche sich gleichsam wellenartig auf und nieder bewegen.

Der gewaltige Eindruck des erhabenen Naturschauspiels ließ uns bis gegen vier Uhr Morgens auf dem Gipfel verweilen; dann ging es in mächtigen Sätzen durch die weiche, lockere Asche an der steilen Kegelwand abwärts. Bis zum Observatorium leuchtete der Mond, von da ab wanderten wir bereits im Lichte der aufgehenden Sonne, die Neapel und dessen Umgebungen immer deutlicher hervortreten ließ, während die dem Krater des Vesuv entsteigende mächtige Rauchsäule, in greller röthlicher Färbung am Blau des Himmels sich abhebend, vom Morgenwinde getragen, als feurige Riesenwolke über unseren Häuptern hinweg zog. Um sieben Uhr erreichten wir Resina und fuhren im leichten Carozzello längs des Strandes Neapel entgegen.

Nicht lange nach unserer Ankunft zog finsteres Gewölk herauf und es folgten nunmehr zwei trübe recht häßliche Regentage. Erst am Morgen des 30. October begann sich der Himmel zu klären. Ich hatte eben nach dem Frühstück einen kleinen Spaziergang gemacht und ein Stündchen unter der Palme inmitten der Gartenanlagen der freundlichen Strada Nuova den Blick auf das Meer genossen, als ich eine mir bekannte Erscheinung mit langem schneeweißen Bart direct auf mich zukommen sah, der hier in Neapel zu begegnen ich am wenigsten erwarten konnte. Es war der Baron von W., der langjährige Sommergast auf der Pension W. bei St. Gallen, meinem Standquartier für die Alpen. Wir hatten uns seit Jahren nicht gesehen und so Manches uns mitzutheilen, so daß wir den noch übrigen Theil des Tages beisammen blieben und erst spät am Abend uns trennten, nachdem wir zuvor noch am Strande im Restaurant von Santa Lucia, beim Gesang dreier Zitherspieler, angesichts des Sternenhimmels und des mondbeleuchteten Meeres eine hoch poesievolle Stunde mit einander zugebracht hatten. —

Es mochte gegen Mitternacht sein, ich erfreute mich eben gerade eines recht erquickenden Schlafes, als ein kräftiges Pochen an der Thür mich aus meinen Träumen weckte und sich draußen die bekannte Stimme Herrn P.'s vernehmen ließ, der mir mittheilte, daß der Vesuv im Ausbruch begriffen sei*). Wie ein Blitz war ich aus dem Bett und in wenigen Minuten auf der Straße. Der Anblick, der sich hier darbot, entzog sich jeder Beschreibung. Der ganze Gipfel des Berges war ein wogendes Flammenmeer, hoch darüber, in der Form eines Pilzes, thronte die blutroth erleuchtete Rauchwolke, während sich feurige Lavaströme den Aschenkegel hinabwälzten. Der größte und breiteste unter ihnen hatte mehr wie die Hälfte des Kegels, mithin die gewaltige Strecke von über fünfhundert Fuß inzwischen zurückgelegt und drang von Minute zu Minute immer weiter und weiter vor. Im Wiederschein des flammenden Berges glich der Golf bis auf weit hinaus einem endlosen Feuermeer und es war in den Straßen der Stadt augenblicklich so hell wie am Tage. Ganz Neapel

*) 1879.

war auf den Beinen, um das großartige Schauspiel zu sehen, das sich jeden Moment veränderte, je nachdem aus dem Flammengewoge des weiten Gipfelbereiches neue Lavaströme hervorbrachen und sich selbstständig der Tiefe zuwälzten, oder aber nach der Seite hin austretend, mit einem der goldglühenden Nachbaren ihre feurigen Fluthen vereinigten. Der ganze gewaltige, gegen zwölfhundert Fuß hohe Kegel war bereits in wenigen Stunden eine einzige, ungeheuere Gluth.

Wir hatten bei dem herrlichen Anblick bis vier Uhr Morgens verweilt und trennten uns mit der Verabredung, sobald es der unruhige Berg nur irgend gestatten würde, seine Besteigung zu unternehmen.

Allzu schnell sollte freilich dieser Wunsch noch nicht in Erfüllung gehen. Gegen Mittag begann es zu regnen, vom Vesuv war nichts mehr zu sehen, nur ein schwacher Schwefelgeruch machte sich in der Luft noch bemerkbar. Auch der Morgen des folgenden Tages brach trübe und unfreundlich an, bis sich später im Lauf des Vormittags ein kräftiger Nordwind erhob und die dunkelen Wolken verscheuchte.

Obwohl sich der Vesuv so ziemlich beruhigt zu haben schien, hielten wir es nichtsdestoweniger für rathsam, ihn diesmal bei Tage zu besteigen, und benutzten somit nach Tische den ersten Pferdebahnwagen, um bei Zeiten in Resina zu sein. Vermuthlich in Folge des Regens war die Luft trotz der Mittagszeit um ein Merkliches abgekühlt, so daß wir den Weg zum Observatorium in anderthalb Stunden zurücklegten.

Natürlich verfehlten wir nicht, auch heute bei der Therese, der hübschen freundlichen Hausfee in der unteren Osteria, auf kurze Zeit vorzusprechen und von ihrem Vesuvwein zu nippen, den sie uns, als alten Verehrern, in bester Qualität verabfolgte. So weit man die Situation von hier aus beurtheilen konnte, war diejenige Seite des Kegels, die für gewöhnlich zum Aufstieg dient, beim letzten Ausbruch des Berges von der Lava verschont geblieben, eine Annahme, welche auch später ihre volle Bestätigung fand, als wir nach einer Stunde den Fuß des Kegels erreichten. Die noch immer dampfenden Ströme der allmälig erkaltenden Lava waren mindestens zweihundert Schritt

von unserem Wege entfernt, so daß wir völlig gefahrlos an der losen Asche hinauf die Besteigung fortsetzen konnten.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, bei prächtigem Sonnenschein, betraten wir den äußersten Gipfel. Ich genoß jetzt zum ersten Mal bei Tage die großartige Rundschau, die nächst dem Blick auf Neapel, auf den Golf und das weite Meer, sich über Pompeji hinweg bis zum Monte San Angelo ausdehnt. Das Innere des großen Kraters war heute völlig verändert und sein bis dahin noch immer gegen fünfzig Fuß hoher Rand fast gänzlich verschwunden. Es hatten sich bei dem kürzlichen Ausbruch die gesammten Massen gehoben und waren in ihrer ganzen Ausdehnung von glühender Lava unterbettet, die von allen Seiten hervorbrechend und in stetem Wogen begriffen, bis zum Rande des Kraters emporstieg. Der Eruptionskegel arbeitete gewaltig, aber wieder nur aus einer Oeffnung, während der Auswurf bei der letzten Besteigung aus zwei Ventilen erfolgt war. Unglaubliche Mengen von Dampf, zu riesenhaften Wolken geballt, entstiegen unter dumpfem Brausen und Donnern der glühenden Mündung, unterbrochen vom Schlackenregen, der mit lautem knatternden Getöse hoch hinaus in die Lüfte geschleudert, beim Niederfall weit und breit die Wände des Kegels überfluthete. Während bei Nacht diese Lapilli und Schlacken als feurige Körper erschienen, hatten sie jetzt bei der Tageshelle die rothe Farbe des Siegellacks; inmitten des weißlichen Dampfes ein seltener, prachtvoller Anblick! Die den Fuß des Kegels in Gestalt von malerisch geformten Felsgruppen umgebende alte Lava war dicht mit Schwefel überzogen und schillerte in Gelb und Grün aus der Mitte der Dämpfe hervor, der gesammten Werkstatt Vulcan's ein unheimliches Ansehen gebend.

Mit aller gebotenen Vorsicht und zum nicht geringen Entsetzen eines Führers vom Observatorium, der wohl in der Hoffnung noch, daß wir seiner bedürfen möchten, uns stillschweigend nachgefolgt war, die wenigen Schritte hinabsteigend, gelang es uns mit Benutzung der etwas erhöhten Adern der alten erkalteten Lava, die die freurige Riesenesse in Form eines Netzes durchzogen, im Bereich der glühenden Ströme eine Zeit lang umherzuwandern und so das Wallen und Sieden der geschmolzenen Massen zu beobachten, bis schließlich die

immer mehr zunehmende, fast versengende Hitze uns zwang, uns wieder zum oberen Rand des Kraters zurückzubegeben.

Beim späteren Dunkelwerden gewann das herrliche Schauspiel womöglich noch an Interesse. Man sah jetzt über ein weites, in stetem Wogen begriffenes feuriges Meer hinweg, dessen Mitte, einer Insel gleich, der dampfende Kegel entstieg, der mit donnerähnlichem Brausen ganze Riesengarben von Schlacken und glühenden Materien auswarf, während neben ihm, aus den Spalten, immer neue, noch mächtigere Ströme feuriger Lava hervorbrachen, die kochend und zischend sich langsam der flammenden Tiefe zuwälzten.

Am Rande des Kraters gelagert, genossen wir den großartigen Anblick, bis die Mitternachtsstunde nahete. Dann stiegen wir, nachdem wir dem Vesuv ein letztes Glas noch geweihet, an der steilen Kegelwand hinab und schritten durch die mondhelle Nacht dem Observatorium zu.

Gegen drei Uhr betraten wir wieder die einsamen Straßen von Resina und trafen eine Stunde später wohlbehalten in Neapel ein. —

Unsere Absicht, den geplanten Ausflug nach Salerno, Paestum und Amalfi noch gegen Abend anzutreten, sollte leider an dem Umstande scheitern, daß mein Freund den erforderlichen Urlaub erst für morgen erhalten konnte, so daß wir die Abfahrt verschoben und Neapel erst am 4. November im Laufe des Nachmittags verließen, um zunächst nach Salerno zu dampfen. Dem dortigen Hotel d'Angleterre konnte man nur in jeder Beziehung das günstigste Zeugniß ausstellen; Verpflegung sowohl, wie Wein waren außergewöhnlich gut und dabei Zimmer und Betten von einer Reinlichkeit, wie man solcher in Süditalien nicht allzu häufig begegnet.

Der schönen Lage Salerno's an dem herrlichen Golf gleichen Namens vermochten wir uns erst zu erfreuen, als wir anderen Morgens in der Frühe auf dem breiten Corso Garibaldi am Strande umherpromenirten und zugleich Veranlassung nahmen, für die weitere Fahrt nach Paestum ein geeignetes Fuhrwerk zu suchen. Die Wahl war insofern nicht gleichgültig, als die durch ihr Räuberwesen von jeher berüchtigte Gegend auch heutigen Tages noch nicht zu den völlig sicheren gehört und es somit wünschenswerth war, sich einem möglichst

verläßlichen Kutscher für die Reise anzuvertrauen. Unser Suchen stellte sich indessen sehr bald als vergeblich heraus; unter all' den confiscirten Gesichtern und wahrhaften Galgenphysiognomien der verschiedenen Rosselenker existirte auch nicht eine einzige vertrauenerweckende Erscheinung; wir nahmen schließlich den ersten besten, allerdings mit der Ueberzeugung, daß derselbe vorkommenden Falls keinen Augenblick anstehen würde, sich in's feindliche Lager zu begeben.

Bis zu dem etwa anderthalb Stunden entfernten Ort Battipaglia gewährte die Fahrt durch den Blick auf die blauen Fluthen des Meeres, sowie auf die längs des Weges zum Theil in malerischer Lage sich hinziehenden Gärten und Gehöfte, den Reiz einer wechselvollen und ächt italienischen Landschaft; erst von da ab wurde die Straße allmälig verlassen und öde; so weit das Auge reichte, sah man nichts als eine versumpfte, hier und da mit Gestrüpp und Buschwerk bewachsene Haidefläche, auf welcher sich zahllose Heerden schwarzer Büffel umhertummelten. Der Weg machte eben eine Biegung, als aus dem nahen Gebüsch drei Reiter auf uns zugesprengt kamen. Es waren Carabinieri, von denen die beiden vorderen, nachdem sie das Ziel unserer Reise durch den Kutscher in Erfahrung gebracht, ohne weiteres dem Wagen folgten und uns bis Paestum begleiteten, woselbst wir nach vierstündiger Fahrt um zwei Uhr Nachmittags anlangten.

Von der im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt erbauten, lange Zeit hindurch reichen und blühenden, und später von den Saracenen fast völlig zerstörten Stadt stehen außer den früheren Ringmauern nur noch die gewaltigen Ruinen dreier alter griechischer Tempel, unter welchen der des Neptun durch die wahrhaft imposante Wirkung und schöne Harmonie der Verhältnisse insbesondere das Auge fesselt. Zwischen ihm und dem ihm nach Süden hin benachbarten kleineren Tempel, dem man seltsamer Weise den Namen Basilika beigelegt hat, erstreckte sich vermuthlich einstmals das Forum der alten Stadt; einige Sockel und Unterbauten für Tribünen und Ehrensäulen sind noch heute deutlich erkennbar.

Die mächtigen, von Travertinblöcken errichteten alten Stadtmauern, die als unregelmäßiges Fünfeck bis zur Küste des Meeres sich ausdehnen, sind größtentheils noch erhalten, desgleichen das Thor

im Osten nach dem nahen Gebirge zu. Vor dem Letzteren sieht man noch Trümmer früherer Wasserleitungen, sowie Reste von Straßenpflaster und Bruchstücke verfallener Thürme. Der Glanzpunkt von allem jedoch, wohin das Auge sich immer von Neuem wieder zurückwendet, sind die vorhin genannten drei Tempel. In stiller Verlassenheit stehen sie da, diese herrlichen Zeugen einer großen Vergangenheit; was sie einstmals umgab, ist lange dahin und vergessen, nur das blaue ewige Meer wälzt immer noch nach wie vor seine Wogen gegen die einsame Küste. —

Nach einem bescheidenen Imbiß in der dürftigen Osteria am Eingang der Trümmerstadt verließen wir um vier Uhr Paestum, wieder gefolgt von den Carabinieri, die dem Anscheine nach bis dahin geschlummert hatten. Dieselben begleiteten uns bis unweit Battipaglia. Bevor sie uns dort verließen, ritt einer von ihnen salutirend mit den Worten an den Wagen heran: „Glückliche Reise, meine Herren, Sie haben jetzt nichts mehr zu befürchten!"

In wie weit die in dieser Aeußerung enthaltene Andeutung in Wahrheit begründet war, entzog sich unserer Beurtheilung; immerhin jedoch war die Escorte, die man freiwillig uns gewährte, ein ziemlich deutlicher Beweis, daß auch von Seiten der Regierung gewisse Vorsichtsmaßregeln für geboten erachtet wurden.

Um acht Uhr trafen wir wieder im Hotel in Salerno ein, um hier nach gehaltener Mahlzeit bei einem Gläschen „Est-Est!" noch so lange gemüthlich zu plaudern, bis die schläfrigen Augen des Kellners an die späte Stunde uns mahnten und wir uns zur Ruhe begaben.

Der nächste Morgen sah uns schon zeitig, an den Hafenplätzen vorüber, in der Richtung auf Amalfi zu die berühmte Bergstraße hinaufwandern. Die Letztere gehört unstreitig zu den sehenswerthesten Italiens. Einige hundert Fuß über dem Meere längs der Küste in die Klippen gesprengt, zum Theil über Viaducte und durch lange Gallerien sich hinziehend, folgt die Straße in zahllosen Windungen den wild zerklüfteten Felswänden, die stundenweit jäh und schroff den crystallenen Fluthen entsteigen. Jedes Seitenthal, jede Biegung des trefflich gehaltenen Weges bringt dem Auge neue Ueberraschungen. Wo die Bergwände weniger steil, oder terrassenartig geformt sind,

sind dieselben mit Orangen und Wein, mit Citronen und Obstbäumen bepflanzt, deren goldig leuchtende Früchte inmitten der Felsenwelt einen ebenso wunderbaren wie entzückenden Anblick gewähren.

Die Vorsprünge am Meer und die Klippen sind zum Theil mit Wartthürmen besetzt, welche noch an die Zeiten erinnern, wo die Schiffe der Saracenen einst diese Küsten bedrohten. In Folge der zahlreichen Buchten, die man vielfach gezwungen ist, in weitem Bogen zu umwandern, verändert sich der Blick auf den Golf beinahe mit jeder Minute; ein herrliches Bild jagt das andere, und das Auge ist kaum im Stande, all die Schönheit und Pracht zu erfassen, die die unerschöpfliche Natur hier in seltener Fülle entfaltet.

Die Ortschaften, die wir passirten, überboten sich in schöner Lage; insbesondere imponirte uns Atrani, die Geburtsstätte Masaniello's, das vom Strande aus amphitheatralisch an den steilen Felswänden aufsteigt, während ringsum die Höhen mit Burgen, mit Klöstern und Kapellen geschmückt sind, deren blanke Dächer und Thürme aus dem dunkelen Grün der Granatbäume, der Kastanien und Pinien hervorschimmern.

Nach fünfstündiger Wanderung erreichten wir gegen Mittag Amalfi. Inmitten einer Felsenbucht, theils am Strande des Meeres sich hinziehend, theils im malerischen Durcheinander über den Abhang des Berges zerstreut, und umgeben von Orangen und Citronen, von Oliven und Johannisbrodbäumen, gewährt der Ort einen reizenden Anblick, noch gehoben durch den Monte Ceriti, der im Hintergrunde hervorragt und dessen gewaltige Wände und phantastisch geformte Felszacken dem ganzen bezaubernden Bilde einen großartigen Abschluß geben.

Im Mittelalter eine Stadt von über 50 000 Seelen, zählt das heutige Amalfi nicht mehr wie ungefähr 7000 Einwohner, die sich größtentheils mit Papier- und Seifenfabrikation beschäftigen und sowohl durch ihr gefälliges Aeußere, wie durch ihr freundliches Wesen einen vortheilhaften Eindruck hervorrufen. Wie man sagt, soll im Jahre 1302 ein gewisser Flavio Gioja hier den Kompaß erfunden haben.

Immer längs der Marine hinwandernd, gelangten wir nach kurzer Zeit zum Albergo del Cappuccini, woselbst wir zu Mittag speisten, um später auf der schattigen Veranda einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Für die Rückkehr wählten wir zur Abwechslung den bequemeren Weg zu Wasser und fuhren in leichter Barke, von mäßigem Westwind getrieben, an der herrlichen Küste vorüber, die wir eben noch zu Fuß umpilgert und deren Schönheit wir jetzt von der Meeresseite aus bewunderten, nach dem eine halbe Stunde von Salerno entfernten Vietri. Durch Abschneiden sämmtlicher Buchten ging die Ueberfahrt schnell von statten, so daß wir um vier Uhr bereits bei der dortigen Marine an Land liefen.

Von hier aus der Thalschlucht folgend, die stellenweis ziemlich steil, mit prachtvollen Blicken zurück auf den eben verlassenen Golf, in nördlicher Richtung sich hinzieht, gelangten wir nach einer Stunde zum freundlichen Städtchen La Cava, um nach flüchtiger Besichtigung der alten Arcaden daselbst, die dem Orte den Namen „Klein Bologna" gegeben, mit dem bald darauf kommenden Zuge nach Neapel zurückzukehren.

Den folgenden Tag, den letzten vor meiner Abreise, verbrachte ich im Dolce far niente. Zu Mittag speiste ich noch mit dem alten Baron von W., der den ganzen Winter hindurch in Italien zubringen wollte, und am Abend, nachdem wir zuvor einen Abschiedsbecher geleert, sagte ich auch Herrn P., meinem wackeren Vesuv-Gefährten, ein herzliches Lebewohl.

Der 8. November sah mich in der Richtung auf Rom zu dampfen. Der Himmel war trübe und wolkig und es fielen von Zeit zu Zeit vereinzelte Schneeflocken nieder; auch selbst für Neapel schon schien der Winter im Anzuge zu sein.

In Rom verlebte ich noch eine schöne genußreiche Woche und durchwanderte hier noch einmal die alten ehrwürdigen Stätten einer großen Vergangenheit, deren Eindrücke immer ergreifender und mächtiger an uns herantreten, je öfter wir Gelegenheit haben, dieselben in uns aufzunehmen.

Die Tage gingen schnell zu Ende. Am 15. November in der Frühe, nachdem ich noch Abends zuvor von der Höhe des Monte Pincio der Stadt Lebewohl gesagt, verließ ich Rom mit dem Eilzuge und kehrte über Verona und Innsbruck in die deutsche Heimath zurück. —

Inhalts-Verzeichniß.

Berichtigungen.

Seite 14, Z. 11, v. u., lies statt nicht beneidenswerthen aber — ebenso beneidenswerthen wie
„ 27, „ 2, v. o., „ „ diese Worte — die Worte hier
„ 139, „ 9, v. o., „ „ Braunwald — Braunwald
„ 177, „ 4, v. o., „ „ Spülgen — Splügen
„ 221, „ 14, v. o., „ „ viertelstündigem — vierthalbstündigem
„ 269, „ 6, v. u., „ „ Häusern — Hütten
„ 270, „ 17, v. u., „ „ Genießbare — einzig Genießbare.

Gedike, Rodrich

Wanderungen durch die Hochalpen nebst Ausflügen nach den Normannischen Inseln und Sicilien

Berlin ... [1890]